



universität
wien

MASTERARBEIT

Titel der Masterarbeit

„Der unproduktive Mensch“

Kritik an den pathologischen Aspekten neoliberaler Gouvernamentalität unter
Zuhilfenahme fiktionaler Literatur.

Verfasser

Lukas Raneburger, BA

angestrebter akademischer Grad

Master of Arts (MA)

Wien, 2015

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 066 824

Studienrichtung lt. Studienblatt: Politikwissenschaft

Betreuerin: o. Univ.-Prof. Dr. Hannelore Eva Kreisky

Motivation

Die Arbeitswelt am Beginn des 21. Jahrhunderts ist in Bewegung. Neben Phänomenen wie Prekarisierung, Arbeitslosigkeit und Entgrenzung, die in erster Linie Menschen am unteren Ende der sozialen Schichtung bedrohen, vollzieht sich ein fundamentaler Wandel im Verhältnis *aller* Menschen zum Thema Arbeit. Gemeint ist die Einstellung gegenüber bzw. die steigende Bereitschaft zur Arbeit. Zielgruppe dieser theoriegeleiteten Untersuchung sind Vielarbeiter_innen, grob formuliert also all jene Menschen, denen gemeinhin beruflicher Erfolg attestiert wird. Das Erkenntnisinteresse liegt in der Beantwortung folgender Frage: *Worin besteht deren Antrieb zur Arbeit und welche Folgen hat Vielarbeit?* Konkret handelt es sich um eine Auseinandersetzung mit kontemporärer Arbeitsmoral.

Die Ethik der Arbeit verändert sich auf Basis einer bestimmten Idee vom produktiven Leben. Eine Idee, die als Bestandteil neoliberaler Ideologie bzw. Utopie, weit über das hinausgeht, was bisher unter dem Begriff der Arbeitsmoral verstanden wurde und untrennbar mit kapitalistischen Verhältnissen verknüpft ist. Arbeit universalisiert sich zur Lebenseinstellung und wird zur ubiquitären Lebensmoral. Das wiederum hat Konsequenzen für Individuum und Gesellschaft. Einerseits macht neoliberales Menschsein krank, erschwert langfristige soziale Beziehungen und wirkt sich (negativ) auf die Zeitstrukturen modernen Lebens aus. Freizeit verliert mehr und mehr an Bedeutung. Andererseits schwindet der soziale Zusammenhalt innerhalb der Gesellschaft. Die Gleichsetzung von Arbeit und Lebenszweck stellt eine Gefahr für die soziale Kohäsion dar, insofern Gemeinschaften ihr verbindender Klebstoff abhanden kommt.

Die Veränderungen in der Arbeitswelt basieren nicht auf Zwang. Viel mehr verspricht sich der neoliberale Mensch vom produktiven Leben Freiheit und Sicherheit. Menschen, die sich konsequent neoliberalisieren, also die Dauerbereitschaft zum Arbeiten subjektivieren, leben gerade nicht in Freiheit. Pathologien beschränken eine autonome Gestaltung des eigenen Lebensweges und machen in letzter Konsequenz unproduktiv. Das sollte nicht nur Apologet_innen eines neoliberalen Lebens- und Arbeitsstils zu Denken geben.

Eidesstattliche Erklärung

Hiermit erkläre ich, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig angefertigt habe. Es wurden nur die in der Arbeit ausdrücklich benannten Quellen und Hilfsmittel benutzt. Wörtlich oder sinngemäß übernommenes Gedankengut habe ich als solches kenntlich gemacht.

Ich habe mich bemüht, sämtliche Inhaber_innen der Bildrechte ausfindig zu machen und ihre Zustimmung zur Verwendung der Bilder in dieser Arbeit eingeholt. Sollte dennoch eine Urheberrechtsverletzung bekannt werden, ersuche ich um Meldung bei mir.

Wien, am 12. April 2015

Ort, Datum

Lukas Raneburger

„Wer keine Kraft zum Träumen hat, der hat auch keine Kraft zum Kämpfen. Die tagtägliche Selbstermutigung, über den Tag hinaus zu denken, gilt auch für die Wissenschaft. Wer keine Kraft zum Träumen hat, der hat auch keine Kraft zum Erkennen.“

Oskar Negt

„Aufstehen, Straßenbahn, vier Stunden Büro oder Fabrik, Essen, Straßenbahn, vier Stunden Arbeit, Essen, Schlafen, Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag, Samstag, immer derselbe Rhythmus – das ist sehr lange ein bequemer Weg. Eines Tages steht aber das ‚Warum‘ da, und mit diesem Überdruß, in den sich das Erstaunen mischt, fängt alles an.“

Albert Camus

„Muße, nicht Arbeit, ist das Ziel des Menschen.“

Oscar Wilde

Vorwort

Kritik an gesellschaftlichen Verhältnissen ist die primäre Aufgabe jeder Sozialwissenschaft. Die Kritik in wissenschaftlichen Gesellschaftsdiagnosen ist mitnichten das Resultat normativer Schreib(tisch)übungen. Erst der Vergleich von diskursiv formuliertem Anspruch und gesellschaftlicher Realität macht sozialwissenschaftliche Kritik legitim. Anders formuliert: Wissenschaftliche Analyse, die sich selbst als kritisch versteht, hat eine zweifache Aufgabe zu bewältigen. Den Maßstab ihrer Kritik gewinnt sie aus einer Reflexion sozialer Zielvereinbarungen. Der Inhalt ihrer Kritik entspricht der wissenschaftlichen Diagnose sozialer Verhältnisse. Eine kritische Zeitdiagnose erinnert sich an das Kritikverständnis der klassischen Soziologie und zeigt Widersprüchlichkeiten zwischen (demokratisch) gefasstem Anspruch und sozialer bzw. gesellschaftlicher Realität auf.¹

Die Verwirklichung individueller Freiheit gilt heute als Hauptargument für die Etablierung gesetzlicher Bestimmungen.² Arbeit stellt diesbezüglich keine Ausnahme dar. Individuelle Freiheit, Selbstverantwortung und Autonomie fungieren als vielversprechende Schlagwörter kontemporärer Arbeitsmärkte. Die Sehnsucht nach Selbstverwirklichung und Persönlichkeitsentwicklung am Arbeitsplatz ist eine wichtige Facette des universellen Freiheitsanspruches im Postfordismus. Die Wirklichkeit in den Büros und Instituten widerspricht – so die Hauptthese der hier vorgelegten Abschlussarbeit – dem Anspruch postmoderner Gesellschaften nach Freiheit und Autonomie also Glück am Arbeitsplatz. Theoretisch ist diese Arbeit innerhalb des kritisch-relationalen Rationalismus verankert. Dessen ontologische Grundprämisse findet Entsprechung in einem Wissenschaftsverständnis, das sich die Analyse gesellschaftlicher Verhältnisse und deren Subverhältnisse zur Brust nimmt. Die soziale Welt setzt sich aus (Mikro-)Verhältnissen zusammen, welche wiederum aus Verhält-

1 Auch den sozialen Zielbestimmungen selbst ist Macht inhärent.

2 Selbst diejenigen politischen Initiativen, die auf eine Steigerung des Sicherheitsempfindens hinzielen, argumentieren mit dem Schutz individueller Freiheit. Obschon z.B. Maßnahmen zur Bekämpfung des Terrorismus schrittweise bereits erkämpfte Freiheiten reduzieren wird der Diskurs mit Verweise auf eine Mehr an Sicherheit und die proaktive Bewahrung der Freiheit geführt. Selbst militärische Interventionen firmieren unter dem Etikett des Schutzes individueller und wirtschaftlicher Freiheit.

nissen bestehen: menschliches Zusammenleben gemäß dem Verschachtelungsprinzip russischer Matrjoschkas. Nur dass sich die Verhältnisse immer wieder kreuzen und quer zueinander liegen, anstatt mittels harter und undurchlässiger Grenzen beschränkt zu sein. Prinzipiell Unbeobachtbares, d.h. der wissenschaftlichen Analyse nicht direkt zugängliche Phänomene, sind in ihren Wirkungen real und dürfen von der Sozialwissenschaft trotz aller Schwierigkeiten nicht vernachlässigt werden. Der methodische Teil der Arbeit greift zudem auf Prämissen interpretativer Ansätze zurück, insofern Bedeutungen berücksichtigt werden, die Menschen den Dingen beimessen. Sollte sich die ein oder andere theoretische Unvereinbarkeit eingeschlichen haben, möchte ich mich an dieser Stelle bei allen Leser_innen entschuldigen, sie aber gleichsam auf die potentielle Fruchtbarkeit einer Synthese von Hermeneutik und kritisch-relationalen Rationalismus verweisen. Sozialwissenschaft hat immer auch die Analyse von Zusammenhängen, Mustern und Brüchen in und zwischen den Verhältnissen (von Verhältnissen) zum Ziel.

Diese Arbeit wäre ohne die wissenschaftlichen Verdienste von Eva Kreisky nicht möglich. Erstens ist ein Forschungsblickwinkel, der Neoliberalismus als (maskuline) Ethik, jedenfalls als utopisch-moralisches Phänomen entzaubert, mitunter eine Innovation genderwissenschaftlicher Ansätze im Wirkungsfeld des von ihr geleiteten Instituts für Politikwissenschaften an der Universität Wien. Zweitens braucht es ein erweitertes Verständnis der Disziplin, will man Bücher – und hier insbesondere Texte aus dem Reich der Fiktion – als legitimes Mittel anerkennen, der Wahrheit *an den Leib zu rücken*. Hier nimmt Eva Kreisky eine methodologische Vorreiter_innenrolle ein. Drittens möchte ich mich für Betreuung und konstruktive Rückmeldung bedanken, die zur Steigerung der sprachlicher Präzision führten und mich maßgeblich im Kampf gegen die Beliebigkeit im wissenschaftlichen Kontext unterstützten. Ich danke meinen Eltern, Elisabeth und Johannes, für deren nie enden wollende Unterstützung, die weit über finanzielle Hilfestellung während meines Studiums hinaus ging, sowie Christoph Machreich, Günther Sandner, Martin Kronauer, Hans Pühretmayer, Rainer Widmann und Barbara CRUIKSHANK (1999) für vielfältige Anregungen zum Nachdenken. Danke an Lena, Magdalena, Maria, Jessica, Simon und Philipp für Ermutigung und viel Zuspruch. Johanna und Martin haben nicht nur in diversen Lesekreisen für produktive Zerstreuung gesorgt; herzlichen Dank dafür. Vielen Dank auch an Petra Jandrisits, die weit über die reine Rechtschreib- und Grammatikkorrektur hinausgehende, wertvolle, inhaltliche Hinweise gegeben hat. Besonderer Dank an Christoph Novak, ohne den diese Arbeit ein völlig anderes Gesicht hätte, und Sandra für Kraft, Inspiration und überhaupt alles.

Inhaltsverzeichnis

Motivation	i
Eidesstattliche Erklärung	iii
Vorwort	vii
Inhaltsverzeichnis	x
Einleitung	1
I. Gouvernamentalität	11
1. Arbeit	13
1.1. Prämissen	14
1.2. Arbeit & Politische Theorie	17
1.3. (Kurze) Geschichte der Arbeit	22
2. Subjektivierung	35
2.1. Sozialpsychologie: George H. Mead	40
2.2. <i>Homo clausus</i> : Norbert Elias	47
2.3. Gouvernamentalität: Michel Foucault	52
II. Neoliberale Gouvernamentalität	73
3. Neoliberale Arbeitsmotivation	75
3.1. Ökonomischer Liberalismus	80
3.2. <i>Klassischer</i> Neoliberalismus	87
3.3. Neoliberalismus als Utopie	93
4. <i>Exkurs: Kapitalistischer Kontext</i>	105

5. Der produktive Mensch	111
5.1. Sei flexibel!	113
5.2. Sei unternehmerisch!	119
5.3. Das produktive Subjekt	130
 III. Empirie	 137
6. Fiktionale Literatur und Politikwissenschaft	139
6.1. Methodische Vorbemerkungen	139
6.1.1. Prämissen einer <i>interpretativen</i> Politikwissenschaft	139
6.1.2. Realitätsgehalt fiktionaler Literatur	141
6.2. Forschungsmethodischer Ansatz	145
 7. Literaturanalyse	 151
7.1. Zur Auswahl der Texte	151
7.2. Buchzusammenfassungen	155
7.3. Dimensionen des produktiven Selbst	158
7.3.1. Der produktivistische Anspruch: Sprache als Beleg neoliberaler Subjektivierung	158
7.3.2. Von <i>libidinösen Durststrecken</i> , Insomnie und dem Tod: Ar- beitsmoral und Körperpathologien	170
7.3.3. Zur omnipräsenten Sehnsucht nach dem Wir: Arbeitsmoral und soziale Beziehungen	176
7.3.4. Die Ausweitung des Denkbaren: Scheitern, (Selbst-)Zweifel und neoliberaler Lebensstil	182
 Schluss – Der unproduktive Mensch	 195
 Literatur	 201
 Zusammenfassung	 213
 Abstract	 215
 Lebenslauf	 217

Einleitung

In einem Interview, das die überregionale Tageszeitung *Der Standard* mit dem Autor der Studie »Work:Design – Die Zukunft der Arbeit gestalten« des in Wien beheimateten »Zukunftsinstituts« geführt hat, wurde Tendenzen der Arbeit nachgespürt. So ist zu lesen, dass mit einer Auflösung tradierter und gewohnter Strukturen zu rechnen sei, insofern vieles von dem „[w]as früher als gegensätzlich wahrgenommen wurde, fusioniere – und das in Grundzügen bereits jetzt: etwa Arbeit und Freizeit, Leistung und Entspannung, Arbeitslosigkeit und Schaffenspause oder Arbeitsplatz und Mobilität“ (AICHINGER 2012). Präsentiert werden elf für die Arbeitswelt der Zukunft charakteristischen Arbeitstypen. Arbeitnehmer_innen vom Typ *Job-Hopper* „gehen, wenn die Dinge nicht nach ihren Vorstellungen laufen – und das selbstbewusst, um ihre Kompetenzen oder den Wert ihrer Spezialisierung wissend“ (ebd.). Die idealtypische Arbeitskraft von Morgen hat keinerlei Problem mit prekären Arbeitsverhältnissen. Unsicherheit wird als Chance letztlich als planbares Moment konzipiert. „[Job-Hopper, *Anm. L.R.*] fühlen sich sicherer, wenn sie den Job wechseln, weil sie davon überzeugt sind, sich an anderer Stelle besser entwickeln zu können“ (ebd.). Der Begriff des Prekariats gerinnt zur herrschaftlichen Symbiose von Freiheit (wie heute schon) und Sicherheit. Auf den Einwurf der Journalistin, wie denn ein Tohuwabohu von spezialisierten Individualist_innen gemanagt werden soll, entgegnet der Studienautor das Prinzip der Selbstführung. „Führung ist grundsätzlich immer mehr bei jedem Einzelnen [und jeder Einzelnen] angesiedelt“ (ebd.). Der zunehmende Projektcharakter von Arbeit mache einen Transfer der Führungsverantwortlichkeit auf die Ebene der einzelnen Mitarbeiter_innen notwendig. Führungsarbeit müsse hinfort jedeR Einzelne an sich selbst *verrichten*.

Auch wenn der Hype um die Zukunftsforschung seinen Scheitelpunkt bereits überschritten hat (vgl. RUST 2008) und Zweifel an der Jobtypen-These wohl berechtigt sind³, spiegelt sich darin ein hegemonialer Diskurs zur Re- und Neuformulierung

3 So könnte den Zukunftsforscher_innen in postmoderner Manier entgegnet werden, dass sich die Arbeit der Zukunft jeglicher auf Dauer gestellten Strukturierung entzieht. Auch der Verweis auf die Diskontinuität kommender Biographien, also die Vereinbarung mehrerer Jobtypen in ein und derselben Person, entkräftet Systematisierungsbestrebungen zukünftiger Arbeitsrealität.

von Arbeitsverhältnissen in unserer Zeit. Die hier vorgelegte Masterarbeit hat ebenjene dynamischen Tendenzen in kontemporären Arbeitsverhältnissen bzw. im Subverhältnis der Arbeitsmoral⁴ zum Gegenstand.

Als Prämisse fungiert die Überzeugung, dass es sich bei den von Statten gehenden Veränderungen die Arbeitsmoral betreffend um die Ergebnisse sozialer Auseinandersetzungen handelt.⁵ Die persönliche Einstellung zum Thema Arbeit liegt in gesellschaftlichen Verhältnissen verankert. Individuelle Bereitschaft zur Arbeit ist als soziales Mikroverhältnis mit übergeordneten Machtverhältnissen verknüpft. Die Forschungsarbeit zum Thema Arbeitsmoral kann daher nicht ausschließlich den Disziplinen Psychologie und/oder Arbeitssoziologie überlassen werden. Die Dynamik im Bereich der Arbeitsmoral ist mitnichten nur mit Verweis auf technologische (R)Evolutionen, diskursiv geschürte *Naturnotwendigkeiten* (wie z.B. die Erfordernisse globalisierter Vermarktlichung) oder individualistisch motivierte Nutzenmaximierung erklärbar. Anders formuliert: Streng genommen handelt es sich bei der persönlichen Motivation zur Vielarbeit um ein soziales Verhältnis, welches mit darüber liegenden (sic!)⁶ Macht- und Herrschaftsverhältnissen in einer Interaktionsbeziehung steht. Arbeitsmoral ist ein soziales Verhältnis.

Die Relevanz des Themas erschließt sich einerseits aus den im Vorwort formulierten Ansatzpunkten zur Legitimität sozialwissenschaftlicher Kritik. All das, was zwischen den – im optimalen Fall demokratisch formulierten – Ansprüchen einer Gesellschaft und der sozialen Wirklichkeit liegt, muss oberstes Ziel wissenschaftlicher Kritik sein. Darüber hinausgehend ist die Aktualität des Themas in den Thesen selbst angelegt. Pathologien auf individueller und sozialer Ebene, sowie Anomien

4 Als religiös vereinnahmter Begriff benötigt ein Text über Arbeitsmoral eine klar abgegrenzte Definition. Moral ist als Differenzprinzip von *gut* und *böse* begrifflich vorbelastet. Eine umfassende Begriffsdiskussion wäre von Nöten, um moralisierende Fallen zu umgehen und gleichzeitig den Begriff nicht zu überfrachten. Teil I versucht der notwendigen Begriffsbestimmung nachzukommen.

5 Damit lehnt sich der Text an eine Kernthese von Nicos Poulantzas an: „[Staat als] materielle Verdichtung eines Kräfteverhältnisses zwischen Klassen und Klassenfraktionen, das sich im Staat immer in spezifischer Form ausdrückt“ (POULANTZAS 2002, 159). Siehe hierzu insbesondere PULLER (2009).

6 Individuum und Gesellschaft stehen in einem dialektischen Verhältnis. Gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse wirken auf Individuen ein. Diese sind ihnen jedoch nicht hilflos ausgeliefert. Emanzipatorische Geschichtsphilosophie interpretiert sozialen Wandel als Geschichte *von unten*, ohne die Möglichkeiten für engagierte Einzelne oder soziale Widerstandsbewegungen in Habermas'schem Geist zu überschätzen. Eine Differenzierung entlang der Achse oben-unten erscheint nicht sinnvoll. Die soziale Reproduktion von Machtverhältnissen ist funktional und funktioniert entlang eines ähnlichen Musters. Mikro- und Makroverhältnisse greifen ineinander, überlagern sich, beziehen sich wechselseitig auf- und zu einander, stehen jedenfalls neben- und nicht über- oder untereinander.

auf gesellschaftlicher Ebene berechtigen die sozialwissenschaftliche Auseinandersetzung mit Tendenzen gegenwärtiger Arbeitsmoral auch dann, wenn diese aus einem eurozentristischen Blickwinkel erfolgt. Eine Auseinandersetzung deren wissenschaftlicher Output für die hier im Mittelpunkt stehende Zielgruppe (potentiell beruflich erfolgreicher Arbeitnehmer_innen) bisher eher mau ausfällt. Analysen der Mechanismen zur Durchsetzung *totaler Arbeitsbereitschaft* beschränken sich in der Mehrzahl auf empirische Untersuchungen von nach ähnlichem Muster eingeführten Arbeitsmarktreformen im europäischen Raum wie beispielsweise *New Labour* in Großbritannien oder auch die Agenda 2010 in Deutschland. Untersucht wird in erster Linie aktivierende Arbeitsmarktpolitik (vgl. SCHMID 2002). Ergebnisse einer theoriebasierten Auseinandersetzung mit steigender Arbeitsbereitschaft können neue Erkenntnisse über unbekannte bzw. unbemerkte Zusammenhänge zwischen pathologischen Erscheinungen unserer Zeit⁷ und einer neuen Arbeitsmoral freilegen.

Im Folgenden werden Einschränkungen und Begrenzungen dargelegt, die ein so umfassendes Thema wie den Wandel der Arbeitsmoral von Karrierist_innen überhaupt bearbeitbar machen. Im Mittelpunkt der Bemühungen zum Umbau der Arbeit hin zur Ineinssetzung von Arbeit und Lebenszweck steht bisher eine kleine Elite mit Vorbildwirkung. Diskutiert werden hauptsächlich der neoliberale Anspruch und das (vorläufige!) Ergebnis der gesellschaftlichen Auseinandersetzungen um die neue Arbeitsmoral. Woher kommt die Idee ubiquitärer Arbeit (→ Neoliberalismus) und wozu kann bedingungsloses *commitment* zu ebendieser führen (→ Pathologien bzw. Anomien)? Gezeigt werden sollen die individuellen und gesellschaftlichen Konsequenzen eines derlei fundamentalen Wandels der Arbeitsmoral. Zudem stehen idealtypische Arbeitnehmer_innen neoliberaler Produktivitätsutopie im Zentrum der Problemstellung. Lediglich periphere Beachtung finden die tatsächlichen Mechanismen und Prozesse der Verinnerlichung neoliberaler Arbeitsmoral. Eine weitere Einschränkung beinhaltet die Konzentration auf qualitative Aspekte des neoliberalen Arbeitskraftseins. Quantitative Aussagen zum Grad der Verbreitung neoliberaler Arbeitsmoral sind nicht Teil dieser Masterarbeit.

⁷ Getarnt als unvermeidbare Kollateralschäden des Fortschritts ist im populärsprachlichen Bereich dann und wann von *Wohlstandskrankheiten* die Rede. Werden derlei Herausforderungen unserer Zeit als Allgemeinplatz apostrophiert verschleiern sich gleichzeitig jene spezifischen Verhältnisse, die pathologische Phänomene wie *Burnout*, die Unfähigkeit langfristige Beziehungen oder Freundschaften einzugehen, Schlaflosigkeit etc. perpetuieren. Nicht technologischer und gesellschaftlicher Fortschritt (allein) fördern das Auftreten pathologischer Phänomene. Viel mehr liegt die Ursache in spezifischen und kontingenten gesellschaftlichen Verhältnissen, die immer auch anders aussehen können. Kurzum: Fortschritt und Wohlstandskrankheiten sind nicht zwingend miteinander in Verbindung zu setzen.

Sozialwissenschaften im Allgemeinen und die Politikwissenschaft im Speziellen beschäftigen sich intensiv mit dem Thema Arbeit. Noch immer ist die (Arbeits-)Soziologie diesbezüglich vorherrschend. Was es in Bezug auf Demokratie und gesellschaftlichen Zusammenhalt heißt, eine bestimmte Vorstellung der Bedeutung und *Gestalt* von Arbeit wenn schon nicht durchzusetzen, dann zumindest als Ideal zu etablieren, kann nur in Zusammenarbeit mit der Politikwissenschaft beantwortet werden. Ebendiese ist jedoch zu sehr in einer bestimmten Perspektive auf die Frage *Arbeit von morgen* verhaftet, insofern die meisten theoretischen (vgl. BECK 1999; CASTEL und DÖRRE 2009; LOHOFF et al. 2005) und eher empirischen (vgl. ABRAHAM und HINZ 2008; BONVIN et al. 2009; LANGE 2011) Analysen auf das Phänomen der destruktiven Flexibilisierung von Arbeit fokussieren. Gewerkschaftsforscher_innen elaborieren und kritisieren die Erosion von Gewerkschaften. Apologet_innen der fordistischen Besserstellung maskuliner Arbeitnehmergruppen monieren plausibel den Rückbau erkämpfter Errungenschaften voriger Generationen. Wichtigen Input liefern genderwissenschaftliche Ansätze (vgl. FÄRBER, ARSLAN und KÖHNEN 2008; AULENBACHER et al. 2007; FREY et al. 2010) und Texte im Bereich der Migrationsforschung (vgl. HAHN 2008; HOLLSTEIN, HUBER und SCHWEPPE 2010), die in den letzten Jahren viel zur Erforschung des Phänomens Arbeit beigetragen haben. Mit der betriebssoziologischen Optimierungsforschung von Arbeitsorganisation existiert eine weitere, lebhafte akademische Debatte zum Thema Arbeit, deren wirtschaftswissenschaftlich legitimierte Ansätze in der Praxis den größten Niederschlag finden (vgl. BOKRANZ und LANDAU 2006; FRANZ 2009; SCHLICK, BRUDER und LUCZAK 2010; WESTHOFF 1995).

Es existieren nur wenige Arbeiten, die sich explizit mit den (psycho-)sozialen Aspekten der neuen Arbeitsmoral beschäftigen (vgl. BAUER 2013; KREMPL 2011). Das mag zum einen an der Schwierigkeit liegen, Fragen und Antworten zu quantifizieren. Andererseits ist das Fehlen einer starken politikwissenschaftlichen und leibzentrierten Arbeitsforschung, die sich speziell für die Psyche und Physis der Betroffenen interessiert, auf die Existenz eines neoliberalen Wissenschaftsparadigmas zurückzuführen, innerhalb dessen bestimmte Forschungsblickwinkel weniger legitim erscheinen als andere. Hervorzuheben sind die Arbeiten des Soziologen Ulrich Bröcklings, der mit seinem Postulat vom „unternehmerischen Selbst“ (BRÖCKLING 2007) den bisher politikwissenschaftlichsten Versuch unternommen hat, die zukünftige Arbeitsmoral zu verstehen. Die vorliegende Arbeit versteht sich auch und in erster Linie als Versuch, das wenige und versprengte Material zum Thema neue/neoliberale Arbeitsmoral zusammenzuführen. Bestenfalls erlaubt eine schlüssige Zusammen-

schau bestehender Perspektiven die Formulierung neuer Fragen und schärft das Bewusstsein für die den Entwicklungen der Arbeitsmoral inhärenten Gefahren.

Das Idealbild neoliberaler Arbeitsutopie, verkörpert durch eine immerwährend zur produktiven Tätigkeit bereit stehenden und zur Erbringung von Höchstleistung gewillten Arbeitskraft, sowie die pathologischen Aspekte der neuen Arbeitsmoral, bilden die Hauptthemen der Untersuchung. Im Fokus der Arbeit liegen einerseits das neoliberale Ideal sowie andererseits das krankmachende Potential steigender Arbeitsbereitschaft. Ersteres betreffend bildet Sprache bzw. bilden Sprachpathologien den Schwerpunkt der Analyse. Letzteres betreffend umklammern Körper- und Sozialpathologien, zwei Kategorien mit je spezifischem Gefahrenmoment, das hauptsächliche Erkenntnisinteresse.

- **Sprachpathologien:** die Sprache betreffende Veränderungen, welche mehr und mehr den Blick zurück verstellen oder erschweren und so spezifisch *nach vorne* gerichtete Subjekte erzeugen. Sprache steckt den Raum des Sagbaren ab und bildet die Basis bei der Formulierung individueller und gesellschaftlicher Ansprüche. Im Sprechen über Arbeit machen wir uns erst ein Bild von Arbeit, im Spezifischen von glücksversprechender Arbeit.
- **Körperpathologien:** physische und psychische Krankheitsbilder, die die Existenz des Individuums (oder besser: des autonomen Selbst) entgegen allen Freiheitsversprechen der neuen Arbeitsmoral existenziell gefährden.
- **Sozialpathologien:** neue Rahmenbedingungen, die eine Rückstellung und Abwertung sozialer Beziehungen und eine zunehmende Unfähigkeit zu Aufbau bzw. Aufrechterhaltung langfristiger Sozialkontakte fördern.

Die im Folgenden als »Neoliberale Menschen« Bezeichneten sind darüber hinaus als zunehmend isolierter Teil der Gesellschaft nicht mehr in der Lage ein Wir-Gefühl zu entwickeln. Sie gefährden in letzter Konsequenz Institutionen der Demokratie und die Produktivität in den Unternehmen. Unterm Strich geht es in der vorliegenden Masterarbeit um die krankmachenden Tendenzen neoliberaler Arbeitssucht/-moral auf individueller und betrieblicher Ebene, um die Erosion eines solidarischen Zusammenhalts zwischen Arbeitskräften.

Aus den Schwerpunkten lässt sich die Fragestellung des Textes ableiten. Ein subjektzentrierter Blickwinkel fragt nach den Charakteristika sowie Konsequenzen radikal gelebter und maximal produktiver, also neoliberaler Arbeitskraft. Macht neoliberale Arbeitsmoral krank und welche Auswirkungen sind auf gesellschaftlicher

Ebene zu befürchten? Anders formuliert: Wie wird aus der neoliberalen Utopie der *perfekten* Arbeitskraft (Arbeitgeber_innenperspektive) die Dystopie gesellschaftlichen Auseinanderdriftens? In einem Satz: Welche individuellen und gesellschaftlichen Effekte evoziert neoliberale Arbeits- bzw. Lebensweise? Soviel These sei vorweg genommen: Neoliberalisierung der Arbeit wirkt sich gleichermaßen negativ auf individuelles Glück (Pathologien) und sozialen Zusammenhalt (Anomien) aus. Obschon bei der Hervorbringung flexibler Menschen höchst produktiv, ist die hier beleuchtete Entwicklung der Arbeitsmoral letztlich destruktiv, da sie auf lange Sicht, die als Teil der Ideologie nicht vorgesehen ist, zerstörerische Folgen hat. Bearbeitbar wird das Phänomen neoliberale Arbeitsmoral erst, wenn man es in einige Unterfragen aufschlüsselt. Diese geben gleichzeitig die Gliederung der Arbeit vor.

Welche Bedeutung hat Arbeit heute im Vergleich zu vorangegangenen Epochen? Die Beschreibung eines Wandels setzt die Kenntnis der Ausgangssituation voraus. Das Konzept neoliberaler Arbeitsmoral kann nur in Relation zu anderen an Bedeutung verlierenden Vorstellungen von Arbeit nachvollzogen werden. Ein Blick zurück in die Geschichte der Arbeit bis hinauf zur Moderne, hilft bei der Reflexion kontemporärer Veränderungen, insofern Rahmenbedingungen aktueller Entwicklungen offen gelegt werden.

Wie wirkt die neue Arbeitsmoral auf individueller Ebene? Die Schnittstelle zwischen den persönlichen Leitmotiven und der gesellschaftlich-formulierten Utopie vom produktiven Leben stehen im Mittelpunkt der Auseinandersetzung, die sich in der Frage des *Wie* hauptsächlich auf Michel Foucaults Gouvernementalitätskonzept stützt. Besser und unter Zuhilfenahme foucault'scher Begriffsinstrumente formuliert: *Wie regiert die neue Arbeitsmoral?*

Was ist Neoliberalismus bzw. wie wird der Begriff Neoliberalismus in dieser Arbeit operationalisiert? Neoliberalismus ist ein umkämpfter Begriff, der je nach Kontext unterschiedlich verstanden wird. Die Etikettierung des hier auf dem Prüfstand stehenden Konzepts als neoliberal macht eine Beschäftigung mit dem Begriff Neoliberalismus notwendig. Die neoliberale Idee (von Arbeit) weist mannigfaltige Parallelen mit den Kernaspekten der neuen Arbeitsmoral auf. In ihr liegen gewissermaßen die Ursprünge der Arbeitgeber_innenutopie *total* produktiver Arbeitskraft. Was verspricht sich das dominante neoliberale Paradigma von der potentiell flächendeckenden Durchsetzung einer neuen Arbeitsmoral? Wer kämpft überhaupt um maximale Arbeitsmotivation und Mitarbeiter_innenproduktivität?

Was sind die Hauptelemente der neuen Arbeitsmoral? Mehr noch als die Frage nach dem *Wie*, ist eine Auseinandersetzung mit dem *Was*, in der theoretischen

Konzeptualisierung neuer Arbeitsbereitschaft relevant. Diskutiert werden persönliche Merkmale und Charakterzüge, die ein Mensch haben muss, welcher ein Dasein nach den Imperativen neoliberaler Arbeitsmoral ersehnt. Bezugnehmend auf die Definition wissenschaftlicher Kritik behandelt dieser Teil der Arbeit den individuellen Anspruch, also die Erwartungshaltung, die dem Streben nach Arbeit vorausgeht.

Welche Konsequenzen bringt neoliberales Arbeitskraftsein mit sich? Anders formuliert: Ob und inwiefern erfüllen sich die Verheißungen des neoliberalen Menschseins? Wird das neoliberale Versprechen seinen Erwartungen gerecht? Welche Pathologien treten wie in Erscheinung und wozu führen sie? Der empirische Teil dieser Arbeit versteht sich als Versuch, Wirkung und Wirksamkeit neoliberaler Arbeitsverhältnisse mit Bezug auf literarische Texte argumentativ zu unterlegen.

Was sind mögliche alternative Perspektiven auf das Phänomen Neoliberalisierung der Arbeit? Gibt es Wege, die Realität der Arbeit insofern zu verbessern, dass sich die neoliberalen Versprechungen doch noch erfüllen? Lassen sich Freiheit, Sicherheit und Autonomie im Kapitalismus überhaupt vereinen? Der empirische Teil sowie das Schlusskapitel diskutieren (teilweise implizit) Perspektiven fernab der Neoliberalisierung von Arbeit.

Obschon sich eine wissenschaftliche Arbeit im besten Fall spannend liest, ist sie kein Kriminalroman. Eine Vorwegnahme der aufgestellten Thesen unterstützt Leser_innen der Struktur des Textes zu folgen. Der *rote Faden* liest sich in etwa wie folgt: Der Mensch der Zukunft verspricht sich von seinem Leben Glück und Freiheit im Diesseits. Gleichzeitig ist Arbeit noch immer der entscheidende Prestige- und Integrationsfaktor (post-)moderner Gesellschaften. Die Erwartungshaltung an das eigene Leben und die aufrechte Notwendigkeit zu Arbeiten stehen in einem dialektischen Verhältnis. Freiheitssehnsüchte projizieren sich in die Arbeitswelt. Arbeit wird untrennbar mit Freiheit verbunden, verliert aus Perspektive vermeintlich autonomer Subjekte mehr und mehr ihren zwanghaften Anstrich. Parallel dazu universalisieren sich zentrale Forderungen von Arbeit im Privatleben zukünftiger Arbeitskräfte. Arbeit meint dabei immer Arbeit aus einem hegemonial-neoliberalen Blickwinkel. Neoliberale Ideen zu Inhalt (produktiv) und Bedeutung (absolut) von Arbeit treffen auf libertäre Hoffnungen designierter Arbeiter_innen. Hier wird behauptet, dass die konsequente Umsetzung der neoliberalen Produktivitätsutopie *gerade nicht* die in sie gesetzte Erwartung, eine produktive und freie Arbeitskraft letztlich ein glücklicher Mensch zu werden, einzulösen vermag. Pathologische und anomistische Folgen der Neoliberalisierung von Arbeit bedrohen die Individuen

in ihrer Existenz und den sozialen Zusammenhalt gleichermaßen. Anspruch und Wirklichkeit klaffen auseinander. Unproduktivität kann die Folge sein.

Diese Arbeit besteht aus drei Teilen. Der erste Abschnitt behandelt zentrale Begrifflichkeiten und splittet den vagen Terminus Arbeitsmoral in Arbeit und Subjektivierung. Der zweite Teil ist im Wesentlichen eine Synthese bestehender sozialwissenschaftlicher Theoriestränge. Im dritten Teil kommt die Empirie ins Spiel, insofern fiktionale Literatur mit der neoliberalen Utopie ubiquitär-produktiver Arbeitskraft (und umgekehrt) konfrontiert wird.

Erstens wird eine kurze Geschichte verschiedener Arbeitsverständnisse gezeichnet. Der historische Abriss geht einer streng theoretischen Auseinandersetzung mit dem Prozess der Subjektivierung von sozialen Verhältnissen zuvor. Die Zusammenschau von (Arbeits-)Geschichte und wissenschaftlicher (Subjektivierungs-)Theorie zum Thema Arbeitsmoral hilft, sich dem für den ersten Abschnitt titelgebenden Begriff der Gouvernamentalität aus einer doppelten Perspektive zu nähern (siehe **Teil I** ab Seite **13**). Zweitens wird der Begriff des Neoliberalismus im Kontext sich verändernder Arbeitsverhältnisse operationalisiert. Mit der foucault'schen Gouvernamentalitäts-Konzeption im Hinterkopf wird anschließend die Theorie des flexiblen Menschen von Richard SENNETT (2010) und das Modell des unternehmerischen Selbst von Ulrich BRÖCKLING (2007) quer, respektive neu gelesen. Sennetts spezifisches Menschenbild ist die Erfüllung spezifischer Arbeitgeber_innenbedürfnisse. Der flexible Mensch illustriert die erste Etappe auf dem Weg zum neoliberalen Menschen bzw. zur neoliberalen Arbeitskraft. Einen weiteren Bestandteil neoliberalen Menschseins beschreibt Bröckling in seinem Buch »Das unternehmerische Selbst«. Ziel dieser theoretischen Vermengung ist das Verständnis der neoliberalen Utopie allseits verfügbarer und immer produktiver Arbeiter_innen, also das Freilegen der produktivistischen Theozidee. Beschrieben wird jener Menschentyp, den die neoliberale Idee vom produktiven Leben – im Folgenden immer wieder als neoliberale Arbeitsmoral begrifflich dingfest gemacht – fördert und fordert. Ein so tiefgreifender Wandel der Arbeitsmoral betreffend vollzieht sich keineswegs im luftleeren Raum, sondern muss immer im Kontext kapitalistischer Verhältnisse konzipiert werden. Die Erfolgsstory neoliberalen Menschseins ist nicht ohne Verweis auf den sich (graduell) transformierenden Kapitalismus denkbar. Die Reflexion des Postfordismus aus Perspektive der Regulationsschule mit Schwerpunkt auf den Bereich (Lohn-)Arbeit wird in einem kurzen Exkurs abgehandelt und bildet den Rahmen (*frame*) der vorliegenden Analyse (siehe **Teil II** ab Seite **75**). Drittens werden die gewonnenen Erkenntnisse empirisch anhand einer Analyse ausgewählter fiktionaler Literatur illustriert. Dennoch soll der

die Literaturanalyse einleitende Abschnitt dem Risiko der Beliebigkeit Vorschub leisten. Die Literaturanalyse verortet sich im Zwischenraum strenger sozialwissenschaftlicher Methode und rezensionsorientierter Schlaglichter. Dies ist zum einen der Machbarkeit, also im Hinblick auf beschränkt existierendes Datenmaterial zum Thema neue Arbeitsmoral, und zum anderen den Vorzügen *literaturfreundlicher* Politikwissenschaft geschuldet (siehe [Teil III](#) ab Seite 139).

Im essayistisch formulierten Schlusskapitel werden die aus der Literaturanalyse gewonnenen Erkenntnisse an die theoretisch formulierten Thesen rückgebunden, um das postulierte Hauptargument dieser Kritik, das Phänomen unproduktiver Menschen, auszubreiten. Darüber hinausgehend werden alternative Perspektiven post-neoliberaler Arbeitsmoral angeschnitten (siehe [Kapitel 7.3.4](#) ab Seite 199).

Die inhaltliche Struktur der Arbeit schlägt sich im Untertitel der Arbeit »Kritik an den pathologischen Aspekten neoliberaler Arbeitsmoral im Postfordismus unter Zuhilfenahme fiktionaler Literatur« nieder. Kurz zum Aufbau der Arbeit: In einem ersten Kapitel werden zentrale Begrifflichkeiten abgehandelt. Nach einer kurzen Geschichte der Arbeit ([Kapitel 1](#)) wird der Begriff der Subjektivierung vor allem aus Sicht Michel Foucaults rekapituliert ([Kapitel 2](#)). Der Operationalisierung des Terminus Neoliberalismus als Utopie vom produktiven Leben ([Kapitel 3](#)) folgt im nächsten Schritt die Darstellung neoliberaler Menschlichkeit. Als Basis dienen hierbei die Schilderung des flexiblen Menschen und die Analyse zum unternehmerischen Selbst. Behandelt werden pathologische Auswirkungen neoliberalen Menschseins mit besonderer Berücksichtigung der Kategorien Körper, Sprache und soziale Beziehungen ([Kapitel 5](#)). Zudem wird die Idealfigur des neoliberalen Menschen im Postfordismus regulationstheoretisch kontextualisiert ([Kapitel 4](#)). Nach einigen kurzen methodischen Anmerkungen, in denen der konkrete forschungsmethodische Ansatz unter der Prämisse einer literaturfreundlichen Politikwissenschaft dargelegt wird ([Kapitel 6](#)), folgt die empirische Analyse aufgeschlüsselt in einerseits den Anspruch und andererseits die Wirklichkeit des Daseins als produktiver Mensch ([Kapitel 7](#)). Schlussendlich werden steigende Unproduktivität(en) neoliberaler Menschen resümiert sowie Konsequenzen der Neoliberalisierung von Arbeit diskutiert. Für einen Überblick post-neoliberale Perspektiven siehe Ulrich BRAND (2011).

Die Geschichte des Arbeitsbegriffs zeigt den hervorragenden Stellenwert von Arbeit zur materiellen Existenzsicherung der Individuen. Neoliberales Arbeitsverständnis bedient sich dieser historischen Bedeutung nur selektiv, indem die Kausalität *Arbeiten um (glücklich) zu (über-)leben* wiederbelebt werden soll. *Sei produktiv und du findest dein Glück* – so in etwa lautet die neoliberale Anforderungen an die

Arbeitskraft von morgen. Wer diese Forderung ernst nimmt, sie also umzusetzen versucht, muss spezifischen Anforderungen neoliberalen Menschseins genügen. Leben beginnt nicht erst am Wochenende, also nach der Arbeit. Die Arbeit selbst gerinnt zum singular-dominanten Lebenszweck. Neoliberale Menschen leben um zu arbeiten, ohne – und das ist der entscheidende Unterschied zu einem historischen Arbeitsverständnis – die mannigfaltigen Zwänge kapitalistischer Lohnarbeit als Zwang zu interpretieren. Viel mehr etabliert sich Arbeit als ubiquitärer Bereich, in dem die heißbegehrte Freiheit noch am ehesten gefunden werden kann. Neoliberale Menschen sind immer und überall im Stande, produktive Arbeit zu verrichten. Sie sind fest vom persönlichen Nutzen allgegenwärtiger Arbeitsbereitschaft überzeugt und sehen selbst in prekären Arbeitsverhältnissen Chancen, insofern sich im Falle von *Restrukturierungsprogrammen* die optimale Gelegenheit zur beruflichen Veränderungen bietet. Wir stehen heute an einer entscheidenden Weggabelung: Universalisieren wir die Arbeitsmoral der vermeintlichen Gewinner_innen von heute, d.h. konfrontieren wir starre Arbeitnehmer_innen *von gestern* mit dem neoliberalen Zukunftsideal *total* produktiver Arbeit; oder: entwickelt sich eine breite Front des Widerstandes gegen die krankmachenden Arbeitsmodelle *von morgen* bevor es möglicherweise zu spät ist – wir also schon Unternehmer_innen unserer selbst geworden sind?⁸ Übergeordnetes Ziel der Masterarbeit ist es, den Debatten um die Arbeit *von morgen* einen wissenschaftlichen also datenbasierten und theoriefundierten Beitrag beizusteuern und im Zuge dessen vor den Konsequenzen eines bedingungslosen Arbeitsethos zu mahnen. Jedes Nachdenken über Fragen bereichert das Spektrum möglicher Antworten. Verstehen und Verändern mögen zwei verschiedene Paar Schuhe sein, aber einerseits steht vor jedem Massenprodukt immer auch ein unfertiger Prototyp und andererseits ist auch ein einzelner Schuh noch als Wurfwerkzeug geeignet.

8 Einige kurze Anmerkungen zur formalen Gestaltung dieser Arbeit: Der Versuch gendergerechte Formulierungen konsequent beizubehalten ist selbstverständlich und wurde nur dann unterbrochen, wenn die weibliche Form kontextuell nicht sinnvoll ist. So wird die an und für sich korrekte Formulierung Philosoph_innen mit der Schreibweise antiker Philosophen* ersetzt. Auch und gerade um auf exkludierende Geschlechterverhältnisse aufmerksam zu machen. Auf die Schreibweise mit Unterstrich wird deshalb vertraut, weil es eben nicht bloß um die Sichtbarmachung der unfairen, exkludierenden Differenz männlich/weiblich geht, sondern auch für diejenigen sprachlich *Platz gemacht wird*, die sich fernab einer dichotomischer Vorstellungen von Sexualität und Gender in den von Macht durchzogenen Begriffen nicht wiederfinden.

In den Fußnoten befinden sich zumeist direkte Zitate oder weiterführende Anmerkungen, die zum Nachvollziehen des vorgelegten Argumentationsganges nicht zwingend gelesen werden müssen. Dies erklärt sich auch mit Rücksichtnahme auf die Stringenz und Lesbarkeit des Textes. Englischsprachige Begriffe bzw. Schlagwörter, die die Aussage eines Satzes hervorheben oder besonders stark untermauern sollen, wurden *kursiv* gesetzt, wohingegen Buch- sowie Aufsatztitel oder Eigennamen von »Pfeilchen« umschlossen sind.

Teil I.

Gouvernementalität

1. Arbeit

*Labour for labour's sake
is against [human] nature*

John LOCKE (1838, 39)

*Ein Guter schafft was Gutes gern,
Und fraget nicht, ob Arbeit schände:
Dem trägen Hochmuth bleibt er fern;
Sein Ruhm sind arbeitsfrohe Hände.
Wer immer thun läßt, niemals thut,
ist weder sich noch andern gut.*

J. H. VOSS (1835, 250)

Der zentrale Begriff dieser Arbeit ist Arbeit. Was aber ist Arbeit? Die Antwort auf diese einfach anmutende Frage hängt sehr stark von der jeweiligen geschichtlichen Konfiguration ab, d.h. zu unterschiedlichen Zeiten haben Menschen divergierende Vorstellungen über die Gestalt und den Stellenwert von Arbeit. Wer danach trachtet, die spätindustriellen Arbeitsverhältnisse von heute zu verstehen, sollte einen Blick zurück nicht scheuen, denn „Arbeit ist eine historisch-fundamentale Kategorie, keine anthropologische“ (NEGT 2008, 290). Arbeit ist mitnichten ein ahistorisches Phänomen und unterliegt insbesondere in Krisenzeiten diskursiven und manifesten Auseinandersetzungen. Es steht viel auf dem Spiel, wenn in den diversen gesellschaftlichen Arenen um die Definitionsmacht über den Arbeitsbegriff gestritten wird, stellt Arbeit doch ein zentrales Moment im spätmodernen Leben dar. Als umkämpfter Begriff wird Arbeit also immer wieder mit unterschiedlichen Semantiken aufgeladen. Eine kurze Begriffsgeschichte der Arbeit soll die historische Dynamik des Begriffes verdeutlichen. Ziel ist es, jenen Weg zu skizzieren, der unter dem Eindruck akademischer und historischer Auseinandersetzungen – je nach Perspektive – von einem zum anderen, vorangestellten Zitat liegt.

Wenn wir heute an Arbeit denken stellen wir uns verschiedene Berufe vor. Wir denken an Arbeit die mit Prestige verbunden ist, wie die Arbeit einer/eines Feuerwehrfrau/Feuerwehrmannes, das Schaffen von Handwerker_innen oder die Überstunden vieler Ärzt_innen. Schnell ist die Rede von Selbstverwirklichung. Ein anderer Diskurs wird geradezu komplementär dazu geführt, nämlich der über Arbeitslosigkeit. Nicht nur an Stammtischen ist dann die Rede vom Schmarotzertum, ja von denen die zu Hause (also im Privaten) sitzen und nicht Arbeiten wollen. Auch die öffentliche Sphäre kennt arbeitsunwillige Menschen wie z.B. Bettler_innen oder ganz generell von Obdachlosigkeit betroffene Menschen. Meist gilt die einhellige Meinung, *Die* seien aufgrund ihrer eigenen Faulheit selbst Schuld und hätten sie nur entsprechend ausgeprägte Strebsamkeit und Arbeitswillen, könnten sie sich selbst helfen. Weiters denken wir auch an *Drecksarbeit*, an Arbeit die Niemand verrichten will und die deshalb von Menschen ohne Pflichtschulabschluss erledigt werden muss. Mit letzterem kommen wir der historischen Bedeutung von Arbeit viel näher, denn die positive Konnotation von Arbeit – sei es nun im Zuge der Erfüllung des Lebenszwecks im Beruf oder mittels negativer Stigmatisierung der Arbeitslosen – ist ein sehr junges Phänomen der Menschheitsgeschichte.

1.1. Prämissen

Arbeit bzw. die Transformation von Arbeitsverhältnissen stehen im Zentrum dieses Texts. Definiert als „Tätigkeit, die im weitesten Sinn auf die Herstellung von Gütern und Dienstleistungen ausgerichtet ist“ (THIBAUT 2005, 27) ist der Arbeitsbegriff, wie er im folgenden zur Anwendung kommt, eine Angelegenheit von Menschen. Tiere und Pflanzen arbeiten nicht.⁹ „Die Arbeit ist zunächst ein Prozeß zwischen Mensch und Natur, ein Prozeß, worin der Mensch seinen Stoffwechsel mit der Natur

9 Bereits die Anthropologie von Arbeit ist umstritten. Friedrich ENGELS (1962a) vertritt in seinem Aufsatz »Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen« die These, dass „die Hand nicht nur das Organ der Arbeit [ist, *Anm. L.R.*], *sie ist auch ihr Produkt*.“ Darüber hinaus förderten die Anforderungen der Arbeit prä-menschliche Sozietät. Nur in Zusammenarbeit konnten komplexe Arbeiten vollzogen werden. Engels zufolge ist Arbeit neben der Sprache die wichtigste Determinante für die Menschwerdung des Affen.

Gleichsam dient ihm Arbeit als wesentlicher Unterschied zwischen Mensch und Tier. Während Tiere Natur lediglich benutzen würden, trachten Menschen danach, sie zu beherrschen. Menschen unterwerfen Natur zum Zwecke der Arbeit. Erst mit dem Aufkommen von Werkzeugen für die Jagd beginnt die Erfolgsstory von Arbeit. Die dadurch gewonnene Fleischkost beschleunigte die Entwicklung des menschlichen Gehirns. Engels sah in den vom Menschen *erarbeiteten* Fähigkeiten wie z.B. der Nutzbarmachung von Feuer oder dem Zähmen von Tieren neue Mittel menschlicher Emanzipation über die Natur. Erst mit dem Entstehen von Arbeit, die gemeinsam mit anderen verrichtet werden muss, entwickelt sich der Mensch (vgl. *ebd.*, 444-455).

durch seine eigne Tat vermittelt, regelt und kontrolliert“ (MARX 1956, 192). Zwar basiert eine Vielzahl menschlicher Arbeitsprozesse auf der Ausbeutung natürlicher Ressourcen. Von den Ursprüngen menschlicher Arbeit (Ackerbau, Viehzucht etc.) über die rohstoffverarbeitende Industrie in Zeiten der Industrialisierung bis hin zur Tourismusbranche heute – Natur wird immer schon in den Dienst von Arbeit gestellt. Arbeit ist ein Modus der Herrschaft des Menschen über die Natur. Mittels Arbeit unterwirft der Mensch die Natur seinen eigenen Zielen. Die Zerstörung der Natur steht in einem engen Wechselverhältnis mit der Intensivierung von Arbeitsprozessen. Nichtsdestotrotz ist Arbeit etwas, das exklusiv an den Menschen als soziales Wesen adressiert ist. Die Natur kennt nichts, dass mit dem gesellschaftlichen Phänomen Arbeit vergleichbar wäre.¹⁰ Ihre hervorragende Bedeutung im Leben der Menschen macht Arbeit zur multidisziplinären Fundamentalkategorie. Arbeit ist eine „existential-anthropologische Grundkategorie“ (FRAMBACH 2002, 226), d.h. das jeweilige (historische) Verständnis von Arbeit determiniert Macht-, Geschlechter-, überhaupt Existenzverhältnisse menschlichen Zusammenlebens. Gerade deshalb ist Arbeit eine zentrale Kategorie der Sozialwissenschaft.

Arbeit ist immer zielgerichtet. An ihrem Ende steht ein Produkt. Unabhängig von der jeweiligen Gesellschaftsform gelten die beiden Gleichungen

$$\text{Arbeitsprozess} = \overbrace{\text{Tätigkeit}}^{\text{Arbeit}} + \overbrace{\text{Gegenstand} + \text{Mittel}}^{\text{Produktionsmittel}} \quad (1.1)$$

und

$$\text{Arbeit} + \text{Produktionsmittel} = \text{Produkt}. \quad (1.2)$$

„Was auf seiten des Arbeiters in der Form der Unruhe erschien, erscheint nun als ruhende Eigenschaft, in der Form des Seins, auf seiten des Produkts. Er hat gesponnen, und das Produkt ist ein Gespinnst“ (MARX 1956, 195). Im Vollzug produktiver Arbeit erlischt der Arbeitsprozess im Produkt. Wir erhalten den Zusammenhang

$$\text{Arbeitsprozess} \rightarrow \text{Produkt (von Arbeit)}. \quad (1.3)$$

Ganz gleich welche historische Konfiguration, am Ende jeder Arbeit steht per Definition ein Produkt. Aber Arbeit begründet sich niemals – wie im übrigen kein soziales Phänomen – nur aus sich selbst heraus. Sie ist keine Naturgewalt, die über

¹⁰ An dieser Stelle sei angemerkt, dass die merkwürdige Grenzziehung zwischen Natur und Kultur/Menschlichkeit auf religiöser Ideologie beruht. Dieses seit der Aufklärung herumspukende humanozentrische Gespenst ist aufgrund chauvinistischer und rassistischer Folgen problematisch.

den Menschen hereinbricht und als unabwendbares Schicksal *ertragen* werden muss. Arbeit ist immer auch produktive Arbeit, insofern sie funktional notwendig ist – für Individuen und Gesellschaften gleichermaßen. Die konkrete Erscheinungsform von Arbeit ist gesellschaftlich bedingt. Der Versuch von einem heute verbreiteten, ökonomistischen Arbeitsverständnis zu abstrahieren, macht drei Zweckmäßigkeiten von Arbeit erkennbar, die jeweils die vorangegangene Funktion erweitern:

1. Auf unterster Stufe hat Arbeit immer auch mit Reproduktion zu tun. Historisch betrachtet arbeiten Menschen in erster Linie deshalb, um ihren biologischen Organismus zu erhalten. Arbeit dient neben der individuellen Reproduktion auch der Aufrechterhaltung von Herrschaftsverhältnissen. Der Zweck einer ausgeprägten Arbeitsmoral liegt unter anderem in der Sicherung von Macht. Mit beginnender Arbeitsteilung perpetuiert die Arbeit der/des Einzelnen den Fortbestand der Gemeinschaft. Die Stabilität und Persistenz in Gemein- oder Gesellschaften ist von der Reproduktionsfähigkeit ebendieser abhängig. Arbeit sichert die Existenz der Individuen sowie den Fortbestand des *Status quo*. Umgekehrt sind Forderungen zur Reduktion von Arbeit bzw. zur Reformulierung kontingenter Arbeitsmoral, als Kämpfe gegen die Relevanz von Arbeit, Ausdruck der Subversion.
2. Darüber hinaus wird gearbeitet, um den erworbenen Status innerhalb der gesellschaftlichen Formation zu erhalten bzw. noch zu verbessern. Arbeit entscheidet neben anderen Prinzipien wie Hautfarbe, Geschlecht, Alter etc. über die Stellung in einer Gesellschaft und spielt diesbezüglich immer schon eine wichtige Rolle für die Stabilisierung von Macht. Hierunter fällt auch die Bedeutung von Arbeit für die Konstitution (ungleicher) Geschlechterverhältnisse. Arbeit ist zudem in Migrationsdiskursen präsent, wenn z.B. die Klassifizierung eines *guten Ausländers* mit dessen Erwerbstätigkeit verknüpft wird. Kurzum: Gesellschaftliche Schichtung respektive Klasse hängt ursächlich mit Arbeit zusammen.
3. Ist erstmals die biologische sowie gesellschaftliche Reproduktion gesichert, dient Arbeit – gewissermaßen an höchster Ebene – zudem der Partizipation des arbeitenden Individuums am gesellschaftlichen Fortschritt. Anders formuliert: Arbeitsverhältnisse, also wer welche Arbeit ob und wie lange inne hat, bestimmen über die Mitwirkung und Teilhabe am kulturellen Leben innerhalb einer Gesellschaft. Viele Beziehungen werden am Arbeitsplatz geknüpft. Arbeit ist ganz wesentlich für die Zeit verantwortlich, die fernab davon übrig bleibt,

ist als strukturierende Determinante im Kontext der Verfügung von und über Zeit relevant. Arbeit ist essentiell für individuelles Glück und entscheidet wesentlich mit, ob und wie sich Menschen in einer sich auf Arbeit verstehenden Gesellschaft zurecht finden.

In der vorliegenden Arbeit ist die Operationalisierung des Arbeitsbegriffes *als Beruf* ([Abschnitt 1.3](#)) fundamental. Für die analysierte Zielgruppe ist Arbeit ein sinn- und identitätsstiftendes Projekt, das alle drei Ebenen inkludiert (siehe Aufzählung oben), seine Schwerpunkte aber auf die zweite (Arbeit als wesentliches Kriterium für die Stellung innerhalb der gesellschaftlichen Rangordnung) und dritte Kategorie (Arbeit als Partizipationsmodus einer Gesellschaft) legt. Beruf statt Arbeit ist das Ergebnis gesellschaftlicher Kämpfe, die auf den folgenden Seiten mittels Rekapitulation theoretischer Perspektiven zum Thema Arbeit erörtert werden.

1.2. Arbeit & Politische Theorie

Politische Theorie beschäftigt sich ausführlich mit dem Phänomen Arbeit. Thematisch steht dabei ein eher enges, ökonomisch geprägtes Verständnis von Arbeit als Lohnarbeit im Vordergrund. So sieht zum Beispiel Thomas Hobbes (1588-1676) in der Arbeit den alleinigen Faktor zur Wohlstandsmehrung von Staaten. Francis Bacon (1561-1626) will Arbeit auf Basis naturwissenschaftlicher Erkenntnisse effizienter machen, denn „alle Arbeit zweckt auf ein Werk ab; jene ist der Anfang, dieses das Ende“ (BACON 1962, 320). Das Werk der Arbeit kann nun entweder nicht gelingen oder es macht zu viel Arbeit. Die *thätige Wirksamkeit* von Arbeit kann durch wissenschaftliche Einmischung gesteigert werden (vgl. [ebd.](#), 319–381). John Locke zufolge ist Arbeit für den Wertunterschied aller Dinge verantwortlich. Er schätzt den Unterschied zwischen einem brachliegenden und einem bewirtschafteten Land viel größer ein, als den zwischen einem Tabak- und einem Zuckerrohrfeld. In fortgeschrittenen Gesellschaftsformationen determiniert Arbeit den Wert einer Sache (und darüber hinaus gerade auch den Wert des Menschen).

„for it is labour indeed that puts the difference of value on every thing; and let any one consider what the difference is between an acre of land planted with tobacco or sugar, sown with wheat or barley, and an acre of the same land lying in common, without any husbandry upon it, and he will find, that the improvement of labour makes the far greater part of the value. I think it will be but a very modest computation to say,

that of the products of the earth useful to the life of man nine tenths are the effects of labour: nay, if we will rightly estimate things as they come to our use, and cast up the several expences about them, what in them is purely owing to nature, and what to labour, we shall find, that in most of them ninety-nine hundredths are wholly to be put on the account of labour“ (LOCKE 1966, 122).

Nicht zuletzt ist es Bernard Mandeville (1670-1733), der jeder Arbeit, auch jene harte Arbeit die aus purer Not heraus verrichtet wird, zweifelhafte Anerkennung verschaffen will. Der Wohlstand einer Nation bemesse sich auch an der Vielzahl armer Menschen spricht zur mühevollen Arbeit Gezwungener (vgl. MANDEVILLE 1968). Alle Arbeit – egal wie abscheulich sie auch ist – mehrt den Reichtum des Staates. „National wealth, indeed, consists not in money, but [...] in ‚a Multitude of laborious Poor‘“ (ebd., 69). Mandeville betont die ökonomische Funktionalisierung von Arbeit besonders stark (vgl. FRAMBACH 2002, 228 f.).¹¹ Wenn wir heute von Arbeit sprechen dann ist im Kontext androzentristischer Verhältnissen meist Lohn- oder besser Erwerbsarbeit gemeint. Historisch gesehen ist Arbeit aber in erster Linie (siehe oben) Reproduktionsarbeit. Eine vor dieser Spaltung liegende und daher fundamentale Begriffsdifferenzierung liefert Hannah Arendt in ihrem Buch »Vita activa«.

Arbeit nach Hannah Arendt

Von Hannah ARENDT (1960) ist die Dreiteilung menschlicher Tätigkeit in Arbeiten (*ponos*), Herstellen (*poiesis*) und Handeln (*praxis*) bekannt. Arbeit garantiert das „Am-Leben-Bleiben des Individuums und das Weiterleben der Gattung“ (ebd., 15). Mit ihrer Definition von Arbeit zieht Arendt Demarkationslinien zwischen (1) über den Tod hinaus bestehenden künstlerischen Werken, die im Prozess des Herstellens erzeugt werden, (2) auf Schaffung und Aufrechterhaltung politischer Gemeinschaften gerichtetem Handeln und (3) kurzfristig die individuelle und kollektive Existenz sicherndem Arbeiten. Ausgehend von der Frage, was wir tun, wenn wir tätig sind, versucht sich Arendt an einer grundlegenden Systematisierung menschlicher Tätigkeiten und findet Orientierung am historischen Arbeitsverständnis von Arbeit als

¹¹ Die politische Theorie zum Thema Arbeit wird nach Mandeville einerseits stark vom englischen Liberalismus beeinflusst (Abschnitt 3.1). Andererseits ist es vor allem Karl Marx, dessen Werk als umfangreichste theoretische Auseinandersetzung mit dem Thema Lohnarbeit gilt (Abschnitt 1.3 ab Seite 28).

Reproduktionsarbeit. Auf Arendt geht die Hierarchisierung des Tuns von der Arbeit über das Herstellen bis zum Handeln zurück.

Die Kurzfassung der Arendt'schen Theorie menschlichen Daseins liest sich in etwa wie folgt: Arbeit ist ein von der Biologie des Menschen abgeleiteter Prozess und dient der Reproduktion des Individuums und in weiterer Folge der menschlichen Gattung als Ganze. Arbeit ist notwendigerweise Teil des menschlichen Lebens. Bei Arendt finden wir die Gleichsetzung von Arbeit mit produktiver Arbeit, wie sie überhaupt für das Nachdenken über Arbeit charakteristisch ist. Nachdem Menschen im Prozess des Arbeitens den Fortbestand ihres Dasein sicher gestellt haben, beginnen sie überall das nachzudenken, was über Arbeit also über die Sicherung der eigenen Existenz hinausgeht. In der Reflexion über uns selbst manifestiert sich die Gewissheit von der Brevität unseres In-der-Welt-Seins. Sich ihrer eigenen Endlichkeit bewusst werdend, beginnen Menschen Gegenstände zu schaffen, die ihre eigene Lebenszeit überdauern. Herstellen und Arbeiten sind zwei unterschiedliche Modi der Produktion, die sich gemäß ihrer Produkte und ihres Tuns voneinander unterscheiden. Zwar ähneln sich sowohl Arbeiten als auch Herstellen insofern sie beide *produktive* Tätigkeiten meinen. Darüber hinaus wird das abstrakte Produkt des Tätigseins ([Abschnitt 1.1](#)) ausdifferenziert. In der Distinktion des Tuns liegt das innovative Potential der Arendt'schen Reflexionleistung. Am Ende von Arbeit stehen Verbrauchsgüter. Heute könnte man jene für die kurzfristige Bedürfnisbefriedigung produzierten Güter, die *konsumiert* werden, als Resultat von Arbeitsprozessen verstehen. Alles was Fabriken verlässt ist das Ergebnis von Arbeit. Ein Kunstwerk jedoch wird nicht verbraucht. Es steht am Ende eines der Arbeit überlegenen (!) Herstellungsprozesses, bei dem die Macher_innen den gesamten Prozess des *Werkens* begleiten und Verantwortung für die Gestalt des fertigen Werks tragen. Arbeit gehört für Arendt dennoch zur notwendigen Pflicht des Menschen, will er sein eigenes Leben und die Gattung erhalten. Gleichzeitig kritisiert sie die Gleichsetzung von Arbeit als „anthropologische Wesensbestimmung des Menschen“ (NEGT 1997, 290), wie wir sie etwa bei Friedrich ENGELS (1962a) finden. Letztendlich konzipiert Arendt Arbeit als Zwang, dem zu enttrinnen der Mensch Zeit seines Lebens nicht in der Lage ist.

Das Postulat vom zwanghaften Anstrich der Arbeit basiert auf der idealtypischen Trennung zwischen Arbeit, die prinzipiell alleine stattfindet, und Handeln, das sich immer zwischen Individuen und stets im öffentlichen Raum abspielt. Darin widerspiegelt sich die Wertung von Arbeit als dem Herstellen und Handeln untergeordneter Begriff, wie sie Arendt beispielhaft in den griechischen Stadtstaaten realisiert sah. Arbeiten war damals untrennbar mit der privaten Sphäre (*oikos*) verknüpft. Arbeit

meinte Hausarbeit – getätigt von Sklav_innen und Frauen. Im Unterschied dazu vollzog sich menschliches/männliches* Handeln in der Öffentlichkeit, für alle sichtbar und somit freier. Handeln als Kontrapunkt von Arbeit meint nunmehr auch, dass die freie Rede am Marktplatz (*agorá*), die heute als Vorbild politischer Debatten herangezogen wird, als Ideal menschlichen Tuns firmiert. Die kommunikativen Austauschprozesse zwischen freien Menschen/Männern* fungier(t)en als anzustrebendes Ideal tätigen Tuns. Arendt orientiert sich bei ihrer Begriffsbestimmung von Arbeit am antiken Arbeitsbegriff und entledigt ihn damit auch seiner noch zu belegenden freiheitsversprechenden Substanz. Wer arbeitet war niemals frei und kann es durch Arbeit auch niemals werden. Handeln bzw. die politische Praxis ist für die Realisation der *Vita activa* fundamental. Damit steht sie in der philosophischen Tradition eines Aristoteles, der den Menschen als *zoon politikon* konzipierte. Dessen Erfüllung und Lebenszweck ist es, politische Praxis zu gestalten.¹² Arendts Arbeitsverständnis verweist auf die lange und negativ konnotierte Geschichte menschlicher Arbeit. Diese hat ihren Ursprung in der griechischen Polis.

Arbeiten in der griechischen Polis

Etymologisch betrachtet ist Arbeit lateinischen Ursprungs (lat. *arvum*) und meinte zuallererst die Bestellung von Ackerland (vgl. KLUGE 2011, 23). Mit dem Wandel von der *Oikos*- zur *Polis*-Wirtschaft nahm die soziale Missachtung von Arbeit zu. Waren Landwirtschaft und Handwerk in den Jahrhunderten zuvor Voraussetzungen für gesellschaftliches Prestige, sorgte vor allem die Wichtigkeit der Sklavenarbeit für die Gleichsetzung von Arbeit mit Unfreiheit. Soziale Stratifizierung und frühe Formen der Arbeitsteilung machen eine Neubewertung des Phänomens Arbeit möglich. Zuvor waren – mit wenigen Ausnahmen – alle Menschen mehr oder minder zur Arbeit *verdammt*. „Erst durch die Unterscheidung diverser Arbeiten in Struktur und Form, was u.a. auch die Entkopplung verschiedener Verarbeitungsschritte und –ebenen im Sinne einer Teilzielerkennung beinhaltet, wird es möglich, bestimmte

12 Der Arbeitsbegriff von Arendt impliziert Vorannahmen, die vor allem Oskar Negt und ihr späterer Schüler, Richard Sennett, der die kooperative Zusammenarbeit überhaupt als Voraussetzung von Gesellschaft beschreibt (vgl. SENNETT 2012), kritisch hinterfragten. „Arbeit hat für sie [für Arendt, *Anm. L.R.*] dieselbe verengte Bedeutung eines instrumentellen, vorwiegend sprach- und kommunikationslosen Verhaltens wie in all jenen seit Beginn der bürgerlichen Epoche auftretenden Definitionersuchen, die das Wesen des Menschen am Leitfaden eines einzelnen, alle anderen Eigenschaften bestimmenden Verhaltensmerkmals festlegen wollen [...] Sie [die Arbeiter] sind von Verständigung und gegenseitiger Anerkennung abgeschnitten und hantieren gleichsam innerhalb fensterloser Monaden mit ihren Werkzeugen, Geräten und Instrumenten, ohne für deren erfolgreiche Anwendung anderer Menschen zu bedürfen“ (NEGHT 1997, 288 ff.).

Tätigkeiten negativ und andere positiv zu bewerten“ (LENSING 2007, 88). Von nun an konnte ein (körperlich) arbeitender Mensch niemals frei sein. Tagelöhner_innen und Sklav_innen, deren Arbeit einzig und allein ihrer Existenzsicherung galt, wurden ob ihrer Arbeit bzw. Notwendigkeit zur Arbeit gering geschätzt. Wer über Eigentum verfügte, zog es vor, nicht zu arbeiten (vgl. FRAMBACH 2002, 226 f.). Hier wird deutlich, dass soziale Schichtung und Arbeit in einem dialektischen Verhältnis stehen. Einerseits ist die Aufsplitterung antiker Gesellschaften in z.B. Bauern*, Handwerker* und Philosophen* für die Geringschätzung von Arbeit verantwortlich. Andererseits entscheidet die Zugehörigkeit zu einer bestimmten (z.B. arbeitenden Schicht) über die Stellung innerhalb der Gesellschaft.

ARENDT (1960) orientiert ihren definitorischen Ansatz an der griechischen Philosophie. Bereits bei Aristoteles findet sich eine ähnliche Differenzierung von Handeln (*praxis*) und Herstellen (*poiesis*). *Wirklich* frei sind in den athenischen Stadtstaaten nur die Philosophen*. Als vom Erwerb freigestellte verkörpern sie das Idealbild der „*bios theoretikós*, das Leben für und in der Erkenntnis“ (NEGT 1997, 289). Die Herrschaftsdefinition des negativ konnotierten Arbeitsbegriffes zeigt sich. Es lag im Interesse der Herrschenden, das Tun der *Niederen* in der Werteordnung weit unten rangieren zu lassen, wohingegen „alles, was über dem Lebensnotwendigen lag, politisches Handeln, die Lebensform des Philosophen, selbst die des räuberischen Kriegshelden mit seinen Kampftugenden“ (ebd., 294) prestigeträchtig erschien.

„Die formale Freiheit des Polis-Bürgers zum politisch-philosophischen Diskurs, die seine führende soziale Stellung begründete, war freilich in der Regel immer auch durch Eigentum materialisiert (materiale Freiheit), das die Entlastung von unfreier, banausischer Arbeit und ihre Delegation an unfreie Sklaven und Tagelöhner ermöglichte. [...] Zum Beispiel spricht Platon (427-347 v. Chr.) vom ‚schimpflich geltenden Handwerkssinn, der eine edle Gesinnung abstoße‘ (PLATO 1992, 741e), und ARISTOTELES (1990, 5 ff.) (384-322 v. Chr.) macht deutlich, dass etwa diejenigen, die sich um den täglichen Lebensunterhalt sorgen müssen, dann Sklaven sind, wenn sie für andere arbeiten“ (FRAMBACH 2002, 227).

Arbeit in der Antike meint zum Überleben notwendige Übel und fungiert als Negativfolie zum Begriff der Freiheit. Arbeit bedeutet Unfreiheit. „Körperliche Arbeit disqualifiziert physisch, sozial, moralisch und intellektuell“ (OEXLE 2000, 69). Als Hannah Arendt beginnt an ihrer Tätigkeiten-Trilogie zu arbeiten ist Arbeit in der gesellschaftlichen Werteskala weit nach oben geklettert. Arendt geht sogar

so weit, die Gesellschaft in der Moderne als Arbeitsgesellschaft zu bezeichnen. „Die Neuzeit hat im siebzehnten Jahrhundert damit begonnen, theoretisch die Arbeit zu verherrlichen und sie hat zu Beginn unseres Jahrhunderts damit geendet, die Gesellschaft im Ganzen in eine Arbeitsgesellschaft zu verwandeln“ (ARENDT 1960, 11). Sie warnt vor einer weiteren Verfolgung des eingeschlagenen Weges der Überhöhung von Arbeit und spricht sich für eine Neubewertung von Arbeit aus. Dazwischen liegen viele Jahrhunderte, in denen um die kulturelle Bedeutung des Arbeitsbegriffes gerungen wurde. Nachfolgendes Kapitel soll einen kurzen Überblick über die Geschichte der Arbeit geben, um die Frage zu beantworten, wie es denn nun aber sein kann, dass wir heute eine Gesellschaft errichtet haben, deren Fundament die Arbeit ist? Am Ende der *Erfolgsgeschichte* Arbeit steht eine Gesellschaft, in der Arbeit „die einzige Tätigkeit ist, auf die sie sich noch versteht“ (ebd., 13).

1.3. (Kurze) Geschichte der Arbeit

Arbeitsgenealogie

Warum ein Unterkapitel zur Geschichte menschlicher Arbeit? Zum einen soll eine kurze Begriffsgeschichte der Arbeit die historische Dynamik des Begriffes verdeutlichen. „Arbeit, so wie wir sie heute kennen, ist eine Erfindung der Moderne“ (RIBOLITS 1997, Kap. 6) und ist, verstanden als komplementäres Paar von Lohn- bzw. Erwerbsarbeit und Reproduktionsarbeit, ein relativ junges Phänomen. Arbeit ist demnach kein über- oder ahistorisches Phänomen. Als untermauernde These fungiert die Behauptung, dass der Begriff *Arbeit* immer wieder Wandlungen und Umbrüchen unterliegt. Die gegenwärtigen Kämpfe um eine Neubewertung der Arbeit stellen keine geschichtliche Ausnahmesituation dar. Was heute zu beobachten ist und im Rahmen dieser Masterarbeit erforscht werden soll ist vielmehr das Aufflackern eines Kampfes um Arbeit, in dem die Arbeiter_innenbewegung die Permanenz des gesellschaftlichen Ringens um das *gute Leben* möglicherweise unterschätzt.

Bereits in der Frühgeschichte des Menschen wird Arbeit mit dem Erbringen gegenseitiger Arbeitsleistungen zur gesellschaftlichen Kategorie. Frühe Formen der Zusammenarbeit bzw. der individuellen Arbeitsteilung sind geprägt vom „Gemeineigentum an den Produktionsbedingungen“ (MARX 1956, 353f.). Erst mit der Konzentration von Produktionsmitteln (in erster Linie Grund und Boden) und der sich durchsetzenden Arbeitsteilung *innerhalb* identer Produktionsprozesse wird das Privateigentum des Arbeiters an den Produktionsmitteln gebrochen. Die Erfolgsgeschichte des Kapitals beginnt. Mit ihr setzt sich in der Neuzeit historisch ein

spezifisches Verständnis von Arbeit als Lohnarbeit durch. Zuvor – also in der Antike und im Mittelalter – galt Arbeit als etwas Verabscheuungswürdiges, dass nur unter Zwang von Sklave_innen respektive zum Zwecke der Lebenserhaltung verrichtet wurde. Wenn Aristoteles in seiner *Politik* das *zoon politikon* als Archetyp eines sozialen Lebewesens zu fassen versucht, tut er das auch in Abgrenzung zum niederen, arbeitenden Menschen. Körperliche Arbeit fungiert als Negativfolie zum Dasein als Philosoph*, der in der Tätigkeit für die Gemeinschaft seine Erfüllung findet. Das *zoon politikon* ist von Handarbeit befreit. Seine idealtypischen Widersacher_innen sind Handwerker_innen genauso wie Sklav_innen – also die Mehrzahl der in der Polis lebenden Menschen.¹³ Aristoteles entwirft eine ganze Reihe an Elementen der Entwertungshierarchie von Arbeit.

Viele Jahrhundert lang galt Arbeit als des freien Mannes¹⁴ unwürdiges Mühsal und meinte die Beschäftigung von Knechten* und Tagelöhnern*. Arbeit wurde zur Bezeichnung minderwertiger aber zum Überleben notwendiger, wiederkehrend zu verrichtender Tätigkeiten herangezogen und beispielsweise vom Handwerken, also der Herstellung von Gütern mit langfristigem Bestand, abgegrenzt. Erich Ribolits postuliert: „Handwerker [...] die dauerhafte und akkumulierbare Gegenstände fabrizierten – Werkstücke, die von ihren Käufern meistens an die eigene Nachkommenschaft vererbt wurden – ‚arbeiteten‘ nicht: sie ‚werkten‘, und bei diesem ‚Werk‘ konnten sie die ‚Arbeit‘ von Handlangern für die groben und unqualifizierten Aufgaben benutzen [...] Diese Unterscheidung zwischen zwei mit unterschiedlichem gesellschaftlichem Prestige belegten Formen zielgerichtet-produzierender Tätigkeit spiegelt sich auch in beinahe allen europäischen Kultursprachen durch jeweils semantisch voneinander abgesetzte Begriffe wider; z.B. *ponein* und *ergazesthai* im Griechischen, *laborare* und *facere* im Lateinischen, *travailler* und *ouvrier* im Französischen, schließlich *labour* und *work* im Englischen“ (RIBOLITS 1997, Kap.6). Arbeit bzw. Arbeiten war in der kulturgeschichtlichen Hierarchie die längste Zeit menschlichen Daseins sehr weit unten angesiedelt. Jene Menschen die zum Überleben auf Arbeit angewiesen

13 Tatsächlich galten Frauen und Versklavte den Bürgern* der griechischen Stadtstaaten als etwas dem Mann also Mensch Untergeordnetes.

14 Frauen wurde in jener Zeit überhaupt die Menschlichkeit abgesprochen. Sie rangierten auf einer Stufe mit Sklav_innen und Tieren. Jedenfalls waren Frauen in den damaligen theoretischen Konzepten nicht berücksichtigt. Wenn vom Menschen geschrieben wurde war stets der Mann gemeint. Womit allerdings nicht gesagt ist, dass Frauen zu jener Zeit von Arbeit freigestellt waren. Wie auch heute noch verrichtete eine Mehrzahl an Frauen Reproduktionsarbeit und vielfältige andere Arbeitsformen ohne jedoch dafür entlohnt zu werden. Die Geschichte der Erwerbsarbeit ist also mitnichten eine rein männliche Angelegenheit – auch wenn mit Ausnahme von Hannah ARENDT (1960) vornehmlich Männer waren, die sie festgehalten haben.

waren fanden sich am Ende der gesellschaftlichen Rangordnung wieder. Arbeit war notwendige aber nicht primäre Aufgabe des Menschen in der Welt.¹⁵

Arbeit & Christentum

Das ändert sich erstmals mit dem Aufkommen der christlichen Ethik.¹⁶ Die Erfolgsgeschichte des Christentums hängt eng mit der Erfolgsgeschichte von Arbeit zusammen. Bereits in der Bibel finden wir Tendenzen euphorischer Arbeitsmoral: „Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn's hoch kommt, so sind's achtzig Jahre; und wenn's köstlich gewesen ist, so ist's Mühe und Arbeit gewesen; denn es fähret schnell dahin, als flögen wir davon“ (Psalm 90§10). Ein auf Fleiß basierendes Arbeitsethos im Diesseits wird zur Voraussetzung für Glück und Gnade im Jenseits. In der Theologie des Christentums wird Arbeit „als Fortführung und Vollendung göttlicher Schöpfungstat und *Arbeitsethos*, *Berufsethos*, *Fleiß* (Herv. i.O.) als Signum sich bewährender Auserwählung interpretiert“ (KLUGE 2011, 24). Als Ebenbild Gottes auf Erden soll sich der Mensch die Erde Untertan machen. Die Fähigkeit des Menschen zur Arbeit wird zur von Gott gewollten Tatsache stilisiert. Einige Scholastiker* vertreten die Meinung, mit dem Vollzug von Arbeit würden die Menschen die Schöpfungsgeschichte Gottes auf Erden fortführen. „Die Betonung von Arbeit als Teilhabe am Schöpfungswerk führt zur starken Aufwertung jener Lebensform, die aus Beten und Arbeiten (*ora et labora*) besteht und im Idealbild dem klösterlichen Leben entspricht“ (FRAMBACH 2002, 227). Andere wiederum meinen, dass Gott den Menschen mit Arbeit bestrafe, weil dieser im Paradies gesündigt habe. Es findet keine uneingeschränkte Überhöhung von Arbeit statt, vielmehr bekommt Arbeit einen ambivalenten Anstrich. Strafe durch Arbeit ist genauso legitim, wie die

15 Für diese Lesart spricht eine negativ konnotierte Etymologie des Wortes Arbeit in den verschiedenen europäischen Sprachen. Das griechische *pónos* hat den selben Wortstamm wie das Wort Pein. Die amerikanische (*labor*) bzw. britische (*labour*) Übersetzung bezeichnete ursprünglich Mühsal. Das alt- bzw. mittelhochdeutsche *ar(a)beit* meinte in etwa Plage oder Anstrengung und auf russisch (*rabota*) sind die Begriffe für Arbeit und Sklave identisch. Des Weiteren bezeichnet Arbeiten im Französischen (*travail*) gleichermaßen ein Folterinstrument (vgl. NEGT 2008, 294). Eine ähnlich negative Assoziation sieht Friedrich von Gottl-Ottlilienfeld: „In fast allen Sprachen seufzt und stöhnt ja förmlich dieses Wort schon vom letzten Sprachstamm her. Geht man die langen Reihen der Sprüche, Redensarten und Schriftstellen durch, die von Arbeit lauten, von Arbeiten und Arbeiter, mögen sie noch so beredsam den Segen der Arbeit preisen, immer doch schwingt der dumpfe Unterton mit vom Schweiß der Arbeit, vom Fluch der Arbeit“ (WACKER 1989, 151).

16 Die Ausweitung des christlichen Glaubens zur Zeit der Römerherrschaft hängt mit Arbeit insofern zusammen, da vor allen Dingen auch Sklav_innen zur Expansion des Christentums beitrugen. Ihr Erfahrungshorizont war stark von arbeitsrelevanten Herausforderungen geprägt – die christliche Lehre nimmt also nicht zufällig eine stark positive Position zum Thema Arbeit ein. Ich danke Christoph Machreich für diese Anmerkung.

kreative Freude arbeitender Menschen, an der Schöpfungsgeschichte, vermittelt ihrer Arbeit, mitschreiben zu dürfen. Die Differenzierung von Arbeit beruht in erster Linie auf einer Bewertung der *Schwere*. Arbeit die schwer fällt gleicht der Bestrafung durch Gott, wohingegen Arbeit die weniger Anstrengung erfordert, dem göttlichen Auftrag entspricht. Im Vergleich zur Antike existieren »vita contemplativa« und »vita activa« nunmehr nebeneinander. Längst mögliches Verweilen im Geistigen entspricht dem von Gott vorgesehen Ideal menschlichen Lebens. Arbeit oder körperliche Betätigung ist aber nicht mehr *per se* schlecht (vgl. [ebd.](#), 227 f.).

Schlussendlich entledigt sich das Christentum im Kontext der Reformation jeglicher Ressentiments gegenüber der Arbeit. Mit Martin Luther (1483–1546) wird Arbeit zur anthropologischen Kategorie. Luther verankert Arbeit im Menschen selbst. „[D]er Mensch [ist] zur Arbeit geboren wie der Vogel zum Fliegen“ (Luther zit.n. NEGTE 2008, 295). Die »vita contemplativa« wird zum „bloßen egoistischen Müßiggang, der die Pflicht zur Arbeit verletzt“ (FRAMBACH 2002, 228), degradiert und Arbeit zur Berufung (durch Gott) hochstilisiert. Übrig bleibt ein Mensch, der immer noch arbeitet weil er es muss. Aber war es in der Antike die schiere Notwendigkeit zu überleben, die den Menschen zur Schaufel greifen ließ, ist es im ausgehenden Mittelalter die Bestimmung Gottes, die den Menschen Arbeit als etwas Positives erleben lässt. Arbeit war nun nicht mehr ausschließlich für das Überleben des Individuums von zentraler Bedeutung. Darüber hinaus wurde ihre gesellschaftliche Notwendigkeit religiös gerechtfertigt und politisch fixiert (vgl. LENSING 2007, 96; OEXLE 2000, 73).

Arbeit im Kapitalismus

In der aufkommenden Neuzeit findet ein doppelt fundierter Bedeutungswandel statt (vgl. FRAMBACH 2002, 228). Zum einen finden wir in der von Max Weber erforschten protestantischen Ethik eine begriffliche Neuinterpretation. Webers Ansicht zufolge hält der Protestantismus unter anderem dazu an, Eigentum bzw. Besitz durch ruheloses Arbeiten zu vergrößern. Arbeit wird zum wesentlichen Bestandteil des modern kapitalistischen Geistes. In der von Weber beschriebenen protestantischen Ethik findet willige Arbeitsmoral als Synonym für „rastlose Berufsarbeit“ ([ebd.](#)) ihren diesseitigen, modern-kapitalistischen Ausdruck. Zum ersten Mal lässt sich eine modern-kapitalistisches Arbeitsverständnis erahnen. Zudem kommt es zwischen dem 13. und 16. Jahrhundert, nach Marx die Zeit der ursprünglichen Akkumulation in den langsam entstehenden Manufakturen, zu einer Besserstellung des Arbeitsbegriffs in seiner materiellen Dimension. Ursprüngliche Akkumulation stellt in der

Kapitalismuskritik von Marx „die geschichtliche Bewegung dar, die, indem sie die Produzenten von ihren Produktionsmitteln trennte, die ersteren in Lohnarbeiter [...] und die Besitzer der letzteren in Kapitalisten verwandelte“ (MARX 1956, 110 f.). Neben makroökonomischen Entwicklungen wie dem aufkommenden Protektionismus, der Institutionalisierung von Banken und Börsen, der Etablierung des Steuerstaates auch auf Basis von Staatsschulden, der Kolonialisierung der *Neuen Welt* sowie der Revolution bis dahin existierender Vermögensverhältnisse spricht der Enteignung von vor allem Adel und Kirche ist die Disziplinierung des Proletariats eine wesentliche Komponente der ursprünglichen Akkumulation. In letzter Konsequenz „klettert der Arbeitsbegriff in der Hierarchie der kulturellen Werte immer weiter nach oben“ (NEGT 2008, 296). Allerdings mussten die Menschen damals auf äußerst brutale Art und Weise von einem sinnstiftenden Arbeitsbegriff überzeugt werden. Die Geschichte zeigt, dass arbeitsunwillige Menschen, die das Vagabundieren dem Arbeits(all)tag vorzogen, erhängt, oder Bettler_innen, die keine Arbeit fanden, ausgepeitscht, gebrandmarkt und – waren sie über 18 Jahre alt – hingerichtet wurden (vgl. ebd., 287-306). Jedenfalls entsteht erstmals in der Geschichte eine industrielle Arbeiterschicht.¹⁷ Arbeiten wird mehr und mehr normal, schwingt sich konzeptionell zu einem unverzichtbaren Bestandteil menschlichen Daseins auf. „Vor allem die Entstehung einer breiten Arbeiterschicht verhalf dem Warencharakter der Arbeit in seiner Entwicklung zum ‚Normalen‘ zum Durchbruch: Unternehmer geben Arbeit und Arbeiter arbeiten abhängig für einen Arbeitslohn, der unter den ökonomischen Gesetzmäßigkeiten von Angebot und Nachfrage zustande kommt“ (FRAMBACH 2002, 229). Kurz bevor mit Karl Marx der wohl einflussreichste Theoretiker das Phänomen Arbeit analysieren wird, hat sich das Verständnis von Arbeit nahezu um 180 Grad gewandelt. Selbstverständlich gibt es immer noch Arbeitstätigkeiten die verabscheut werden, aber der Generalvorwurf, Arbeit mache unfrei, weicht allmählich einem differenzierterem Verständnis von Arbeit. An dieser Stelle der Geschichte (von Arbeit) steht ein beinahe unumschränkt positiv konnotiertes Arbeitsverständnis im Vordergrund.

Allerdings gibt es schon eine elementare Differenzierung in Arbeitsfähigkeit und Arbeitswilligkeit. Mangelte es an letzterem hatte man ein Problem, war man doch unwürdig arm, und als Ausgeschlossene konnte nicht mehr auf die Unterstützung

¹⁷ Neben der zahlenmäßig überlegenen Masse an Lohnarbeiter_innen entsteht auch der Typ des industriellen Unternehmers. Bereits in der frühen Neuzeit entwickelt sich ein spezifischer unternehmerischer Arbeitsbegriff, auf den der Neoliberalismus viel später zurückgreifen kann (Kapitel 3). „Der unternehmerische Arbeitsbegriff zur Zeit der industriellen Revolution basierte auf dem Glauben an die heiligen Tugenden der Arbeit, an Mühe, an Askese, aber auch an den Sinn für das Wagnis und die individuelle Verantwortung“ (LENSING 2007, 118).

durch die Keimzellen der Sozial- und Wohlfahrtsstaaten gezählt werden. Dorothee RIPPmann (2012) interpretiert die positive Neubewertung von Arbeit als Reaktion der Herrschenden auf die ausufernde Armut in den spätmittelalterlichen Städten. „Es etablierte sich somit der Gedanke der Pflicht zur Arbeit“ (LENSING 2007, 100). Armenhäuser entstehen und der Staat beginnt mehr und mehr, disziplinäre Maßnahmen gegenüber arbeitsscheuen Menschen zu setzen. Aus einer anderen Perspektive ist das Schimpfen auf unproduktive Arbeit bzw. unwillige Arbeiter_innen in dieser Zeit subversiv. Da die herrschenden Adeligen nicht arbeiteten bzw. ihre soziale Stellung keineswegs harter Arbeit verdankten, kam dem Adel in der aufkommenden bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft seine Existenzberechtigung abhanden. Es ist in erster Linie der Merkantilismus, welcher „Kritik an all jenen und insbesondere der Aristokratie übt, die ihr Vermögen nicht durch Arbeit erworben haben“ (FRAMBACH 2002, 229). Selbst das vormals legitime Dasein der Geistlichen in der »vita contemplativa« wird zunehmend hinterfragt. Festzuhalten ist in diesem Zusammenhang, dass Armut jetzt nicht mehr, wie in der Antike oder im frühen und hohen Mittelalter, durch den Zwang der Arbeit definiert wird, sondern eine Verpflichtung zur Arbeit als Mittel gegen Armut besteht und die Nichtbereitschaft bzw. Unfähigkeit zur Arbeit so allmählich selbst zu einem Kriterium für gesellschaftlichen Ausschluss wird. In der Zwischenkriegszeit findet sich dieser ökonomistische Diskurs in der Frage nach den Kosten für die Versorgung von Kranken, Invaliden und Verrückten. (LENSING 2007, 102; vgl. RIPPmann 2012).

„Mit der Aufklärung kam es zu einer Säkularisierung des reformierten Arbeitsethos, was sich durch die Annahme zeigte, dass die Arbeit als gottgewollter Lebenszweck Fleiß und Betriebsamkeit steigern könne. Ein geordnetes Staatswesen im Sinne der guten Policey sollte zudem zur Förderung der Arbeitsamkeit beitragen, so dass die Obrigkeit einheimische und eingewanderte Unternehmer zur Eröffnung von Manufakturen ermutigte (vgl. KELLER 1997, 44). Die Auffassung, dass die Arbeit das ursprüngliche Kapital der Nationen sei, setzte sich genauso durch, wie die später daraus folgende Forderung Johann Heinrich Pestalozzis die Jugend zu arbeitsamen und nützlichen Bürgern zu erziehen. Der Reichtum der Nationen hing von nun an davon ab, wie hoch der Bevölkerungsanteil war, der sich mit nützlicher Arbeit beschäftigten“ (LENSING 2007, 112; vgl. KÖRNER 2012).

Auf diesem Nährboden und begleitet von technischen Revolutionen (Dampfmaschine, Spinnmaschine, mechanischer Webstuhl etc.) setzen klassisch-liberale

Theoretiker* aus England ihre Bemühungen daran, ihre Vorstellung von Arbeit als Erwerbsarbeit durchzusetzen. „Es entstand eine bürgerliche Leistungsgesellschaft auf Basis einer durch das Ideal von freier und wertschaffender Arbeit bestimmten Tauschwirtschaft [...]“ (FRAMBACH 2002, 229). Ein liberalistisches Verständnis von Arbeit wird hegemonial. Arbeit und Produktivität gehen eine Verbindung ein, die bis heute den Diskurs um Arbeitsverhältnisse dominiert. Die bekanntesten Vertreter der damaligen Zeit sind Adam Smith (1723–1790) und John Stuart Mill (1806–1873). Für beide ist Arbeit in erster Linie für den Reichtum einer Nation verantwortlich. Maximale Produktivität gilt es mit diffiziler Arbeitsteilung zu erreichen. Überhaupt neige der Mensch zur Verfolgung des eigenen Nutzens sowie zum Tausch. Arbeitsteilung wird – ähnlich wie bereits bei Luther – anthropologisch verankert. Arbeit wird auf ihren wirtschaftlichen Nutzen reduziert, ethische Aspekte von Arbeit spielen in den Schriften der sogenannten Nationalökonomie keine oder nur mehr eine nebensächliche Rolle. Die Ökonomisierung von Arbeit erreicht ihren vorläufigen Höhepunkt (ebd., 228 ff.). Der Höhepunkt der Erfolgsstory Arbeit ist zugleich ihr Scheitelpunkt, denn an der rein ökonomischen Auffassung von Arbeit regt sich mannigfaltige Kritik. Nicht zuletzt auch deshalb, da die Umsetzung der theoretischen Positionen in der Praxis zu Armut und Deprivation geführt hatte. Nach dem Nicht-Tätigsein der vormals herrschenden Klasse gerät nun also das neu etablierte, positive Arbeitsverständnis in den Fokus (auch wissenschaftlicher) Kritik.

Kritik der (Lohn)arbeit

Zu Beginn sind es vor allem deutsche Wissenschaftler*, die der Entethisierung von Arbeit etwas entgegen zu setzen versuchten. Arbeit müsse nicht nur aus ökonomischer Perspektive Sinn machen, sondern auch sittlich wertvoll sein, d.h. nicht-ökonomische Motive beinhalten. Radikale Vertreter*, wie Wilhelm Heinrich RIEHL (1883) schätzten „arbeitsloses Genießen höher [...] als Freude und Ehre der Arbeit“ (FRAMBACH 2002, 231). Die Schule der deutschen Nationalökonomie lehnte die Postulate ihre englischen Kollegen* nicht ab, wollten diese jedoch nur in abgeschwächter Form akzeptieren. Gewissermaßen ein Ökonomismus *light*. Der Erwerbs**trieb** des Menschen sei zwar für den Wohlstand aller verantwortlich und daher zu begrüßen, dürfe aber nicht exzessiv ausgelebt werden. Moral und Ethik spielen in dieser Spielart eine wichtige Rolle. „Arbeit ist jede menschliche Tätigkeit, welche mit dauernder Anstrengung sittlich-vernünftige Zwecke verfolgt“ (SCHMOLLER 1978, Bd. I, 38; zit.n. FRAMBACH 2002, 232). Insgesamt kann die deutsche Schule der Nationalökonomie

keinen wesentlichen Beitrag zur Veränderung gesellschaftlicher Arbeitsverhältnisse leisten.

Neben den Einwänden aus dem eigenen Lager ist es vor allem Karl Marx bzw. der Historische Materialismus, der die liberalistische Konzeption von Arbeit (siehe hierfür auch [Abschnitt 3.1](#)) hinterfragt und ihre Normalisierung auch in der Praxis zu bekämpfen versucht.¹⁸ An dieser Stelle befinden wir uns an der für den vorliegenden Text entscheidenden Weggabelung in der Geschichte der Arbeit.

Einerseits wird Karl Marx mit seiner Kritik der Lohnarbeit die Lebensrealität des Proletariats analysieren. Noam CHOMSKY (2000, 116) sieht in Lohnarbeit „ein Arbeitsverhältnis, das im 19. Jahrhundert noch für eine Sonderform der Sklaverei gehalten wurde.“ Wichtig dabei: Nicht die Arbeit generell ist entfremdend, viel mehr erscheint „in den historischen Formen der Arbeit als Sklaven-, *Fron-*, Lohnarbeit die Arbeit stets *abstoßend*, stets als äußere Zwangsarbeit [...] und ihr gegenüber die Nichtarbeit als ‚Freiheit und Glück‘“ (MARX 1956, 505). Arbeit verfügt in der wissenschaftlichen Theorie von Marx über eine hervorragende Position: „Die Arbeit ist alles“ (MARX 1983, 289), denn sie „vermittelt [...] als materielle Existenzbasis des Menschen [...] alle anderen gesellschaftlichen, geistigen, moralischen, politischen, ästhetischen, religiösen Phänomene“ (FRAMBACH 2002, 232 f.). Zunehmende Arbeitsteilung in immer spezialisiertere bzw. stupiderer Tätigkeiten prägt hinfort den Arbeitsalltag der in der Industrie Beschäftigten. Flankiert von der Ausweitung staatlicher Steuerung entwickelt sich ein (vorerst) national begrenzter Arbeitsmarkt auf dem Arbeit, neben Geld und Boden, zur *ganz normalen* Ware verkommt (vgl. POLANYI 1978). Die räumliche Trennung von Wohnbereich und Arbeitsplatz führt zu einer Veränderung der Zeitstrukturen im Leben der Arbeiter_innen. Es ist die Maschine bzw. – um mit Marx zu sprechen – der Eigentümer* an Produktionsmitteln der den Takt vorgibt. Des Weiteren kommt es zu einer Neubewertung des Verhältnisses von Privatheit und Öffentlichkeit. Arbeit wird öffentlich, insofern sie nicht mehr zu Hause verrichtet wird. Der private Bereich dient der Regeneration also der Reproduktion der am Arbeitsmarkt verkaufbaren Arbeitskraft. Nur langsam wird Freizeit als Ergebnis gesellschaftlicher Kämpfe wieder zur Musezeit, wobei Arbeitszeit (inkl. Reproduktionszeit) quantitativ bis heute die dominante Form darstellt. Dem Industrieproletariat gelingt zwar nicht die von Marx angekündigte

¹⁸ Mit Hannah Arendt existiert eine wichtige Spielart der Kritik an der ökonomistischen Konzeption des Tuns. Ihre Diffamierung der *Arbeitsgesellschaft* hängt eng mit dem Begriffspaar öffentlich-privat zusammen und wird an anderer Stelle ausführlich behandelt ([Abschnitt 1.2](#)).

und so sehr erhoffte Revolution.¹⁹ Immerhin erkämpft die Gewerkschaftsbewegung nach dem Zweiten Weltkrieg massive Verbesserungen für die Arbeiter_innenklasse. Wir erleben den Beginn des kurzen aber *goldenen Zeitalters*²⁰ für jene Menschen, die (im Marx'schen Verständnis) als Arbeiter_innen bezeichnet werden können.

Arbeit in der Moderne – Vermeidung der Revolution

Die Arbeitswelt der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, der organisierten Moderne (vgl. WAGNER 1995, Kap. III & IV), war von einem relativ stabilen institutionellen Arrangement geprägt. Beruhend auf dem in den 1950er Jahren geschlossenen und staatlich moderierten Kompromiss zwischen Arbeitgeber_innen und Arbeitnehmer_innen waren ver- bzw. geregelte Lohnarbeitsverhältnisse dominant. Getragen von wirtschaftlicher Top-Performance rückten in den goldenen Jahren, den *Trente Glorieuses*, viele Menschen näher an das Ideal eines *guten Lebens* heran. Im Kontext des sozialen Kompromisses des Industriekapitalismus entwickelte sich erstmals in der Geschichte eine kontinuierliche Gesellschaftsstruktur, d.h. zwar immer noch ungleich verteilten Positionen bzw. (Klassen-)Lagen werden erstmals miteinander vergleichbar. Zudem konnte das Prinzip der aufgeschobenen Befriedung durchgesetzt werden, demzufolge jede Gruppe zumindest auf lange Sicht von einer Verbesserung ihrer Situation überzeugt wurde.²¹ Politische Reformen (nicht Revolutionen!)

19 Marxens erklärtes Ziel ist es, den Anteil der Arbeit *für die Kapitalisten*, die sogenannte Mehrarbeit, diejenige die über die Erzeugung des Gebrauchswerts von Gütern hinaus geht, zu verringern. In seiner Geschichtsphilosophie verweist Marx auf die *Entwicklung der Produktivkräfte*. Gemeint ist eine Art Stufenmodell hin zu einem Zustand der von der parallel erstarkenden Arbeiter_innenklasse als unerträglich wahrgenommen wird. „Das Kapitalmonopol wird zur Fessel der Produktionsweise, die mit und unter ihm aufgeblüht ist. Die Zentralisation der Produktionsmittel und die Vergesellschaftung der Arbeit erreichen einen Punkt, wo sie unverträglich werden mit ihrer kapitalistischen Hülle. Sie wird gesprengt. Die Stunde des kapitalistischen Privateigentums schlägt. Die *Enteigner* werden *enteignet*“ (MARX 1956, 790f.). Am Ende verschwindet die Mehrarbeit zur Gänze. Übrig bleibt ein kleiner Teil notwendiger Arbeit, dessen Umfang sich nach einer Verteilung auf alle arbeitsfähigen Mitglieder der Gesellschaft ergibt und um ein Vielfaches unter dem Pensum liegt, den ArbeiterInnen zur Zeit Marxens zu verrichten hatten (12h+), denn „[a]uf Schaffen *frei verfügbarer* Zeit beruht die ganze Entwicklung des Reichtums“ (ebd., 253).

20 Die hier dargelegte und hegemoniale Geschichtsschreibung wird mitunter heftig kritisiert. Mittlerweile setzt sich mehr und mehr eine Sichtweise durch, die anerkennt, dass der soziale Kompromiss der Nachkriegsjahre eine exklusive Veranstaltung weißer Männer mit der jeweiligen Staatsbürgerschaft gewesen war. Eine „prekäre, schlecht bezahlte und extrem ausgebeutete Arbeiterklassen-Unterschicht, die oft aus Migrant_innen und Frauen bestand“ (CASTEL 2011, 16) blieb von den genannten Vorteilen des Kompromisses unberücksichtigt.

21 „An den gesellschaftlichen Fortschritt zu glauben heißt anzunehmen, dass morgen alles besser sein wird und dass man sich schon heute aktiv auf diese Verbesserung einstellen kann. Gesellschaftlicher Fortschritt ist in dieser Hinsicht mehr als nur eine teleologische Geschichtskonstruktion. Für die sozialen Subjekte wird er in den konkreten Vorhaben erfahrbar, die sie

garantierten die Aufrechterhaltung der Lohnarbeit zu Gunsten der Arbeitgeber_innenseite, wohingegen Arbeiter_innen von der Konsolidierung ihres Status als soziale Bürger_innen und vom Ausbau des Sozialstaates, den sie über den Umweg der Sozialversicherungsabgabe indirekt zum Teil selbst erarbeiteten, profitierten. Darüber hinaus gelang es den Arbeiter_innen wirksame Gewerkschaften zu installieren, die in Zeiten der Vollbeschäftigung über besonders hohe Schlagkraft verfügten. Als schützende Kollektive perpetuierten diese die „fortschreitende Entindividualisierung der Arbeitsbeziehungen [...] die dem Aufstieg der ‚abstrakten Arbeit‘ entsprach, das heißt der Anerkennung der allgemeinen Bedeutung des Wertes ‚Arbeit‘“ (CASTEL 2011, 18). Kurzum: Um den Preis von Zugeständnissen an die Arbeitnehmer_innenseite blieben die Produktionsverhältnisse unberührt. Der soziale Kompromiss wurde durch die Institutionalisierung kollektiver Organisationen (Aufschwung der Gewerkschaften, Etablierung der Sozialpartner_innenschaft;) auf Dauer gestellt. Der Kompromiss zwischen Kapital und Arbeit fand zudem im Sozial- und Wohlfahrtsstaat seinen gesetzlichen Niederschlag (vgl. ebd., 12–16).²²

Arbeit in der Moderne – Beruf

Für die vorgelegte Arbeit ist jene Abzweigung relevant, die der Arbeitsbegriff im anbrechenden Zeitalter des Kapitalismus nimmt. Denn auch wenn mit Marx der Begriff Arbeit eng mit der Arbeiter_innenklasse verknüpft ist, bedeutet das nicht, dass Unternehmer_innen *nicht* arbeiten würden. Wenn Arbeit in jenem im ersten Kapitel ausgebreiteten Sinn verstanden wird (Abschnitt 1.1) ist Arbeit keine exklusive Tätigkeit des Proletariats bzw. später der Arbeiter_innen bzw. Angestellten. Arbeit wird zum Beruf – auch und gerade für Eliten. Als Vorbild dient das Schumpeter'sche Ideal des Unternehmers (Abschnitt 3.3). Ohne allzuweit vorzugreifen ist dieser Strang der Geschichte von Arbeit einer, in der Menschen

tagtäglich im Blick auf eine bessere Zukunft in Angriff nehmen. Das bedeutet zum Beispiel, dass ich als Arbeitnehmer heute einen Kredit mit zehn oder zwanzig Jahren Laufzeit für eine Eigentumswohnung aufnehmen kann, weil ich ihn durch mein Gehalt schon jetzt abzahlen kann und weiß, dass dieses Einkommen in zehn oder zwanzig Jahren noch höher sein dürfte. Oder dass ich zwar nur einen einfachen Schulabschluss habe und meine soziale Lage nicht wesentlich verbessern kann, meine Kinder aber viel weiter kommen, so dass ich schon jetzt ihr Studium plane und weiß, dass es ihnen beruflich besser gehen wird als mir. In den 1960er Jahren und noch zu Beginn der 1970er hat sich die große Mehrheit der Franzosen [und Europäer_innen, *Anm. L.R.*] ihre Zukunft und die ihrer Familie so vorgestellt und ihr Leben auf der Grundlage dieser Überzeugungen führen können“ (CASTEL 2011, 9f.).

²² Die Geschichte der Befriedung der Lohnarbeit ist eine oftmals erzählte und kann an anderer Stelle ausführlich nachgelesen werden (vgl. CASTEL 2000). Ich werde später – in der Auseinandersetzung mit dem Phänomen Postfordismus – näher auf den Arbeitsbegriff der Moderne eingehen.

all ihre Kreativität und letztlich Produktivität dem Unternehmen zur Verfügung stellen. Im Kontrast zur entfremdeten Arbeit bei Marx, die es zu überwinden gilt, trachten die wenigen Arbeiter_innen in den oberen Gesellschaftsschichten nach einer Universalisierung von Arbeit. Arbeit wird zum Lebenszweck.

Sinnstiftenden Erwerbsarbeit entspricht der postmodernen Auffassung von Arbeit (zumindest für Eliten²³). Arbeit ist gerade heute für eine gelingende Beziehung zu sich selbst und damit auch für die eigene Stellung innerhalb der Gesellschaft elementar. Arbeit unterlag einem Wertewandel, an dessen Ende ein breit gefasstes, postmodernes Arbeitsverständnis steht, indem die Idee eines große Teile des Lebens bestimmenden Berufs dominant wurde. Wenn wir Arbeit heute als Beruf oder gar als Berufung verstehen tun wir das in Retrospektive der *brutalen* Geschichte der Arbeit. Ein das gesamte Leben maßgeblich umfassender Beruf stiftet individuell Sinn und garantiert gesamtgesellschaftlich die Aufrechterhaltung und Steigerung der Produktivität.

„Während das propagierte Ideal der Arbeit für die unteren Schichten am Gedanken des getreuen Dienens und der bürgerlichen Sekundärtugenden von Fleiß, Sauberkeit und Ordnung anknüpfte, betonten Unternehmer und gebildete Eliten in der Selbstdarstellung die Aspekte von Wagemut, schöpferischer Kraft und öffentlichem Wirken“ (KÖNIG 2012; zit.n. LENSING 2007, 131).

Arbeit in postmodern verfassten Gesellschaften ist für die hier behandelte Zielgruppe eine Quelle positiver Sinnstiftung und Bestandteil gelungener Sozialisationen bzw. Identitätskonstruktion. Sie ist „als Medium der Subjektbildung, als Prozeß der Verinnerlichung von Arbeitsdisziplin, von Zeitökonomie, von Sparsamkeit, insgesamt für die Regulierung von Gefühlen, Affekten, Aggressionen [bedeutsam]. Jahrhunderte nimmt es in Anspruch bis aus Arbeit ein Aspekt der Lebensbefriedigung, ja des Glücks werden kann“ (NEGT 2008, 296).

„Der Beruf dient zur wechselseitigen Identitätsschablone, mit deren Hilfe wir die Menschen, die ihn »haben«, einschätzen in ihren persönlichen

23 Zur Gültigkeit der Thesen gilt es vorwegzunehmen, dass die hier auf dem Prüfstand stehende Analyse postmoderner Arbeit im Gegensatz zu der kurz angedeuteten Verfasstheit moderner Arbeit lediglich ein Randphänomen darstellt. Bisher ist nur eine Minderheit der globalen Arbeitssphäre konsequent flexibilisiert. Weitaus mehr Menschen sind nach wie vor in modernen Arbeitsverhältnissen beschäftigt. Es wird allerdings die Überzeugung vertreten, dass immaterielle Arbeit hinfort an Bedeutung gewinnt und sich in der jetzigen Entwicklung eine in der Zukunft dominante Charakteristik widerspiegelt.

Bedürfnissen, Fähigkeiten, ihrer ökonomischen und sozialen Stellung“ (BECK 1986, 221; zit.n. LENSING 2007, 131).

Dabei bleibt die eingangs erwähnte Prämisse zu beachten: Die dominante Vorstellung von Arbeit ist immer Ausdruck gesellschaftlicher Kräfteverhältnisse. So ist auch die – bereits mit Blick auf noch folgende Kapitel formulierte These – Flexibilisierung (post)moderner Arbeit ein Ergebnis mannigfaltiger Auseinandersetzungen gesellschaftlicher Gruppen. Heute kommt zu einer Angleichung an die idealisierte Arbeitsmoral der Eliten. Für immer mehr Menschen gilt die Aussage: Lohn- und Reproduktionsarbeit bzw. die modern-kapitalistisch definierte Erwerbsstruktur sind als gegenständliche und stoffverändernde Tätigkeiten ein sinn- und identitätsstiftendes Projekt. Meine Definition von (Eliten-)Arbeit fällt doppelt aus:

- Arbeit ist **1) ein das gesamte Leben umfassendes Projekt individueller Sinnstiftung**. Das gesamte Leben betreffend insofern als das zuerst für den Arbeitsplatz gelernt, anschließend für die Karriere gelebt und schlussendlich vom Erfolg der Arbeitsbemühungen gezehrt wird. Umfassend meint der steigende Anteil von Arbeitszeit an der zur Verfügung stehenden Lebenszeit. Arbeit ist aus quantitativer Sicht ein expandierendes Phänomen der Postmoderne. Schlussendlich *schenkt* Arbeit heute mehr denn je Sinn, insofern individuelle Werte, Normen und Haltungen zunehmend aus dem Bereich der Arbeitswelt entlehnt werden. Die steigende Bedeutung von Arbeit als sinngenerierender Bereich menschlichen Daseins ist ebenso in der Erosion alternativer Angebote wie in etwa dem familiären, kommunalen oder kulturellen Feld begründet.
- Arbeit ist **2) ein sanktionierter Integrationsmodus zur Aufrechterhaltung gesellschaftlicher Produktivität**. Unter Integrationsmodus verstehe ich die Bedeutung von Arbeit bzw. williger Arbeitsmoral zur Aufrechterhaltung gesellschaftlicher Produktivität und Kohäsion. Fehlt die Bereitschaft zur Arbeit gerät die Leistungsfähigkeit und mit ihr der Zusammenhalt zwischen denen die arbeiten und denen die nicht arbeiten in Gefahr.

Passage (Fragestellung & Synopsis)

Wozu ein Kapitel zur Geschichte der Arbeit? Meines Erachtens erfordert das Verständnis kontemporärer Transformationsprozesse von Arbeit Kenntnisse über den Ausgangszustand. Arbeit in der (Post-)Moderne ist das Ergebnis einer bewegten und

umkämpften Geschichte. Historisch gesehen sind andere Perspektiven auf das Phänomen Arbeit keine Ausnahme sondern eher die Regel. Wenn im folgenden also der Stellenwert von Arbeit im Leben der Menschen zur Disposition steht, lohnt es sich, den vergleichenden Blick zurück in die Geschichte präsent zu halten. Arbeit verfügt über eine bewegte Kulturgeschichte. Noch in der Antike finden wir in der Definition des *zoon politikon* von Aristoteles eindeutige Hinweise auf die marginalisierte Position von Arbeit. Viele Jahrhunderte lang war Arbeit negativ konnotiert. Wer es sich leisten konnte verzichtete überhaupt darauf. Handarbeit galt als etwas Verabscheuungswürdiges, das überhaupt nur in Bezug auf die Tätigkeit von Handwerker_innen Anerkennung fand und ansonsten Sklav_innen vorbehalten (!) war. Mit dem Aufkommen des Christentums und der anschließenden Reformationsbewegung kommt es zur Anthropologisierung der Arbeit. Erstmals wird Arbeit als erstrebenswerter Lebensinhalt etabliert. Als Ergebnis der ursprünglichen Akkumulation findet die *Erfolgsgeschichte Arbeit* ihren vorläufigen Höhepunkt. Arbeit in einem dominant ökonomistischen Verständnis stellt die Basis von Wohlstand und Glück einer Nation dar. Ein Verständnis von Arbeit als Erwerbs- bzw. Lohnarbeit setzt sich durch. Arbeiten zu gehen (und das viele Stunden am Tag) wird zur Normalität. Die Schattenseiten der Lohnarbeit, Pauperisierung, Entfremdung und Zwang zur Mehrarbeit analysiert erstmals Karl Marx. Mit dem Historischen Materialismus bröckelt das positive Image von Arbeit. Arbeit wird für viele Menschen zum Zwang. Privilegierten Schichten jedoch gelingt es, Massenarbeit zu institutionalisieren und den Konflikt um Arbeit (auch mittels Zugeständnissen) zu befrieden. Für sich selbst finden Eliten einen Arbeitsmodus, der stark am Idealbild der/des Unternehmerin/Unternehmers angelehnt ist und sich heute unter der begrifflichen Klammer des Berufs etabliert hat. Vom notwendigen Mühsal zum Lebenszweck – die Geschichte von Arbeit ist eine des Kampfes um die hegemoniale Definition über Sinn, Zweck, Umfang etc. der Arbeit. Derzeit gewinnen die Befürworter_innen von Arbeit Oberhand, die Erfolgsstory Arbeit scheint sich – nach einem kurzen Knick – fortzusetzen. Noch bleiben den Kritiker_innen dieser Bewegung Zeit und Möglichkeiten *das Ruder herumzureißen* und die Geschichte der Arbeit entscheidend und ihren Interessen entsprechend mitzugestalten.

2. Subjektivierung

Das Subjekt ist ein Schlachtfeld

Paolo VIRNO (2005, 225)

Wenn – wie im nachfolgenden Kapitel vorausgesetzt wird – der Neoliberalismus als gesellschaftliche Idee bzw. Utopie fungiert, stellt sich zuerst das grundlegende Problem, wie²⁴ ein zuerst abstrakt anmutendes und äußerliches Produktivitätsdogma von den Individuen zu einem ihnen innerlichen und sie intrinsisch motivierenden Element des Daseins also der *eigenen* Subjektivität transformiert wird. Anders formuliert: Warum glauben so viele Menschen daran, die neoliberale Idee vom produktiven Leben sei die ihre? Warum wollen Menschen was sie sollen, auch ohne das ihnen mittels Zwang und Repression eine Idee wortwörtlich *eingehämmert* werden muss? Ziel des nächsten Kapitels ist es, herrschaftlicher Modi der Subjektivierung von Arbeit entlang der Idee eines produktiven Lebens als funktionalen Bestandteil neoliberaler Gouvernamentalität zu beschreiben. Kurzum: Wie wirkt die radikale Idee eines totalen *Produktivismus* auf das jeweilige Individuum ein? Rekapituliert werden drei theoretische Zugänge zum Thema Subjektivierung: Erstens die Sozialpsychologie bzw. der frühe »Symbolische Interaktionismus« (SI) repräsentiert durch die Arbeiten von George Herbert Mead ([Abschnitt 2.1](#)); zweitens der figurationssoziologische Ansatz von Norbert Elias ([Abschnitt 2.2](#)); drittens die Gouvernamentalitätsstudien respektive das Konzept der Regierung bei Michel Foucault ([Abschnitt 2.3](#)). Mead und Elias fungieren als Einleitung der Foucaultinterpretation. Letzteres enthält Vorgriffe auf die nachfolgenden Kapitel zu den Themen neoliberale Gouvernamentalität und

24 Während in [Kapitel 5](#) die Folgen der neoliberalen Durchdringung der Arbeitsmoral für den Menschen im Vordergrund stehen, wird anschließend – anknüpfend an das Forschungsprogramm von Michel Foucault – dem *wie* also der Funktionsweise wirksamer Macht- und Herrschaftsverhältnisse vermittelt im Modus der Subjektivierung nachgespürt. „Was ich zu durchqueren versucht habe [...] war im Großen und Ganzen das »Wie« der Macht [...] Was ist das für eine Art Macht, die imstande ist, Wahrheitsdiskurse zu produzieren, die in einer Gesellschaft wie der unseren mit so machtvollen Wirkungen ausgestattet sind“ (FOUCAULT 2010, 27 f.).

2. Subjektivierung

zur (utopischen) These vom produktiven Menschen (**Kapitel 5**). Ich möchte zwei theoretische Prämissen an den Beginn meiner Auseinandersetzung mit dem Begriff der Subjektivierung von Arbeit also der Entwicklung produktivistischer Arbeitsmoral stellen:

1. Machttechniken bzw. Technologien der Selbstkontrolle im Sinne Michel Foucaults sind kontingent, d.h. ihnen ist immer auch ein widerständiges Moment inhärent. Weder sind sie für alle Zeiten festgelegt, noch sind sie in ihren Effekten omnipräsent. Prinzipiell kann eine Selbsttechnologie immer auch ganz anders aussehen.
2. Die Subjektivierung hoher Arbeitsbereitschaft vollzieht sich weder harmonisch noch linear. Personale Produktivität wird keineswegs friedlich von gesellschaftlichen Idealbildern übernommen. Die Durchsetzung neoliberaler Arbeitsmoral ist das Ergebnis gesellschaftlicher Kämpfe um und in Geist, Leib und Körper der Individuen. Inkorporierung von und Identifizierung mit der neuen Arbeitsmoral verläuft niemals harmonisch, insofern gesellschaftlich erwünschte Ideen, Ideale und Utopien friktionsfrei als personale Produktivität Teil der eigenen Identität werden.

Was wir heute beobachten können ist als Ergebnis hart ausgefochtener Kämpfe, in denen die einzelnen Individuen respektive deren zu subjektivierendes Selbst gleichermaßen die Rolle der Akteure, die involviert sind, des Schlachtfelds, auf dem die Auseinandersetzung geführt wird, und der Sache, um die eigentlich gekämpft wird, einnehmen, gleichermaßen prekär wie umkämpft.

Was ist ein Subjekt?

Ich möchte den Prozess der Subjektivierung von hinten aufrollen und zu Beginn die Frage einer Annäherung an das Ergebnis von Subjektivierungsprozessen setzen. Jene Suche also, an dessen Ende bestenfalls eine Definition des Subjekts steht. Im Alltagssprachlichen Gebrauch steht das Subjektive meist Seite an Seite mit dem Persönlichen, kraft dem sich die freie weil innere und externen Einflüssen vorenthaltene subjektive Meinung, Einstellung oder Sichtweise Ausdruck verschafft und zur Entfaltung kommt. Jedoch ist schon die Vorstellung eines Reservats der Autonomie als Bestandteil des Menschen historisch, d.h. eine Begriffsdefinition die erst im Laufe der Geschichte *gelernt* und eingeübt werden musste. In dieser Arbeit meint der Begriff Subjektivierung im Anschluss an die (post)strukturalistische Position Michel Foucaults genau das Gegenteil. Unter Subjektivierung verstehe ich die Eingebundenheit

und Abhängigkeit des Selbst in und von gesellschaftlichen Verhältnissen jeglicher Art. Das Subjekt gerinnt zum umgestalteten und verunstalteten Selbst. Slavoj Žižek hat in seiner Kritik an Foucault eine knappe Beschreibung des vor-subjektivierten Selbst geliefert, das bei ihm gleichwohl als vorherrschende Vorstellung des Subjekts firmiert: „die autonome Quelle der Spontaneität, selbsthervorbringende Aktivität [...] die Fähigkeit der freien Wahl; die Tatsache einer Art ‚inneren Lebens‘ (Phantasie) und so weiter“ (ŽIŽEK 1998a, 16 f.).

Niemand ist in der Lage, dauerhaft und vollständig Subjekt zu sein. An Stelle des Subjekt-Seins tritt permanente Subjektivierung. Streng genommen existieren also gar keine Subjekte. Viel mehr müsste von Pseudo-Subjekten, inkompletten Wesen, die sich ihrer Sache nie ganz sicher sein können, die Rede sein. Wer vom Subjekt spricht meint tatsächlich Subjektivierung. Dabei ist Subjektivierung als omnipräsenter Prozess des Strebens gegen das Subjekt-Sein eine nie enden wollende Auseinandersetzung mit den anderen und mit sich selbst (siehe [Abschnitt 2.1](#)).

Das an den Anfang des Kapitels gestellte Zitat aufgreifend, können Subjektivierungsprozesse bildlich formuliert als *Schlachten* begriffen werden. Gegenüber stehen sich einerseits Nochnicht-Subjekte²⁵ sowie deren Kontrahent_innen – gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse.²⁶ Die Konfrontation umfasst aktive Scharmützel und passiv-psychologische Kriegsführung gleichermaßen. Wie in jeder Auseinandersetzung gibt es Kampfpausen, die für den Abtransport und die Versorgung von Verletzten (Emotionen) genutzt werden. Jedoch kehrt nie so lange Friede ein, dass sich das Schlachtfeld so weit erholen kann, dass es am Ende einer harmonisch anmutenden Blumenwiese gleicht. Zurück bleiben Narben. Gekämpft wird um nichts weniger, als um die *Gestalt* des Subjekts selbst. Sie – und nur

25 „Es wäre interessant, wenn man einmal zu klären versuchte, wie sich im Laufe der Geschichte ein Subjekt konstituiert, das nicht ein für alle Mal gegeben ist, das nicht diesen Kern bildet, von dem aus die Wahrheit Einzug in die Geschichte hält, sondern ein Subjekt, das sich innerhalb der Geschichte konstituiert, das ständig und immer wieder neu von der Geschichte begründet wird“ (DAHLMANNS 2008, 19).

26 Eine Machtbeziehung „ist nicht als solche eine Gewalt, die sich nur versteckte, oder ein Konsens, der stillschweigend verlängert würde. Sie ist ein Ensemble von Handlungen, die sich auf mögliches Handeln richten, und operiert in einem Feld von Möglichkeiten für das Verhalten handelnder Subjekte. Sie bietet Anreize, verleitet, verführt, erleichtert oder erschwert, sie erweitert Handlungsmöglichkeiten oder schränkt sie ein, sie erhöht oder senkt Wahrscheinlichkeit von Handlungen, und im Grenzfall erzwingt oder verhindert sie Handlungen, aber stets richtet sie sich auf handelnde Subjekte, insofern sie handeln oder handeln können. Sie ist auf Handeln gerichtetes Handeln“ (FOUCAULT 2005, 256).

2. Subjektivierung

sie! – sind es, die sich Macht- und Herrschaftsverhältnissen mehr oder weniger entgegenstellen und so die Reproduktion sozialer Verhältnisse fundieren.²⁷

Ein Subjekt zu werden bedeutet immer auch, Handlungsfähigkeit, die das autonome Selbst – selbst ein heuristischer Kontrapunkt den es nur in der Theorie gibt – definiert, zu verlieren. Autonomiegewinn und -verlust sowie die Verteidigung partikularer Selbstbestimmtheit gehen Hand in Hand. Als Subjekt ist man Macher_in, Opfer und Opponent_in zugleich. Die Widersacher_in sind neben den anderen auch wir selbst, die wir uns immer wieder aufs Neue mit den temporären Ergebnissen unserer Subjektivierung konfrontieren. Die Parallelität von kurzfristigem Selbst-Sein und dem permanenten Hang zur Subjektivierung führt dazu, dass wir für die Reproduktion gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnissen immer als Noch-nicht, Gerade-nicht-mehr oder Ganz-kurz-schon Subjekte eintreten oder uns gegen die Aufrechterhaltung des *Status quo* stellen und uns immer wieder von Neuem gegen Subjektivierungstendenzen auflehnen. Die gesellschaftliche Machtkonfiguration und als Teil dieser die herrschaftlich geprägten Bedingungen unserer Subjektivierung sind nicht statisch, vielmehr können sie sich ändern und sie tun das auch. In der Kontingenz von Subjektivierungsprozessen liegt ein unhintergebares Moment der Freiheit. Genaugenommen ist ein Subjekt dann auch kein kurzfristiges Produkt sprich keine Momentaufnahme vom Schlachtfeld, sondern ein Produktionsverhältnis, quasi das Kräftefeld zwischen den gegeneinander Kämpfenden. Weder das autonome Selbst noch dessen Gegner_innen – die gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnisse – können unabhängig voneinander gedacht werden. Selbst und Subjekt konstituieren sich im Modus der Subjektivierung immer wieder neu.

„Das Subjekt ist somit zugleich Wirkung und Voraussetzung, Schauplatz, Adressat und Urheber von Machtinterventionen. Eine Entität, die sich performativ erzeugt, deren Performanzen jedoch eingebunden sind in Ordnungen des Wissens, in Kräftespiele und Herrschaftsverhältnisse. In dieser Verschränkung von Affizieren, Affiziertwerden und Sich-durch-sich-Affizieren liegt das Paradox der Selbstkonstitution“ (BRÖCKLING 2007, 21).

Kurzum: Im Subjekt spiegelt sich ein Produktiv- respektive Kräfteverhältnis, dass die Auseinandersetzung zwischen mir und den anderen strukturiert und gleichzeitig

²⁷ Man möge mir den Rückgriff auf androzentristische Kampfmetaphern verzeihen, doch um die Autonomie und Handlungsfähigkeit von Individuen, um das für wissenschaftliche Arbeit konstitutive Menschenbild wird hart gerungen. Kritische Sozialwissenschaft ist ein Kampfsport (vgl. CARLES 2008).

als Produkt des konflikthaften Ringens um Autonomie fungiert. Auf den Punkt gebracht: Im Modus der Subjektivierung manifestiert sich die gesellschaftliche Zuordnung des Individuums, nicht ohne kräftiges Zutun der Individuen selbst: „Wenn das Subjekt *weder* durch die Macht vollständig determiniert ist *noch* seinerseits vollständig die Macht determiniert (sondern immer beides zum Teil), dann geht das Subjekt über die Logik der Widerspruchsfreiheit hinaus, es ist gleichsam ein Auswuchs, ein Überschuss der Logik [... und] das Hinauskommen ist kein Entkommen, und das Subjekt geht genau über das hinaus, an was es gebunden ist“ (BUTLER 2001, 22).

Die Geschichte hat unterschiedliche Bedeutungen und auch Modi der Subjektivierung hervor gebracht. Karl Marx und Friedrich Engels beschreiben den Subjektivierungsmodus im Früh- und Hochkapitalismus, in dem es zur „Verdinglichung der gesellschaftlichen Produktionsbestimmungen und zur Versubjektivierung der materiellen Grundlagen der Produktion [kommt]“ (MARX 1983, 887). Ein anderes historisches Beispiel ist der kollektivistische Subjektivierungsmodus in der aufkommenden Arbeiter_innenbewegung. Subjektivierung vollzog sich unter Verhältnissen, die Noch-nicht-Subjekte zur Ein- und Unterordnung in das kollektive Subjekt der Arbeiter_innenbewegung forcierten. Später gab es Subjektivierungsmodi, die danach trachteten, den Individuen Subjekt-sein auf Basis individueller Unterscheidbarkeit schmackhaft zu machen, anstatt sich innerhalb von Gemeinschaften als Teil ebendieser zu identifizieren. „Subjektivierung, so verstanden, geht nicht auf in Individualisierung. Diese ist umgekehrt als ein – historisch kontingenter und in sich selbst wiederum historischen Transformationen unterliegender – Modus der Subjektivierung zu dechiffrieren, bei dem der Einzelne sich in Selbstbeobachtung und -beschreibung nicht durch Positionen oder Zugehörigkeiten, sondern durch das identifiziert, was ihn von allen anderen unterscheidet“ (BRÖCKLING 2007, 23). Bröckling postuliert:

- Noch nie war die Aufforderung zum Selbst-Sein so präsent wie heute. Jede und jeder muss heute sie oder er selbst sein. Nichtsdestotrotz sorgen mannigfaltige Prozesse der Subjektivierung weiterhin dafür, dass das heute so sehr erstrebte Selbst, auf dessen Verwirklichung wir beinahe all unsere Kräfte lenken, ein subjektiviertes und kein autonomes Selbst bleibt.
- Ein richtiges (sprich neoliberales also produktives) Subjekt ist man niemals endgültig. Es gibt immer etwas (Subjektivierung) zu tun. Der kontemporäre Selbstkonstituierungsimperativ ist prinzipiell uneinlösbar. Man wird nie

fertig Selbst zu sein und hört parallel dazu niemals auf Subjekt zu sein. Das inszenierte, niemals zur Gänze realisierte Selbst muss sich immer wieder von Neuem seiner Produktivität, die ihn gerade auch als Subjekt auszeichnet, vergewissern.

2.1. Sozialpsychologie: George H. Mead

Soziologisch betrachtet haben sich der sozialpsychologische Ansatz von George Herbert Mead (1863–1931) und in seinem Windschatten der Symbolische Interaktionismus (SI) dem Phänomen Subjekt und Subjektivierung intensiv angenommen.²⁸ Gleichzeitig wurde damals der Grundstein für eine hermeneutisch akzentuierte Subjektanalyse gelegt. Nach Mead orientieren wir unsere Handlungen immer an der Einschätzung durch andere. Dabei sind es nicht etwa die anderen, die uns ihr Feedback explizit mitteilen. Viel mehr beruht die Interpretation von uns selbst auf einer Interpretation der uns fremden Anderen. Genauer: erst die Einschätzung der Einschätzung, gewissermaßen eine Evaluation zweiten Grades, stellt die Basis dessen dar, was wir heute als Subjekt bezeichnen. Davon leiten wir nunmehr mögliche Modifikationen für unser Handeln ab. Wir erkennen uns erst im anderen.

Ausgangspunkte

Intellektuell sozialisiert wurde der sozialpsychologisch umrahmte Symbolische Interaktionismus von George Herbert Mead von drei bedeutsamen soziologischen Theorien des 19. Jahrhunderts:

Darwinismus: Von Charles Darwin übernahm Mead den Aspekt der systematischen Ineinandersetzung von Mensch und Tier, d.h. die Annahme von der Gleichursprünglichkeit also einer gemeinsamen Entwicklung und späteren, prozesshaften Differenzierung. Während jedoch Zeichen und Gesten bzw. Gebärden Mensch und Tier gleichermaßen auszeichnen, sind es Symbole, generalisierte Zeichen mit vom konkreten Anlass losgelöster Bedeutung, die den Menschen von Tieren unterscheiden.²⁹ Menschen haben ohne konkrete Präsenz eines

²⁸ In den folgenden Ausführungen beziehe ich mich auf die Vorlesung „Moderne Soziologische Theorie“, die Sighard Neckel am Institut für Soziologie der Universität Wien im Sommersemester 2010 abgehalten hat.

²⁹ Durch meist nicht menschlichen Ursprungs ausgelöste Zeichen evozieren bestimmtes Verhalten. Mead nennt beispielhaft Blitze und darauffolgendes Zusammenzucken. Gesten und Gebärden sind an konkretes Verhalten gekoppelt und haben bei Tieren eine einheitliche Bedeutung,

Objekts – sei es nun ein Baum, ein Kontostand oder ein anderer Mensch – Wissen und Vorstellungen zur Gestalt des Objekts. In Anlehnung an Darwin sind Menschen im Sinne Meads also in erster Linie *symbolgebrauchende* Tiere. Hierin liegt auch der eigentliche Unterschied zwischen Mensch und Tier. In und durch die Verwendung von Symbolen ziehen Menschen eine Demarkationslinie zum Animalischen (vgl. MEAD 1973, 53-56).

Erweiterter Behaviorismus: Auf Basis der Wundt'schen³⁰ Typologie menschlichen Verhaltens als Abfolge von Zeichen, Geste und Symbol, die sich aus dem Zusammenspiel von Reiz und Reaktion erklärt, erlaubt sich Mead, deterministische Aussagen über den Menschen zu machen. In seiner Kritik am Identitätskonzept von Wilhelm Wundt, das Identität und Geist als etwas dem Sprachlichen vorgelagerten begreift und als prä-dispositives *Etwas* den kommunikativen Kontakt innerhalb von sozialen Beziehungen determiniert, finden sich erste Indizien für den Prozess der Subjektivierung. „Die Schwierigkeit liegt darin, daß Wundt die Identität als dem gesellschaftlichen Prozeß primär annimmt, um die Kommunikation innerhalb dieses Prozesses zu erklären, während doch Identität vielmehr durch den gesellschaftlichen Prozeß und die Kommunikation erklärt werden muß [...] Der Körper als solcher ist keine Identität; er wird erst dann dazu, wenn er innerhalb des gesellschaftlichen Erfahrungszusammenhangs Geist entwickelt hat [...] Geist entsteht aus der Kommunikation [...] nicht die Kommunikation durch den Geist“ (ebd., 88 f.). Mead schlägt

werden also von allen Mitgliedern der Gruppe gleich oder zumindest ähnlich interpretiert. Mead exemplifiziert dies am Beispiel des Zähne *fletschens*, dass in der Tierwelt gemeinhin als aggressive Geste gedeutet wird. Während Darwin (tierische) Gesten auf die Funktion des Gefühlsausdrucks reduziert, sieht Mead in ihnen einen allgemeinen Teil „der Organisation der gesellschaftlichen Handlung, und zwar äußerst wichtige Elemente innerhalb dieser Organisation [...] In diesem Zusammenspiel erfüllen die Gesten ihre Funktionen, nämlich Reaktionen der anderen hervorzurufen, die selbst wiederum Reize für eine neuerliche Anpassung werden, bis schließlich die endgültige gesellschaftliche Handlung zustande kommt“ (MEAD 1973, 83). Beim Menschen besteht nunmehr kein Zwang zur einheitlichen Reaktion. Die Möglichkeit zur Reflexion, das Setzen eines Sinnbezugs, fundiert die *Theorie der gehemmten Handlung*, wonach allein die Chance zur unterschiedlichen Interpretation, ein kurzes, reflektierendes Innehalten notwendig machen und unsere Reaktion verzögert. Mit dem Begriff der Interpretation meint Mead die Rückbeziehung konkreter Gesten auf allgemeine Bedeutungen. Diese wird notwendig deshalb, weil wir Menschen hinter den Gesten (zurecht!) Ideen vermuten. „Wenn nun eine solche Geste die dahinterstehende Idee ausdrückt und diese Idee im anderen Menschen auslöst, so haben wir ein signifikantes Symbol [...] und ebendiese Geste wird zu dem] was wir »Sprache« nennen. Sie ist nun ein signifikantes Symbol und bezeichnet eine bestimmte Bedeutung“ (ebd., 85).

³⁰ Mead verbrachte einen Großteil seiner Jugend- und Studierjahre in Europa. Dort lernte er neben Husserl auch die Philosophie eines Wilhelm Wundt kennen. Mead verdankt Wundt weite Teile seiner frühen intellektuellen Sozialisation.

2. Subjektivierung

hier in eine ähnliche Kerbe wie Marx mit seinen berühmten gegen Hegel gewendeten Postulaten: „Nicht das Bewußtsein bestimmt das Leben, sondern das Leben bestimmt das Bewußtsein“ (MARX und ENGELS 1962, 27) und „es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewusstsein bestimmt“ (MARX 1963, 9). Dem sogenannten Erweiterten Behaviorismus entlehnt der frühe Symbolische Interaktionismus zudem die Fokussierung auf die Reflexionsfähigkeit menschlicher Individuen. Menschliches Verhalten ist dabei nie individuell, isoliert und vereinzelt, sondern findet immer in Gruppen statt. Gerade die kognitive Fähigkeit, sich selbst und das eigene Verhalten zu reflektieren, unterscheidet uns vom Tier (vgl. MEAD 1904, 375 ff., 1906, 393 ff., 1973, 81-90).

Amerikanischer Pragmatismus: Geprägt von der Philosophie der *neuen Welt* re-präsentiert durch u.a. William James und John Dewey reift in Mead ein Menschenbild, welches diesen als problemlösendes Wesen konzipiert. Für Mead sind es die praktischen Konsequenzen der eigenen Handlungen, welche die Bedeutung(en) von Begriffen, Aussagen und Ansichten bestimmen. Die Reaktion auf eine konkrete gesellschaftliche Situation, die eine Problemlösung verlangt, nämlich die Neugründung einer Gesellschaft auf dem amerikanischen Kontinent, fördert das Interesse für gemeinsames, kollektives Handeln. Eben diesem Bewusstsein entspringt aber auch die Kontrolle kollektiver Handlungen. Während die *alte Welt* als Folge ihrer geistesgeschichtlichen Begründung von Vernunftbegabung durch den Idealismus in der vorgestellten Kausalität: Idee → Handlung verhaftet ist³¹, begründet in der *neuen Welt* erst die Problemhaftigkeit von Handlungen neue Ideen. Menschen stoßen an Grenzen (*trial & error*) und beginnen, nach neuen und alternativen Konzepten zu suchen. Es ergibt sich der Zusammenhang: Handlung → Idee. Die reflexive Fähigkeit ist den Menschen als nicht *a priori* gegeben, sondern tritt erst im Angesicht eines Problems also in den problemlösenden Handlungen zu Tage. Somit ist der Mensch für Mead leibgebunden und eben gerade *kein* Konglomerat an Ideen. Mead interessiert sich in seinen späteren Werken jedoch weniger für konkrete historische Konfigurationen, in denen sich Ausprägungen des Subjekt-Seins womöglich unterscheiden (vgl. MEAD 1930).

31 Auch Slavoj Žižek weist süssisant auf die idealistische Prämisse der europäischen Philosophie hin: „Eine der grundlegenden Annahmen derzeitiger *doxa* (*Herv. i.O.*) besteht darin, dass das Cartesianische *cogito* (*Herv. i.O.*) den Weg für den einzigartigen Fortschritt der modernen Wissenschaft festige, die das alltägliche Leben der Menschheit tiefgreifend affizierte“ (ŽIŽEK 1998a, 18).

Die positive Bezugnahme von George Herbert Mead auf die theoretische Strömung des Pragmatismus mit der essentialistischen Schlussfolgerung Handlung → Idee entzieht der hier zu etablierenden Grundannahme vom Neoliberalismus als (utopische) Idee vom produktiven Leben auf den ersten Blick die Argumentationsgrundlage. Nun sind aber Probleme immer historisch. Globalisierung ist keine gleichsam naturwüchsige Herausforderung unserer Zeit. Migration mit all ihren Folgen passiert nicht einfach so, taucht gewissermaßen aus dem Nichts auf. Probleme sind Probleme weil ihr Inhalt problematisiert wird und sie über den problemzentrierten Diskurs überhaupt erst in das Feld der Wahrnehmung rücken. So sind Probleme gerade weil sie und nicht andere Herausforderungen akzentuiert werden Ausdruck von Macht- und Herrschaftsverhältnissen. Zudem kongruiert Meads prinzipielle These von der Wichtigkeit Anderer im Subjektivierungsprozess mit der Intention dieses Kapitels, Subjektivierung als etwas Externes zu fassen. Weder ist der Mensch Abbild multipler gesellschaftlicher Ideen noch ein pragmatisches d.h. lösungsorientiertes Wesen, dessen Ideen- und Innenwelt den erfahrenen Handlungen immer einen Schritt hinterher hinkt. Viel mehr handelt es sich um eine dialektische Beziehung zwischen Idee $\Leftrightarrow$ Handlung (siehe [Abschnitt 2.3](#)).

Geist (*mind*)

Die Generalisierung konkreter Zeichen als menschliche Fähigkeit zum Symbolgebrauch, rekapituliert in den Vorarbeiten des Darwinismus, des Erweiterten Behaviorismus sowie des Amerikanischen Pragmatismus, bildet den Grundstein von Meads erster Hauptthese, wonach Denken als nach innen gewandtes Sprechen zu verstehen ist. In der von Mead entwickelten Theorie der Perspektivenübernahmen (*take the role of the other*) wird Sprache zum Modus des Denkens.

Vertreter_innen des SI interessieren sich für signifikante Symbole als von einer Gesellschaft gemeinsam gebrauchte Zeichen. Sprache ist das signifikante Symbol schlechthin. Ihr ist die Annahme implizit, dass ich entsprechend meiner Intention verstanden werde, gerade ob der Tatsache, dass das von mir Gesagte für mich das von mir Intendierte repräsentiert. Kurzum: Ich gehe davon aus, dass mich die anderen so verstehen wie ich es will, weil ich mich selbst auch so verstehen würde. Begründet ist dies in dem Umstand, dass wir uns selbst hören wenn wir etwas sagen. Damit lösen wir einen (noch so kleinen) Reiz bei uns selbst aus. Das was ich auszulösen versuche, löst in der Art und Weise wie ich mein Vorhaben sprachlich darbiete, bei mir das Auszulösende aus. Deshalb gehe ich davon aus, dass es auch bei anderen das Auszulösende auslöst. „Man löst in sich selbst die gleiche Reaktion

2. Subjektivierung

aus wie im anderen Individuum“ (MEAD 1973, 109). Nunmehr lösen nicht alle Reize dieselben Reaktionen hervor und überhaupt kann eine einzelne Idee, innerhalb und zwischen verschiedenen Individuen, verschiedene Reaktionsarten zur Folge haben. Obschon also nicht alle Menschen allen signifikanten Symbolen dieselbe Bedeutung zumessen, vermutet Mead immer „eine Organisation von Reaktionen [... W]enn man also zu einer anderen Person über einen Hund spricht, löst man in sich die gleiche Reaktionsreihe aus wie im anderen Menschen“ (ebd., 111).

Gerade weil wir bestimmte Symbole gemeinsam verwenden können, wir uns in andere hineinversetzen. Mead spricht diesbezüglich von der Rollenübernahme und sieht in dieser Fähigkeit die Grenze zwischen Denken³², welches dem Menschen vorbehalten bleibt, und intelligentem Handeln, das auch in der Welt des Animalischen beobachtet werden kann. Sprache eignet sich aufgrund ihrer Vokalität (wir hören uns selbst sprechen³³), welche letztlich die Selbstwahrnehmung garantiert, als grundlegendstes signifikantes Symbol. Signifikante Symbole versetzten uns somit in die Lage, das Verhalten anderer zu antizipieren, sie machen die Handlungen der anderen bis zu einem gewissen Grad erwartbar. Dies wirkt auf unser eigenes Handeln zurück. Sprache und damit Denken ist – mit Mead – „Teil eines kooperativen Prozesses“ (MEAD 1973, 114), hängt also immer von den anderen und damit auch von gesellschaftlichen Verhältnissen ab.

„Es gibt also in unserer Verwendung der Sprache einen großen Spielraum; aber welche Phase innerhalb dieses Spielraums auch verwendet werden mag, sie ist Teil eines gesellschaftlichen Prozesses, und zwar immer jener Teil, mittels dessen wir uns so wie andere beeinflussen und die gesellschaftliche Situation aufgrund dieses Verständnisses des von uns Gesagten überdenken. Das ist für jede Sprache fundamental; wenn das,

32 „Wenn ein Wesen auf diese Weise handeln kann, wenn die von ihm in sich selbst ausgelöste Haltung für es selbst zu einem Reiz für eine andere Handlung werden kann, haben wir sinnvolles Verhalten vor uns. Wo die Reaktion der anderen Person hervorgerufen wird und zu einem Reiz für die Kontrolle der eigenen Handlung wird, tritt der Sinn der Handlung der anderen Person in der eigenen Erfahrung auf. Das ist der allgemeine Mechanismus des »Denkens«, denn dafür sind Symbole notwendig, in der Regel vokale Gesten, die im Individuum selbst die gleiche Reaktion wie in den anderen auslösen, und zwar so, daß es vom Standpunkt dieser Reaktion aus in der Lage ist, sein späteres Verhalten zu lenken“ (MEAD 1973, 112 f.).

33 „Bei der vokalen Geste hört das Wesen den von ihm selbst ausgelösten Reiz genauso, wie wenn sie von anderen Wesen gesetzt wird [...] Die vokale Geste ist also wichtiger als alle anderen Gesten. Wir können uns selbst nicht sehen, wenn unser Gesicht einen bestimmten Ausdruck annimmt. Aber wir hören uns selbst sprechen und sind daher zur Aufmerksamkeit fähig“ (MEAD 1973, 104 f.).

was man sagt, Sprache sein soll, muß man selbst es verstehen, muß man sich selbst ebenso beeinflussen wie andere“ (ebd., 114 f.).

Aus einer Auseinandersetzung mit Sprache als primäres signifikantes Symbol schlussfolgert Mead – mittels Umweg über die Sinnstiftung von Handlungen³⁴ – die Ausprägung von Geist (*mind*) als Ergebnis der Auseinandersetzung mit den Anderen. „Wir müssen Geist daher so verstehen, daß er aus dem gesellschaftlichen Prozeß erwächst und sich in ihm entwickelt, innerhalb der empirischen Matrix des gesellschaftlichen Zusammenspiels. Das heißt, daß wir eine innere individuelle Erfahrung aus der Sicht gesellschaftlicher Handlungen erfassen müssen, die die Erfahrungen verschiedener Individuen in einem gesellschaftlichen Kontext einschließen, innerhalb dessen sich diese Individuen gegenseitig beeinflussen“ (ebd., 174). Schlussendlich findet Geist (*mind*) seine Entsprechung im Gesellschaftlichen weil dieser erst durch Reflexion entsteht, also währenddessen bzw. im Anschluss an das Nebeneinanderstellen von singulären Erfahrungen und Erlebnissen mit dem eigenen Selbst. Reflexion oder Denken manifestiert sich in der zeitlichen Differenz zwischen Reiz und Handlung.

Identität (*self*)

Nachdem Mead Sprache als unabhängige Variable menschlicher Intelligenz (Geist, *mind*³⁵) konzipiert, in der durch zeitlichen *delay* eine Auswahl möglicher Handlungsoptionen getroffen wird, macht er sich daran, die Ausprägung einer (eigenen) Identität (*self*) ebenso an Sprachprozesse rückzubinden (vgl. MEAD 1973, 177-244).

Unter Identität versteht Mead den Prozess hin zum gefühlten Selbst-sein. Der Prozess der Rollenübernahme vollzieht sich also erstens den anderen und zweitens mir selbst gegenüber. Wer bzw. was wir sind, erschließen wir immer und ausschließlich aus dem Verhalten der *Anderen* uns gegenüber. Die Anderen fungieren gleichsam als Spiegelbild. Mittels immer wieder stattfindender Betrachtung bilden wir unsere Identität (*self*) aus. Das Eigenen existiert demnach nur im Unterschied zu

34 Sinn entsteht durch gegenseitiges Handeln der Individuen im Modus der Kommunikation. Letztere reicht von ihrer primitivsten Form, dem Austausch von Gesten, bis hinauf zum miteinander Sprechen (ebd., 115-121).

35 „Intelligentes Verhalten ist der Prozeß, durch den eine Reaktion auf den Reiz der jeweiligen Situation in der Umwelt verzögert, organisiert und ausgewählt wird. Ermöglicht wird der Prozeß durch den Mechanismus des Zentralnervensystems, der es dem Einzelnen erlaubt, die Haltung des anderen gegenüber sich selbst einzunehmen und somit sich selbst zum Objekt zu werden. Das ist das wirkungsvollste Mittel zur Anpassung an die gesellschaftliche Umwelt, ja an die Umwelt überhaupt, das dem Einzelnen zur Verfügung steht“ (MEAD 1973, 140).

2. Subjektivierung

Anderen, zum Fremden – für Mead eine soziale Voraussetzung des Selbst-Seins. Das Ich existiert nicht egologisch sondern soziologisch. Die Betrachtung des Selbst im Lichte der anderen gleicht nicht zwingend der (unhinterfragten) Übernahme von Fremdbeschreibungen, sondern betont den Zwang zur Auseinandersetzung, zur Konfrontation mit der mir symbolisierten Fremdwahrnehmung von mir selbst. Die Rollenübernahme ist es, welche unser eigenes Verhalten uns selbst zum Gegenstand macht und thematisiert. In der Theorie der Rollenübernahme von mir selbst beschäftigt sich Mead ausgehend mit dem Prozess der Identitätsbildung und behauptet, dass diese so wichtige Fähigkeit zur Übernahme von Rollen uns allen angelehrt ist, sich also im Lichte der Sozialerfahrung manifestiert. „Diese Identität [...] ist im Grunde eine gesellschaftliche Struktur und erwächst aus der gesellschaftlichen Erfahrung“ (MEAD 1973, 182).

Die Theorie der Rollenübernahme, mit der Mead die Ausbildung individueller Identität zu fassen sucht, führt zwei essentielle Begriffspaare ein, anhand derer die Bedeutung der anderen respektive der gesellschaftlichen Verhältnisse für ebendiesen Prozess betont wird:

Spiel (*play*): Kinder vollziehen Lernprozesse hauptsächlich durch Imitation, d.h. durch die Orientierung an spezifischen Anderen. Meist fungiert die engste Familie als signifikanter Anderer. Im Nachspielen des Gesehenen (z.B. mittels Rollenübernahme im Vater-Mutter-Kind-Spiel) bildet sich ein erster Bestandteil der Identität (*self*) heraus, das sogenannte »spontane Ich« (*I*).

Wettbewerb (*game*): Kinder erleben das Soziale (*Andere sind anders*) und erlernen im Prozess der Auseinandersetzung die Regeln des Spiels. Große Handlungskontexte mit einer Vielzahl an Akteuren konfrontieren uns mit neuen Erwartungen an unsere Handlungen und führen uns sogleich die weitreichenden Konsequenzen ebendieser vor. Im Laufe der Sozialisation steigt die Komplexität sozialer Beziehungen. Es kommt mehr und mehr zu einer Orientierung an generalisierten Anderen, welche sich in den Normen, Werten, Symbolen etc. einer Gesellschaft manifestieren. Als zweiter Bestandteil der Identität fungiert demnach das »reflektierende Ich« (*me*).

Im Prozess der Integration von *I* und *me* entsteht unser *self*, unsere Identität. Diese ist bei Mead ganz im Gegensatz zu Freud gerade nicht als tragischer Kompromiss (Ich) zwischen den Normen (Über-Ich) und Trieben (Es) zu denken. Vielmehr erlaubt das reflektierende Ich uns überhaupt erst eine Identität auszubilden und so an der Gesellschaft Teil zu haben. Erst die Konfrontation mit den anderen zwingt uns zur

Ausbildung einer Identität. Losgetreten durch vielfältige Interaktionen übernehmen wir unter Zuhilfenahme signifikanter Symbole die Rolle von uns selbst. Unterschiede zwischen den Individuen die Identität betreffend erklärt Mead mit Verweis auf die spezifische Verteilung von spontanem und reflektierendem Ich. Mead steht mit seinem Ansatz stark in Opposition zu Sartres existentialistischer Perspektive, festgehalten in dessen berühmten Zitat: „Pas besoin de gril, l'enfer, c'est les autres“ / „Kein Rost erforderlich, die Hölle, das sind die andern“ (SARTRE 2005, 59).

2.2. *Homo clausus*: Norbert Elias

Der kurze Exkurs in die Gedankenwelt des frühen Symbolischen Interaktionismus eines George Herbert Mead bezeugt die Bedeutung der Anderen innerhalb des Konstituierungsprozesses des menschlichen Selbst³⁶ vor allen Dingen mittels Kommunikationsprozessen, die Mead auf mikrosoziologischer Ebene verortet. Mit Norbert Elias hat sich ein weiterer Soziologe dem „Entstehungsprozess moderner Subjektivität“ (DAHLMANN 2008, 156) angenommen, aber eine konkrete historische Konfiguration der Moderne und dabei insbesondere jenen Prozess der Zivilisation als Hauptforschungsfeld seiner Analysen gewählt. Indem Elias danach trachtet, eine ähnliche Fragestellung wie Mead mit Bezug auf spezifische geschichtliche Gegebenheiten zu beantworten, begibt er sich mehr und mehr auf das Terrain der Politikwissenschaft. Kurz und knapp: „Elias erklärt die ‚Selbsterfahrung‘ (ELIAS 1997a, 65) des modernen Menschen als ‚homo clausus‘ mit Hilfe seiner Theorie über den Zivilisationsprozess [...] innerhalb dessen sich langfristige Prozesse der gesellschaftlichen Entwicklung (Soziogenese) mit langfristigen Wandlungsprozessen menschlicher Persönlichkeitsstrukturen (Psychogenese) verschränken und wechselseitig bedingen“ (DAHLMANN 2008, 157). Am Ende des Prozesses der Zivilisation steht ein konkretes und kontingentes Selbstbild, dass uns Menschen in der Moderne glauben lässt, bei unserem In-der-Welt-Sein handle es sich um ein Dasein, welches von einem uns eigen seienden inneren Wesen, man könnte sagen von einem transzendentalen Ich, einem „von allen anderen isolierten Selbst bestimmt ist“ (ebd., 156) – der *homo clausus*.

Beim Übergang von einfachen zu komplexen (Industrie-)Gesellschaften kommt es zu einer Internalisierung von Verhaltensnormen. Selbstkontrolle ersetzt mehr und

³⁶ In Anbetracht der im Folgenden auszubreitenden Begriffswelt von Norbert Elias und Michel Foucault eignet sich der von Mead im Original verwendete Terminus *self* meines Erachtens besser als der in der deutschen Übersetzung verwendete Begriff *Identität*, um das Ergebnis mannigfaltiger kommunikativer Austauschprozesse zu beschreiben.

2. Subjektivierung

mehr Mechanismen des Fremdzwangs. Das bedeutet jedoch nicht, dass einfache Gesellschaften keine innerlich wirkenden Macht- und Herrschaftsverhältnisse aufweisen. Vielmehr betont Elias eine Gleichmäßigkeit innerhalb der inkorporierten Auffassungen, was *mensch* darf und was eben nicht. Diese setzt sich auch über die Grenzen sozialer Schichtung hinweg. Waren Benimmregeln und geteilte Umgangsformen historisch zuallererst eine Sache der Obrigkeit, fließen standardisierte Verhaltensanweisungen im Zuge des Zivilisationsprozesses in der Moderne gleichermaßen in die Köpfe der Menschen – unabhängig ihres sozialen Standes. Überhaupt stellt die erzwungene Kontaktaufnahme diverser sozialer Gruppen eine funktionelle Notwendigkeit für die Ausprägung kollektiv geteilter Verhaltensstandards dar. Auch wenn Elias seinen Fokus dezidiert auf die quantitative Verschiebung von Fremd- zu Selbstzwang setzt, geht es ihm doch auch um qualitative Veränderungen. Elias spricht von verschiedenen Typen, von „Selbstbeherrschung oder Selbstzwang“ (ELIAS 1997b, 338 f.). Neben der Zunahme klassenübergreifenden Kontakts sind die Entstehung monopolistischer Staatlichkeit und die zunehmende Differenzierung der Gesellschaft Bestandteile moderner Soziogenese. Zusammen wirken alle drei als Katalysator zur Kontrolle des eigenen Selbst (Emotionen, Affekte, Handlungen etc.) und forcieren einen tiefgreifenden Wandel des modernen Ichs, das mehr und mehr beginnt in v.a. zeitlich immer breiteren Horizonten zu denken. Der Zwang zur Vorausschau, zum Nachdenken über mögliche Wirkungen meines Handelns, ist essentieller Teil moderner Psychogenese. Elias sucht nach den Effekten ebendieser Psychogenese und differenziert zwei Phänomene der Verinnerlichung von Fremdzwängen:

Psychologisierung als „sich verstärkende Verhaltensweise des Individuums, sowohl sich selbst als auch die anderen zu beobachten und sein bzw. deren Verhalten einzuordnen, zu beurteilen und zu berechnen.“ (DAHLMANN 2008, 159). Anders formuliert: Menschen individuieren sich im Prozess der Zivilisation und prägen zunehmend Unterschiedlichkeiten aus. Wichtig ist – auch mit Mead gedacht – vor allen Dingen die Bedeutung, die sie diesen (neuen) Unterschieden beimessen. „[D]er einzelne Mensch wird sich seiner Verschiedenheit zugleich auch stärker bewusst. Und von einer bestimmten Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung ab legt man zugleich auch solchen Verschiedenheiten eines Menschen von anderen einen besonderen Wert bei“ (ELIAS 1994, 191).³⁷

³⁷ Elias bietet hier Angriffsfläche für eine Kritik (auch gegen Marx), die evolutionäre Geschichtsphilosophie(n) ablehnt. Jedoch lehnte der *philosophoide* Elias deterministische Argumente kategorisch ab, griff aber doch hin und wieder bereitwillig darauf zurück (vgl. WENGLER 2000).

Rationalisierung als Vorgang bei dem „spontane Gefühle, Wünsche, Ängste und Affekte kontrolliert und von rationalen und längerfristigen Beweggründen und Überlegungen verdrängt werden“ (DAHLMANN 2008, 159).³⁸ Als Mensch begreift sich der Mensch in zunehmendem Ausmaß als „Wesen, dass kraft seiner ‚Ratio‘ oder seines Verstandes in der Lage ist, die Welt zu erkennen“ (ELIAS 1997a, 63). In der von Vernunft getriebenen Auseinandersetzung mit den Dingen nimmt deren Komplexität zu, der Erkennende sieht sich mehr und mehr als etwas der Welt Externes. Die Distanz zwischen Welt und Mensch nimmt zu.

Ohne zu weit vorgreifen zu wollen, befindet sich Elias bei der Beschreibung der den Prozess der Zivilisation antreibenden Mechanismen im Widerspruch zu Michel Foucault. Während Foucault die Ausprägung von neuen, strengeren Verhaltensnormen also die Übernahme fremder sprich gesellschaftlicher Zwänge als Erstreben eines selbst gesetzten Ideals konstruiert, geschieht die Zunahme von *Peinlichkeits- und Schamgefühlen* nach Elias aus Angst vor der sanktionierenden Instanz des Über-Ichs. Überhaupt betont Elias die Historizität der freudianischen Dreiteilung in *Es*, *Ich* und *Über-Ich*. Ersteres unterliegt regressiven Tendenzen und wird mehr und mehr in den Bereich des menschlichen Selbst zurückgedrängt, der im psychoanalytischen Modell dem Unterbewussten vorenthalten bleibt. Mit seiner Kritik an der Überbetonung des Triebhaften innerhalb der Psychoanalyse, das wiederum er selbst als soziales Phänomen verstanden wissen will, „betont Elias auch deutlich stärker als Freud die Bedeutung von zwischenmenschlichen Beziehungen (in historisch veränderbaren kulturellen Kontexten) für die Ausprägung der psychischen Funktionen von ‚Es‘, ‚Ich‘ und ‚Über-Ich‘“ (DAHLMANN 2008, 161).

Jedenfalls ist die zivilisatorische Moderne ein Bündel massiver Individualisierung, dem ein Mehr an Selbstbeobachtung und auch Selbstdistanzierung vorausgehen muss. Obschon das Individuum sich selbst nicht ohne Rekurs auf ein kollektives *Wir* denken kann, deutet Elias den Prozess der Zivilisation auch als Verschiebung weg von einer „Wir-Ich-Balance“ hin zu einer „Ich-Wir-Balance“. Zunehmend setzt sich die Selbstwahrnehmung durch, „er [der Mensch, *Anm. L.R.*] sei ‚innen‘ etwas,

³⁸ Elias als Verfechter einer bewussten Sozialisation zunehmender Fremdwänge zu interpretieren käme einem verfälschenden Unterfangen gleich. Neben der rationalen also von den Individuen überdachten Aufnahme externer Verhaltensregeln funktioniert die Regulierung und Zurichtung des eigenen Selbst auch mittels „automatisch funktionierende[r] Gewohnheiten“ (ELIAS 1997b, 342). Gleichsam befinden sich seine behavioristischen Überlegungen zu den sich ohne bewusstes Zutun irgendwelcher Anderen (Eltern, Lehrer, Freunde etc.) vollziehenden Sozialisationsprozessen in einem spannende Naheverhältnis zu den theoretischen Prämissen von George Herbert Mead.

das ganz für sich allein, ohne Beziehung zu anderen Menschen existiere und erst ‚nachträglich‘ zu anderen ‚draußen‘ in Beziehung trete“ (ELIAS 1994, 49, 168).

Elias nimmt seine konkret historische Formulierung der Menschheit als Ansammlung von *homini clausi* als Ansatzpunkt für eine kritische Forderung nach einer realitätsnäheren Soziologie. Diese hätte in einem Atemzug die vorherrschende Egozentrik wie auch die Autonomie menschlicher Subjektivität hinter sich zu lassen, gerade weil die „natürliche Wandelbarkeit des Menschen“ (ELIAS 1970, 110) die Kontingenz des *homo clausus* belege. Eine wichtige Schlussfolgerung besagt nunmehr, dass der Mensch nicht ohne seine Eingebundenheit in gesellschaftliche Verhältnisse³⁹, nicht ohne Rücksichtnahme auf seine „grundlegende Gesellschaftlichkeit“ (ELIAS 1999, 29) gedacht werden kann. Figurationen sind spezifische, wandelbare Ordnungen, die gleichsam Wahrnehmungs- und Handlungsspielräume eröffnen und begrenzen. Zur Figuration (bzw. zum gesellschaftlichen Verhältnis) steht der Mensch immer in einem dialektischen Verhältnis. Die Geschichtsphilosophie⁴⁰ von Norbert Elias konzipiert dieses Verhältnis als Basis des Zivilisationsprozesses in der Modernen, der einer Zielrichtung folgt ohne einem ultimativen Ziel nachzujagen, gewissermaßen ein teleologischer Ansatz ohne *telos*. Elias anerkennt die Ubiquität von Machtverhältnissen beim Zusammentreffen von Individuen. Macht ist als relationales Verhältnis, als „eine Struktureigentümlichkeit menschlicher Beziehungen – *aller (Herv. i.O.)* menschlichen Beziehungen“ (ELIAS 1970, 77) immer und überall. Figurationen sind nunmehr nicht automatisch etwas der Herrschaft entspringendes, quasi ursprüngliches *Böses*, sind – „als Struktureigentümlichkeit – weder gut noch schlecht“ (ebd., 97), sondern nehmen auf das Handeln der Individuen Einfluss ohne sie holistisch zu determinieren. Kurzum: Weder der gesellschaftliche Zwang noch das individuelle Tun sind unabhängig voneinander konzipierbar. Indem Elias handlungstheoretische Prämissen integriert fungiert er als wichtiges Bindeglied zwischen dem individualbiographischen Ansatz von George Herbert Mead und der (post)strukturalistischen

39 Elias spricht diesbezüglich von Figurationen oder Verflechtungszusammenhängen (vgl. ELIAS 1970, 139 ff.). In Anbetracht aktueller Gepflogenheiten und Konventionen im Begriffsuniversum der deutschsprachigen Sozialwissenschaft scheint mir eine Synonymsetzung von Verhältnissen und Figurationen legitim und zudem, mit Bedacht auf die Verständlichkeit, sinnvoll.

40 Das nachträgliche Mokieren über die uneingelösten Versprechen geschichtsphilosophischer Positionen, wie sie gerade in der modischen Kritik an der Marxschen Voraussage einer klassenlosen Gesellschaft ihren Archetyp findet, gleicht der Wut der Durchnässten, die ob der Wettervorhersage ihren Schirm stehen haben lassen, nunmehr allerdings all ihre Energie auf die Diskreditierung der Wettervorhersage verwenden, anstatt für sich selbst einen *Rettungsschirm* zu reklamieren. Eine wissenschaftliche Geschichtsphilosophie wird nicht durch das uneingelöste Versprechen getätigter Prognosen entwertet, deren Uneinlösbarkeit zum Teil von denen mitverschuldet wird, die sich später über die Unzulänglichkeit des Theoriegebäudes echauffieren.

Position von Michel Foucault. Elias lehnt sich gegen einen Subjektbegriff der Philosophie, die das Subjekt als autonomes und frei von Herrschaftsverhältnissen agierendes Selbst definiert. Damit richtet sich Elias auch gegen ein dichotomes Verständnis von Subjekt und Gesellschaft. Beide sind nur in einem ganzheitlichen Verhältnis zu denken, welches deutlich komplexere Züge aufweist, als sie in einer Dualität jemals abgebildet werden können (vgl. DAHLMANNS 2008, 166-172, 207 ff.).

Elias steht mit seinem theoretischen Gebäude in einem interessanten Nahe- aber auch Spannungsverhältnis zu einem anderen sehr einflussreichen Wissenschaftler des 20. Jahrhunderts: Michel Foucault. Dieser interessiert sich jedoch weniger für das Ausmaß der Selbstkontrolle, mit dessen Zunahme Elias ja den Prozess der Zivilisation elaboriert, sondern mehr noch für den dynamischen Modus der Selbstregulierung. Modi und machtanalytisch untersuchbare Bedingungen, unter denen sich Menschen versubjektivieren, sind im Werk Foucaults omnipräsent. Im nächsten Kapitel soll, aufbauend auf den Arbeiten von George Herbert Mead und in Reflexion der Eliasschen Thesen, das umfassende *Oeuvre* Michel Foucaults mit Fokus auf dessen Thesen zum Prozess der Subjektivierung unter die Lupe genommen werden, auch um sich endlich dem zu Beginn des Kapitels titulierten Gouvernamentalitätsbegriff zu nähern.

Dabei ist vorweg zu schicken, dass Foucaults Position hinsichtlich des Phänomens Subjektivierung keinesfalls eindeutig ist. Sein Frühwerk steht teilweise im Widerspruch zu später veröffentlichten Arbeiten. Deshalb und auch aufgrund der Vielzahl an Begriffen die mit dem Werk Michel Foucaults in Verbindung gebracht werden gleichen die folgenden Seiten einem doppelten Balanceakt. Zum einen muss eine erfolgreiche Zusammenschau von Mead über Elias bis Foucault die Frage beantworten, welche Rolle zwischenmenschlicher Kontakt, also das direkte Aufeinandertreffen zweier »Selbst« in der Konstitution von Subjektivität einnimmt. Ich möchte die offene Frage nach der Bedeutung direkter Interaktion zwischen zwei Menschen im Anschluss an DAHLMANNS (vgl. ebd., 228-231) und HEITER (1988) als Problem der Intersubjektivität bezeichnen. Andererseits geht es Foucault – jedenfalls im Gegensatz zu Mead und vielleicht auch im perspektivischen Unterschied zu Elias – nicht um eine „allgemeine Theorie des Subjekts bzw. der Subjektivität [sondern um eine] Geschichte der Erfahrungs- bzw. Problematisierungsweisen, mit denen das Individuum sich auf sich selbst bezieht und sich dabei als Subjekt konstituiert“ (DAHLMANNS 2008, 230 f.).⁴¹ Mit der Akzentuierung des Stellenwerts konkreter

41 Damit lässt sich mit Foucault auch die Kritik an der fehlenden Historizität des Symbolischen Interaktionismus aufheben und es kann jenen Fragen nachgegangen werden, die eine Geschichtlichkeit der Situation voraussetzen. Meads Fokus auf Handlungsausschnitte vernachlässigte die

Interaktionspartner_innen im Prozess des Subjekt-Werdens erschafft sich das Subjekt bei Elias im *Zusammenspiel* (*play*) mit den Anderen. Wohingegen Foucault Konstituierungsprozesse des Subjekts eher im Kontakt mit anonymen Anderen – mit Mead: im Wettkampf (*game*) – „vor allem in Bezug auf übergeordnete gesellschaftliche Dispositive [verortet]“ (DAHLMANN 2008). Ich möchte das im Anschluss an BRÖCKLING (2007, 7-11) als Problem der Anschauungsweise thematisieren.⁴²

2.3. Gouvernamentalität: Michel Foucault

Das Funktionsprinzip des neoliberalen Zugriffs auf den Arbeitswillen des Menschen ist diffizil. Neoliberale Politik erklärt prinzipiell jede und jeden zu potentiellen Kollaborateur_innen. Die Geschichte neoliberaler Gouvernamentalität bzw. kontemporärer Arbeitsmoral und Arbeitsbereitschaft wird *von unten*, von den Individuen selbst geschrieben. Einen theoretisch eindrucksvollen Versuch, das Phänomen, *warum Menschen wollen was sie sollen*, zu begreifen, hat Michel Foucault mit seinen Gouvernamentalitätsstudien unternommen. Ein Großteil des folgenden Kapitels stellt eine kurze *tour de horizon* durch Foucaults Schriften zu den Themenschwerpunkten Regierung und Gouvernamentalität dar.⁴³

Gouvernamentalität im Sinne Foucaults ist kein stringentes Konzept, dass sich kategorisieren und anhand von Listenpunkte ähnlich dem beliebten Vorgehen in Schulbüchern und Vorlesungsmitschriften abhandeln lässt. Beim Versuch eine Analytik⁴⁴ der Gouvernamentalität zu entwerfen verweist Sven OPITZ (2004, 24 f.) auf fruchtbare Anknüpfungspunkte bei Louis Althusser. Unter dem Eindruck der letztlich gescheiterten Revolutionsversuche des Jahres 1968 fasst Althusser seine

Historizität (wie z.B. ökonomische Bedingungen) menschlicher Handlungen. Foucaults genealogischer Ansatz ist genau wie auch der SI mikrosoziologisch, ohne dabei jedoch die konkreten Bedingungen, unter denen menschliches Handeln sich vollzieht, auszublenden.

42 In den ersten beiden großen Kapiteln dieser Arbeit (**Teil I & Teil II**) geht es im Anschluss an BRÖCKLING (2007, 10 f.) „um eine Grammatik des Regierens und Sich-selbst-Regierens, nicht um die Rekonstruktion subjektiver Sinnwelten und Handlungsorientierungen oder Verschiebungen in der Sozialstruktur. Bildlich ausgedrückt: Untersucht wird die Strömung, welche die Menschen in eine Richtung zieht, und nicht, wie weit sie sich davon treiben lassen, sie nutzen, um schneller voranzukommen, oder aber versuchen, ihr auszuweichen oder gegen sie anzuschwimmen.“

43 Das Verständnis von Subjektivierung bei Foucault ist nur mit Bedacht der eingangs formulierten Prämissen zur Kontingenz und Konfliktgeladenheit von Subjektivierung nachvollziehbar.

44 Michel Foucaults nähert sich einem Machtbegriff analytisch und nicht definitorisch. Analytik der Macht meint dabei die systematische Auseinandersetzung mit dem Phänomen Macht aus allen erdenklichen Blickwinkeln. Für eine ausführliche Darstellung des Foucault'schen Machtbegriffs siehe FOUCAULT (2005), DEMIROVIC (2008), DREYFUS und RABINOW (1994) sowie KNEER (2013).

freilich staatsfixierte Auseinandersetzung mit Gouvernamentalität im Begriff der ideologischen Staatsapparate (ISA). Demzufolge „organisieren die vielfältigen, relativ autonomen ISA die dezentrale ‚Reproduktion der Unterwerfung unter die Regeln der etablierten Ordnung‘ (ALTHUSSER 1977, 112)“ (OPITZ 2004, 24) und sind gekennzeichnet von...

1. **positiver Macht**, d.h. „[s]ie ist geräuschlos“ (ALTHUSSER 1977, 128) und basiert eben nicht (nur) auf Repression und Unterdrückung. Die Subsumption von Macht *unter* dem Begriff der Gouvernamentalität findet sich auch bei Michel Foucault wieder (siehe [Abschnitt 2.3](#)).
2. **Ideen** die sich in Praxen einschreiben, d.h. Gouvernamentalität und diskursives Wissen können nicht unabhängig voneinander gedacht werden (siehe [Kapitel 3](#)).
3. **Subjektkonstitution**, d.h. Gouvernamentalität bezeichnet Modi der Subjektivierung (siehe [Kapitel 2](#)).
4. **Widerstandspotentialen**, d.h. Gouvernamentalitätsstudien folgen keiner deterministischen Sackgasse, sondern zeigen Möglichkeiten zur Entsubjektivierung auf (siehe [Kapitel 7.3.4](#)).

Im Anschluss an die eben aufgezählte Indizien, in denen Opitz vieles von dem erkennt, was Michel Foucault später mit seinem gouvernementalistischen Konzept beabsichtigte, bedarf die Analyse neoliberaler Gouvernamentalität bzw. der neoliberalen Regierung über die Menschen einiger Vorarbeit im Hinblick auf Foucaults Konzeption fundamentaler Macht- und Disziplinarstrukturen in (spät-)modernen Gesellschaften. Mit Foucault lässt sich zeigen, dass Macht sowohl auf makrosoziologischer als auch – und das ist eine Innovation die wir in erster Linie Michel Foucaults Werk »Überwachen und Strafen« (1975) verdanken – auf mikrosoziologischer Ebene, „d.h. auf dem Niveau des Handelns und Erlebens von konkreten Individuen“ (KÖGLER 2004, 94) wirksam ist. Foucault verknüpft Subjektivierung immer mit historisch-spezifischen *Machtstypen*.⁴⁵

⁴⁵ Foucault arbeitet historisch. Begriffe und Theoriebestandteile sind konkret und kontingent zugleich. Das foucault'sche Subjekt ist ein okzidentielles Projekt. Trotz dieser kontextbezogenen Herangehensweise bestreitet Foucault – so zumindest die gegenwärtig dominante Lesart – theoretisch einen dreifachen Weg: Archäologie, Genealogie und Ethik (vgl. KÖGLER 2004, 25-183; MEISSNER 2010, 91-152). Ihn interessieren die gesellschaftlichen Verhältnisse und umkämpften Dispositive, die das Terrain strukturieren, auf dem Prozesse und Modi der Subjektivierung ihre Wirkung entfalten. „Diese Verhältnisse rekonstruiert er im Laufe seiner Forschungstätigkeit aus verschiedenen Richtungen: Er fragt nach dem historischen Verhältnis zur Wahrheit, durch das der ‚Mensch‘ zum Subjekt und Objekt von Erkenntnis wird [Archäologie], er analysiert die

Von der Disziplinar- zur Bio-Macht: Foucaults historischer Machtbegriff

Foucaults Arbeiten zur Subjektivierung von Menschen (vgl. FOUCAULT 1994; KÖGLER 2004, 184-199; OPITZ 2004, 63-87; DAHLMANN 2008, 199-231) sind allesamt erst kurz vor seinem Tod entstanden und werden heute gemeinhin seinem Spätwerk zugeordnet. Gleichzeitig ist eine Navigation durch Foucaults Begriffsuniversum – vom Problem der Regierung über das Phänomen der Gouvernamentalität bis hin zum diskursiven Wechselspiel von (Bio-)Macht und Wissensdispositiv – nicht ohne Berücksichtigung seiner subjektzentrierten Gesamtprogrammatik möglich. Sven OPITZ (2004, 64) interpretiert den 1982 publizierten Text »Warum ich Macht untersuche: Die Frage des Subjekts« als Hinweis auf die Zielrichtung in Foucaults Gesamtwerk, wonach es immer schon dessen Absicht war, „eine Geschichte der verschiedenen Verfahren zu entwerfen“ und diejenigen Modi zu verstehen „durch die in unserer Kultur Menschen zu Subjekten gemacht werden“ (FOUCAULT 1994, 243). Foucault wendet sich gegen ein souverän erkennendes und autonom handelndes Subjektbild. Vielmehr geht er davon aus, dass für Noch-Nicht-Subjekte diskursiv vorgeformte Dispositive bereit stehen, die ihrerseits von den Wissenschaften, von *Teilungspraktiken* oder von den Subjekten selbst mit erschaffen werden. Foucault benennt drei Subjektivierungsmodi bzw. Objektivierungsweisen explizit:

„Zunächst waren da die Untersuchungsverfahren, die sich den Status von Wissenschaften zu geben versuchen; ich denke zum Beispiel an [...] die Objektivierung des produktiven Subjekts, des Subjekts, das arbeitet, in der Analyse der Reichtümer und der Ökonomie [...] Im zweiten Abschnitt meines Arbeitens habe ich die Objektivierung des Subjekts durch das, was ich »Teilungspraktiken« nennen werde, untersucht. Das Subjekt ist entweder in seinem Inneren geteilt oder von den anderen abgeteilt [...] Schließlich habe ich versucht, die Art und Weise, in der ein Mensch sich selber in ein Subjekt verwandelt, zu untersuchen“ (ebd.).

Machtpraktiken, durch die sich Subjekte mit spezifischen Potenzialen und Handlungsweisen konstituieren [Genealogie], und geht der Frage nach den ethischen Formen nach durch die sich Individuen als Akteure konstituieren und anerkennen [Ethik]“ (MEISSNER 2010, 92). Die Frage nach Gestalt und Ausmaß der konkreten Subjektivierungserfordernisse liegt quer zu diesen drei Forschungsperspektiven und fungiert als Leitstern quasi als teleologisches Erkenntnisinteresse der foucault'schen Analyse.

Subjekt definiert Foucault als „eine Position die unter bestimmten Bedingungen mit indifferenten Individuen gefüllt werden kann“ (FOUCAULT 1981, 167, 285).⁴⁶ Bei Foucault finden wird eine synonyme Konzeption der Begriffe Entunterwerfung und Entsubjektivierung. Im Umkehrschluss bedeutet dies, dass Subjektivierung immer auch Unterwerfung und Kontrolle meint. Subjekt-Sein bei Foucault ist gleichbedeutend wie Objekt-Sein in z.B. der Philosophie eines Immanuel Kant und kann nur im Zusammenhang mit dem Wirken von Macht gedacht werden:

„Diese Form von Macht wird im unmittelbaren Alltagsleben spürbar, welches das Individuum in Kategorien einteilt, ihm seine Individualität aufprägt, es an seine Identität fesselt, ihm ein Gesetz der Wahrheit auferlegt, das es anerkennen muß und das andere in ihm anerkennen müssen. Es ist eine Machtform, die aus Individuen [dem Selbst, *Anm. L.R.*] Subjekte macht. Das Wort *Subjekt* hat einen zweifachen Sinn: vermittelt Kontrolle und Abhängigkeit jemandem unterworfen sein und durch Bewusstsein und Selbsterkenntnis seiner eigenen Identität verhaftet sein. Beide Bedeutungen unterstellen eine Form von Macht, die einen unterwirft und zu jemandes Subjekt macht“ (FOUCAULT 1994, 246 f.).

Foucaults genealogischer⁴⁷ Machtanalytik folgend unterliegt das Subjekt in der Moderne vielfältigen Machtformen. Foucaults Machtbegriff ist diffizil.

„Macht ist Unterdrückung ,ist der Krieg, ist Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln.‘ Politische Macht vermag Kräfteverhältnisse ,durch

46 Im Anschluss an Foucault weichen neuere Ansätze von dessen deterministischer Sichtweise ab. Mit ihrer optimistischen These von der Zunahme der Unentscheidbarkeiten bzw. Dislokationen konzipieren Chantal Mouffe und Ernesto Laclau das Subjekt als Ergebnis von z.T. aussichtsreichen Kämpfen gegen vielfältige Antagonismen. Letztlich ist es Hegemonie, die uns daran hindert endlich nicht mehr Subjekt zu sein. Ebenso argumentiert Slavoj Žižek wenn er die Integration des Gegebenen mittels Subjektivierung als immer unvollständig und letztlich bereits im vorhinein als zum Scheitern verurteiltes Projekt ansieht (vgl. STÄHELI 1998; ŽIŽEK 1998b). Als Ansatzpunkt ihrer Kritik fungiert die prinzipielle Unabgeschlossenheit von Diskurssystemen, welche Subjekte stets als *Mangel* erleben und die das Subjekt in Richtung Subversion, Übertretung und Andersartigkeit ziehen. Diskurse verfügen immer über etwas ihnen Äußerliches. Darin versteckt sich ein Moment der Freiheit genauso wie deren Counterpart – die Hegemonie.

47 Mit Genealogie bezieht sich Foucault auf eine „Paarung der gelehrten Kenntnisse und der lokalen Gedächtnisse, eine Paarung, die die Bildung eines historischen Wissens der Kämpfe und die Verwendung dieses Wissens in den derzeitigen Taktiken erlaubt“ und richtet sich damit gegen ein objektivistisches Wissenschaftsverständnis. Viel eher ist Wissenschaft als Kampf zu verstehen als „Schlacht des Wissens gegen die Machteffekte der wissenschaftlichen Diskurse. Man könnte vielleicht sagen, dass die Archäologie die für die Analyse lokaler Diskursivitäten geeignete Methode und die Genealogie die Taktik wäre, die ausgehend von den so beschriebenen lokalen Diskursivitäten die sich davon ablösenden »ent-unterworfenen« Wissensarten funktionieren lässt.“ (FOUCAULT 2010, 14, 17-18).

eine Art stillschweigenden Krieg ständig wieder einzuschreiben, es in die Institutionen, in die ökonomischen Ungleichheiten, in die Sprache und schließlich gar in den Körper der einen wie der anderen wieder einzuschreiben.⁴ Macht ist aber gleichzeitig auch dann im Spiel, wenn Wahrheit *hergestellt* wird. ‚Wir sind der Produktion von Wahrheit unterworfen, und wir können die Macht nur durch die Produktion der Wahrheit ausüben.‘ Foucault spricht von einer *Ökonomie der Macht*. Technisch gesehen ist Macht ein zirkulierendes Phänomen, dass niemals ist sondern immer und überall wird. Lokalisiert wird die Macht bei Foucault fernab eines Machtzentrums. Macht manifestiert sich zuerst in Form mikrosoziologisch induktiv ableitbarer Techniken, und strahlt als solche *von unten* aus“ (vgl. FOUCAULT 2010, 21 ff., 28 ff., 32-35).

Foucault interessierte sich in seinen Arbeiten für die historischen Formen der Machtausübung und führt zu diesem Zwecke den Begriff der Disziplinarmacht ein. Historisch produziert(e) der Mensch den Menschen mittels spezifischer Macht- und Unterwerfungstechniken als körpergebundenen Wesen. Die Kontrolle des *Disziplinar-subjekts*, das sich immer in Auseinandersetzung mit dem unbekannten Anderen⁴⁸, materialisiert in Machtdispositiven und Diskurssystemen, konstituiert, funktioniert über die Produktion von Wissen (vgl. OPITZ 2004, 66 ff.). „Nun kam es allerdings im 17. und 18. Jahrhundert zu einem bedeutenden Phänomen: dem Erscheinen – man müsste Erfindung dafür sagen – einer neuen Machtmechanik [...] Diese neue Machtmechanik ist eine Mechanik, die sich zunächst auf die Körper oder auf das, was sie tun, statt auf die Erde und ihre Produkte bezieht; sie ist ein Machtmechanismus, der es erlaubt, aus den Körpern eher Arbeit und Zeit als Güter und Reichtum herauszuziehen“ (FOUCAULT 2010, 40). Disziplinarmacht dient der kapitalistischen Gesellschaft in deren Formierungsphase als grundlegendes Instrument der Ausübung von Macht – ohne das Foucault darin eine theoretische Notwendigkeit sieht. Disziplinarmacht wirkt auf der Mikroebenen und hat Individuen und deren Körper zur Zielscheibe ihres Wirkens auserkoren. Sie wirkt fernab von gesetzlichen Bestimmungen oder besser: Disziplinarmacht entfaltet sich ganz nah am (vorsubjektivierten) *Selbst* des Menschen. Foucault definiert Macht in seinem Buch »Überwachen und

⁴⁸ In späteren Arbeiten stärkt Foucault die Akteursperspektive und lässt Subjektivierungsprozesse auch im direkten Austausch, durch das Handeln mit- und untereinander, stattfinden. Die Ausbildung von Subjekt und System als paralleles Abhängigkeitsverhältnis vermittelt (ähnlich wie Elias) zwischen strukturalistischen und handlungstheoretischen Ansätzen. Indem sich Foucault in seinem Spätwerk mit mannigfaltigen Formen der Selbsttechniken beschäftigt postuliert er insgesamt eine dialektische Theodizee.

Strafen« (1975) entlang von sieben Charakteristika (vgl. KÖGLER 2004, 83-91), die er aber nicht als allgemeine Definitionselemente von Macht, sondern vielmehr als spezifische Bestimmungsmerkmale moderner Macht verstanden wissen will: Moderne (Disziplinar-)Macht ...

- ergreift Besitz vom Menschen, indem sie sich in erster Linie der individuellen Körper ermächtigt, sich also körperlich internalisiert.
- wirkt als Netz von Praktiken, d.h. auf einer dem Bewusstsein vorgelagerten Ebene, welche mit Pierre Bourdieu auch als Habitus bezeichnet werden könnte.
- ist in intersubjektiven Beziehungen zu finden; sie kristallisiert von der Mikro- (soziale Beziehungen) hinauf zur Makroebene (Strukturen, Systeme) menschlichen Zusammenlebens.
- geht nicht von einem Zentrum aus; viel eher ist es so, dass sich Machtzentren nur im Zusammenspiel mannigfaltiger Machtpraktiken überhaupt erhalten.
- ist produktiv, d.h. sie steht in Relation zur Generierung von Wissen genauso wie sie diskriminiert, ausschließt, teilt und tötet.
- bringt als Ergebnis ihres Wirkens das moderne Individuum hervor.
- ist immer an Wissen(schaft) gekoppelt.

Zusammenfassend analysiert Foucault die *Mikrophysik der Macht* als effiziente und hochwirksame Disziplinierungsmechanismen, die im Zusammenhang mit den Aufkommen der Humanwissenschaften und der Hervorbringung kapitalistischer Verhältnisse stehen (siehe Kapitel 4). Disziplinarmacht fungiert als eine sich seit dem 18. Jhd. entfaltende Machtform direkt am menschlichen Selbst und produziert durch Machtausübung und Arbeit am menschlichen Individuum und dessen Körper das Subjekt. „Die körperzentrierten, sich auf praktische Weise in sozialen Beziehungen der Lebenswelt schöpferisch entfalteten Disziplinierungsmechanismen erzeugen nämlich über die Produktion »gelehriger Körper« zugleich eine individuelle Innenwelt“ (ebd., 89). Foucaults deterministische Sichtweise des Subjekts, das er in jener frühen Phase seines Schaffens noch als *Seele* bezeichnet, *weicht* er in seinen späteren Texten auf. Nichtsdestotrotz ist Foucaults frühe Sichtweise radikal. „Der Mensch [...] ist bereits in sich das Resultat einer Unterwerfung, die viel tiefer ist als er. Eine »Seele« wohnt in ihm und schafft ihm eine Existenz, die selber ein Stück der Herrschaft ist, welche die Macht über den Körper ausübt. Die Seele: Effekt und Instrument einer politischen Anatomie. Die Seele: Gefängnis des Körpers“ (FOUCAULT 1976, 42).

2. Subjektivierung

Neben der Disziplinarmacht, die den Menschen vermittelt spezifischer Subjektivierungsmodi überverteilt, entdeckt Foucault die Existenz makrophysikalischer Macht- und Herrschaftsphänomene, die nicht so sehr auf die einzelnen Individuen wie viel mehr auf die Bevölkerung als Ganzes einwirken. Er nennt diesen Machttyp Bio-Macht bzw. Biopolitik. Zu Beginn des 19. Jhd. werden disziplinäre Machttechnologien nicht vollständig abgelöst. Es kommt zu einer Überlagerung von disziplinären mit normierenden Machtverhältnissen.

Bio-Macht⁴⁹ steht in engem Zusammenhang mit dem Aufkommen einer Normierungsgesellschaft, die das Prinzip der Regulierung statt Disziplinierung ihre Regierungsweise betreffend durchsetzen konnte. Im Übergang von der innerhalb der Theorie der Souveränität fest verankerten Überzeugung, Staaten verfügten über das Recht über Leben & Tod zu entscheiden, fand ein Perspektivenwechsel von der Disziplinar- zur Bio-Macht statt. Evident wird dies in der berühmten Formulierung Michel Foucaults, wonach die Parole *Sterben machen oder Leben lassen* als Ausfluss staatlich garantierten (Un)Rechts hin zu einer Vereinnahmung des Lebens durch die Macht im 19. Jahrhundert verschob. Leitspruch war nunmehr: *Leben machen oder Sterben lassen*. Wohingegen disziplinäre Machttechniken des 17. & 18. Jhd. den Körper zum Zwecke der Machtausübung erfassten, richteten sich die in der zweiten Hälfte des 18. Jhd. konstituierten Machttechnologien auf das Gattungswesen Mensch überhaupt. Sie erweiterten die *alten* Disziplinartechnologien, indem sie das Leben der Menschen in seiner Gesamtheit erfassten. Die Idee der Masse wird konstruiert. Als Ziel der Macht galt nun weder das Individuum noch die Gesellschaft, sondern die mittels Demographie und Statistik erfundene Bevölkerung. Regieren statt Disziplinieren. Foucault spricht von der „Unterscheidung zwischen der regulatorischen Technologie des Lebens und der disziplinären Technologie des Körpers“ (FOUCAULT 2010, 73). Als Überbegriff agiert die Norm: „Die Norm, das ist das, was sich auf einen Körper, den man disziplinieren will, ebenso gut anwenden lässt wie auf eine Bevölkerung, die man regulieren will [...] Die Normalisierungsgesellschaft ist eine Gesellschaft, in der sich entsprechend einer orthogonalen Verknüpfung die Norm der Disziplin und die Norm der Regulierung miteinander verbinden“ (ebd., 77).

„Moderne »Bio-Macht« verdinglicht den Menschen, indem sie durch körperliche Konditionierung und Verinnerlichungspraktiken Individualtypen

49 Die Frage nach dem, was wir gegenwärtig sind, setzt die Idee eines Zeitkerns von Wahrheit voraus. Foucault trachtet in seinem Werk danach, die Antwort mittels historischer Analysen der Beziehung zwischen Denken und Praxen zu finden. So sieht er beispielhaft in der Aufforderung: *Lass dich abschlachten und wir versprechen dir ein langes, angenehmes Leben* einen Zusammenhang von Krieg und der Schaffung eines öffentlichen Gesundheitssystems.

und Bevölkerungsklassen schafft. Diese sind systemfunktional statt freie Selbstverwirklichung zu ermöglichen“ (KÖGLER 2004, 136).

Anders formuliert: Foucault unterscheidet also zwischen Disziplinarmacht und Bio-Macht. Letztere bezieht sich auf das Vorrecht des Staates, *Leben zu machen*. Er nennt demographische Kennzahlen, volkswirtschaftliche Statistiken und die Durchdringung des Körpers mittels Kontrollsystemen staatlicher Verwaltung als Mechanismen lebensorientierter Biopolitik. Die disziplinären also disziplinierenden Machtverhältnisse umfassen mannigfaltige Zurichtungsagenturen des Selbst, wie u.a. Schule, Fabrik, Spital oder Armee. Kontemporäre Macht ist die Summe aus Disziplinarmacht und Biopolitik. Diese ist ubiquitär also immer und überall wirksam. Macht wird zum „Seinsgrund schlechthin: Machtpraktiken erzeugen die individuelle Innenwelt, sie schaffen Wissens- und Erfahrungsräume, und sie organisieren die politischen sowie wirtschaftlichen Systeme gemäß ihrer eigenen Logik“ (ebd., 99). Foucault spricht zugleich von Techniken der Macht, „die erfunden werden, die sich wandeln und um die gekämpft wird. Folglich stehen sie nicht immer schon und automatisch in einem einfachen Entsprechungsverhältnis zur Logik des Kapitalismus, schon gar nicht sind sie funktionalistisch daraus abzuleiten“ (RAU 2010, 28).

Foucaults Kritiker_innen richteten ihre Kontrapunkte in erster Linie an den universellen Stellenwert von Macht in der Moderne, der auch mit Kritik nichts entgegen zu halten ist, da Kritik in Foucaults Auffassung selbst wichtiger Bestandteil der herrschenden Machtverhältnisse sei, ihr zu entrinnen somit niemand in der Lage ist (vgl. INGRAM 1994; ISENBERG 1991). Damals wie heute einte Foucaults akademische Kolleg_innen wie auch (in den meisten Fällen) Antagonist_innen die Ablehnung pessimistischer Gesellschafts- und Individuumsdiagnosen. Sodass Foucault mit seiner unvollendeten Auseinandersetzung mit den Dispositiven des Sex begann, den an ihn herangetragenen Vorwurf, ausweglose und deshalb suspekt erscheinende Theoriefragmente, die den gesellschaftlichen Akteuren keinerlei Handlungs- respektive Widerstandswerkzeuge reich(t)en, eine Alternative zu entgegenen.⁵⁰

⁵⁰ Im Anschluss an das Konzept der Bio-Macht bei Foucault entwirft Alexandra RAU (2010) den Begriff der Psychopolitik. Rau begreift „die Subjektivierung von Arbeit als Artikulation und gleichermaßen als Verstärker einer psychopolitischen Regierungsweise“ (ebd., 29).

Vom Führen der Führungen und Lenken der Menschen: Regierungsbegriff & Gouvernamentalität

Ausgehend von seinen machtanalytischen Beobachtungen entwickelt Foucault den Begriff der Gouvernamentalität. „Foucault’s interest in studying government signals a far-reaching correction and refinement of his analysis of power“ (BRÖCKLING, KRASMANN und LEMKE 2011, 1). Dabei zieht er den Begriff der Regierung heran, um das Sich-Selbst-Führen sowie die Führung anderer zu beschreiben und bezieht sich auf eine allgemeine Form des Regierens, dessen Begriffsbedeutung bis ins Mittelalter zurückgeht und heute vom Problem der „Regierung in ihrer politischen Form [abgelöst wurde]. Jenseits einer exklusiven politischen Bedeutung verweist Regierung also auf zahlreiche und unterschiedliche Handlungsformen und Praxisfelder, die in vielfältiger Weise auf die Lenkung, Kontrolle, Leitung von Individuen und Kollektiven zielen und gleichermaßen Formen der Selbstführung wie Techniken der Fremdführung umfassen“ (BRÖCKLING, KRASMANN und LEMKE 2000, 10). Mit dem Konzept des Regierens überwindet Foucault ein entscheidendes Defizit des vorher entwickelten Machtbegriffs. Zum einen wagt er den Schritt weg von der Fokussierung auf die individuelle Disziplinierung und Zurichtung menschlicher Körper hin zu einem gesamtheitlichen, gesellschaftlichen Phänomen, das dem Prozess der Subjektivierung viel eher entspricht, als dies noch sein Konzept der Macht getan hat.

Foucault erinnert an den Begriff der Regierung, den er umfassend verstanden wissen will und ihn trotzdem nicht der Geschichtslosigkeit preisgibt. Das Regierungsverständnis des 16. Jahrhunderts „markiert vielmehr das Aufkommen eines neuartigen Ensembles aus Technologien der Macht, die den gesamten sozialen Raum durchdringen“ (OPITZ 2004, 21) und bis heute ihre Wirksamkeit entfalten. Foucaults umfassender Begriff von Regierung setzt unterhalb bzw. jenseits staatlicher Institutionen an.

„Gouvernamentalität steht nicht für eine mythische Zeichenpraxis, welche die gesellschaftlichen Verhältnisse entpolitisiert und verschleiert, sondern verweist auf unterschiedliche Handlungsformen und Praxisfelder, die in vielfältiger Weise auf die Lenkung und Führung von Individuen und Kollektiven zielen. Eingeführt zur »notwendige[n] Kritik am gängigen Verständnis von »Macht«« (FOUCAULT 2005, 259) liegt seine innovative Bedeutung vor allem in der »Scharnierfunktion«, die Foucault ihm zuspricht. Erstens vermittelt der Regierungsbegriff zwischen Macht und Subjektivität. Auf diese Weise wird es möglich zu untersuchen, wie Herrschaftstechniken sich mit »Praktiken des Selbst« verknüpfen und Formen

politischer Regierung auf Techniken des »Sich-selbst-Regierens« rekurren. Zweitens erlaubt die Problematik der Regierung eine systematische Untersuchung der von Foucault immer wieder herausgestellten engen Beziehungen zwischen Machttechniken und Wissensformen“ (LEMKE 2007, 13).

Später wird Foucault den Begriff der Gouvernamentalität als »Führung der Führungen« (BRÖCKLING 2007, 32) einführen, „der Regieren »gouverner« und Denkweise »mentalite« semantisch miteinander verbindet“ (LEMKE, KRASMANN und BRÖCKLING 2000, 8). Gouvernamentalitäts-Studien überwinden eine heute übliche und enge Begriffsbedeutung von Regierung. Indem sie die *Kunst zu Regieren* thematisieren, stellen sie das *Problem der Regierung* in den Mittelpunkt ihrer Analytik und untersuchen gleichsam die Genaologie der Subjektivierung (vgl. BRÖCKLING, KRASMANN und LEMKE 2011, 1-20). Der Begriff der »Regierung« ist für Foucaults Verständnis von Subjektivierung fundamental.

„Die Regierung als Führung der Führungen basiert auf der relationalen Struktur, welche die Mikrophysik der Macht kennzeichnet. Diese Macht wird nicht zu Regierungszwecken als ein Gut abgetreten, sondern existiert im asymmetrischen Vollzug. Sie operiert nicht unter Ausschluss der Freiheit, sondern unter ihrer Bedingung. Sie ist nicht Vollzug des Rechts, sondern das, was es niemals vollständig einfangen kann. Sie beschreibt keine ahistorische Universale, sondern bildet historische Techniken aus, die strategisch ausgerichtet sind. Sie verfälscht nicht das Bewusstsein, sondern wirkt bis ins Körperliche. Sie ist keine negative, abschöpfende, repressive Größe, sondern eine erfinderische, vielfältige und produktive Kraft“ (OPITZ 2004, 28 f.).

Erst seit Machivalli gibt es ein Bild von Regierung(skunst) das sich explizit auf die politische Ebene beschränkt. Gerade die Anti-Machiavelli Literatur zeigt, dass zuvor ein pluralistisches Bild von Regierung vorherrschend war. „Regierung tun [...] viele: der Familienvater, der Superior eines Klosters, der Erzieher und der Lehrer im Verhältnis zum Kind oder Schüler, und daran sieht man, dass der Regent und die Praktik des Regierens zum einen einem Feld mannigfaltiger Praktiken angehören“ (FOUCAULT 2010, 97). Etymologisch meint »gouverner« die Lenkung eines Schiffes. Im Anschluss an La Perriere meint Regieren bei Foucault gerade nicht, die Leute mittels auferlegten Gesetzen gefügig zu machen. Verfügt werden soll entlang der Linie Selbstregierung (Moral), Fremd- oder Familienregierung (Ökonomie) und

2. Subjektivierung

Staatsregierung (Politik) über »Dinge« überhaupt, „d.h. vielmehr Taktiken statt Gesetzen oder äußerstenfalls Gesetze als Taktiken einzusetzen und dafür zu sorgen, dass mit einer bestimmten Anzahl von Mitteln dieser oder jener Zweck erreicht werden kann“ (FOUCAULT 2010, 104). Die Verfügung über Dinge ist immer an einen Zweck rückgebunden – jedes „Regieren hat also eine Zweckbestimmung“ (ebd., 102). Die Transformation des Selbst zum Subjekt sowie die Formierung von Staaten sind also zwei Seiten einer gouvernementalen Medaille, sind beide Teil einer umfassenden Kunst des Regierens. In seiner Geschichtsphilosophie prophezeit Foucault die Limitierung des Gesetzes und eine Aufwertung von Regierung. Historisch hatte aber zuerst die Souveränität als theoretische Frage und als politisches Organisationsprinzip Vorrang. Zudem war Regierung immer auf die Familie als kleine Einheit gerichtet (Ökonomie). Erst mit dem Einsetzen der Bio-Macht und der Erfindung der *Bevölkerung* kann sich die Regierungskunst durchsetzen. Regierungskunst findet sich erstmals im Umfeld der Staatsräson im 16./17.Jhd. Die Bevölkerung wird zum Zwecke der Regierung *erfunden*. So konnte auch die Politische Ökonomie erst dann zu existieren beginnen, als mit der Bevölkerung ein Regierungssubjekt gefunden war. Gleichsam bleiben Souveränität und Disziplin weiterhin bedeutsam. Foucault verneint eine chronologische Abfolge von Souveränität → Disziplin → Regierung, sondern spricht im Gegenzug von einem dreieckigen Gebilde, „dessen Hauptzielscheibe die Bevölkerung ist und dessen wesentliche Mechanismen die Sicherheitsdispositive sind“ (ebd., 113). Die Familie fungiert innerhalb der Bevölkerung als fundamentales Relais der Regierung. Jede Regierungsbemühung, gleichwohl ob sie sich des Sexualverhaltens, der Demografie, der Kinderzahl oder des Konsums annahm, muss(te) den Umweg *über* die Familie gehen. Mit der gegenwärtigen Erosionskrise der Familie erklärt sich auch der postmoderne Regierungsfokus auf die Individuen.

Denkweisen oder im Folgenden mit dem Begriff der Utopie in Verbindung gebrachte semantische Bestandteile menschlicher Subjektivität gepaart mit einer ausgefeilten Regierungskunst, deren Ansatzpunkt das vorsubjektivierte Selbst darstellt, gerinnen zur Essenz von Gouvernementalität.

„Unter Gouvernementalität verstehe ich die Gesamtheit, gebildet aus den Institutionen, den Verfahren, Analysen und Reflexionen, den Berechnungen und den Taktiken, die es gestatten, diese recht spezifische und doch komplexe Form der Macht⁵¹ auszuüben, die als Hauptzielscheibe die Bevölkerung, als Hauptwissensform die politische Ökonomie und als wesentliches technisches Instrument die Sicherheitsdispositive hat.

51 Foucault bezieht sich hier auf die *Kunst des Regierens*.

Zweitens verstehe ich unter »Gouvernamentalität« die Tendenz oder die Kraftlinie, die im gesamten Abendland unablässig und seit sehr langer Zeit zur Vorrangstellung dieses Machttypus, den man als »Regierung« bezeichnen kann, gegenüber allen anderen – Souveränität, Disziplin – geführt und die Entwicklung einer ganzen Reihe spezifischer Regierungsapparate einerseits und einer ganzen Reihe von Wissensformen andererseits zur Folge gehabt hat. Schließlich glaube ich, dass man unter Gouvernamentalität den Vorgang oder eher das Ergebnis des Vorgangs verstehen sollte, durch den der Gerechtigkeitsstaat des Mittelalters, der im 15. und 16. Jahrhundert zum Verwaltungsstaat geworden ist, sich Schritt für Schritt »gouvernementalisiert« hat“ (ebd., 115).

Die Gouvernementalisierung (ebd., 115 ff.) ist entlang der Achse dreier Regierungskünste zu analysieren: Staatsräson, »Polizey« und Liberalismus. Der Liberalismus wird gesondert im Rahmen des nächsten Kapitels abgehandelt (siehe Kap. 3 bzw. 3.1).

- Staatsräson (vgl. ebd., 46-54) bezeichnet die allgemeine Idee von der Rationalität des Staates und wendet sich als solche sowohl gegen die christliche Lehre, wonach der Fürst im Auftrag Gottes zu handeln habe, als auch gegen die lange Zeit vorherrschende Ideologie des Machiavellismus, welche besagt, dass der Staat mit Hinblick auf die Reproduktion des Staates sowie den Machterhalt des Fürsten geführt werden solle. Im Programm der Staatsräson verzweckt sich der Staat selbst, d.h. die ihn *Regierenden* müssen über politische Kompetenz also über spezifisches, politisches Wissen – Foucault betont diesbezüglich die hervorragende Stellung der Statistik – verfügen. Zudem wird die Stärke des Staates, gemessen an der Wettbewerbsfähigkeit gegenüber anderen mit dem Staat konkurrierenden staatsähnlichen Gebilden, zur Zielbestimmung des Staates erklärt. Für das Individuum bedeutet dies nunmehr, dass sich Politik wirksam als Ausübung politischer Macht hinfort um den politischen Nutzen also um den Nutzen für den Staat und nicht mehr so sehr um Belange des Individuums dreht. „In der Sicht des Staates ist der Einzelne nur insofern von Belang, als das, was er tut, eine noch so geringe Veränderung in der Stärke des Staates herbeizuführen vermag, entweder positiv oder negativ. Nur so weit das Individuum in der Lage ist, eine derartige Veränderung zu bewirken, hat er der Staat mit ihm zu tun – manchmal muss der Einzelne für den Staat leben, arbeiten, produzieren, konsumieren, und manchmal muss er für ihn sterben“ (ebd., 53).

2. Subjektivierung

- Polizey (vgl. FOUCAULT 2010, 54-62) ist als Regierungstechnik als politische Technik eine Idee die eng in Zusammenhang mit der Durchsetzung von Staatsräson steht, genaugenommen sind es „spezifische Techniken [Praktiken] durch die eine Regierung im Rahmen des Staates in die Lage versetzt wurde, Menschen zu regieren“ (ebd., 54). Wie jede Regierungstechnologie ging auch jene der Polizey den von Foucault beschriebenen Weg von der Utopie zur Praxis bis hin zur akademischen Disziplin. Als Utopie kümmerte sich die Polizey um alles. „Die Polizey muss nach allem sehen, was das Glück der Menschen angeht“ (ebd., 57). Das Glück ist dabei nicht die Folge *guter* Politik, sondern die Voraussetzung aller Politik. Als Verwaltungspraxis und wissenschaftliche Disziplin ist das *Leben* das Objekt ihrer Begierde: „[D]ass wir als lebende, sprechende, arbeitende Wesen zum Objekt verschiedener Wissenschaften werden, hat seinen Grund nicht in einer Ideologie, sondern in der Existenz dieser politischen Technologie [Sozialwissenschaften], die wir in unseren eigenen Gesellschaften entwickelt haben“ (ebd., 62).

Zusammenfassend und mit Michel Foucault formuliert:

„Staatskunst bezeichnet [...] die negative Aufgabe des Staates. Sie umfasst den Kampf des Staates gegen innere und äußere Feinde, die Anwendung der Gesetze gegen innere, den Einsatz der Armee gegen äußere Gegner. Die Polizei dagegen hat eine positive Aufgabe. Ihre Instrumente sind weder Waffen und Gesetzte noch Abwehr und Verbot. Ziel der Polizei ist die erweiterte Hervorbringung von etwas Neuem, das dem Leben der Einzelnen und der Stärke des Staates förderlich sein soll. Polizei regiert nicht durch Gesetz, sondern durch permanenten ordnenden Eingriff in das Verhalten der Individuen“ (ebd., 59).

Neben Staatsräson und Polizey existiert mit dem Liberalismus eine weitere politische Technologie, die Macht über die Individuen bzw. über das Selbst ausübt und in Folge dessen subjektivieren. Diese wird in ihrer gegenwärtigen dominanten Fassung im nächsten Kapitel ausführlich behandelt (**Teil II**). Vorweg sei auf die Koppelung von Regierung und Freiheit als Kernthese (neo)liberaler Gouvernamentalität verwiesen:

„Liberalismus [bzw. liberale Gouvernamentalität, *Anm. L.R.*] organisiert vielmehr die Bedingungen, unter denen die Individuen frei sein können [...] er fabriziert oder produziert die Freiheit [...] Die liberale

Regierungskunst setzt eine Freiheit ein, die fragil und unablässig bedroht ist und damit zur Grundlage immer neuer Interventionen wird [...] ,Folglich ist Freiheit nicht nur das Recht der Individuen, sich legitimerweise der Macht, den Missbräuchen und Übertretungen des Souveräns entgegenzustellen, sondern auch ein unverzichtbares Element der Regierungsrationalität selbst“ (vgl. GORDON 1991, 19 f.; zit.n. BRÖCKLING, KRASMANN und LEMKE 2000, 14; BOHLENDER 1998).

Gouvernamentalität bezeichnet also die Summe von Regierungstechnologien, „die es erlauben sollen, die Objekte und Subjekte einer politischen Rationalität »entsprechend« zu regieren – eine Entsprechung, die nicht mehr auf eine äußerliche Übereinstimmung, sondern auf den Mechanismus einer »Selbstproduktion« verweist“ (BRÖCKLING, KRASMANN und LEMKE 2000, 21). Gouvernamentalistisch an eine Fragestellung heran zu gehen bedeutet also erstens historische Konfigurationen ernst zu nehmen und die Natürlichkeit wirkender Problematisierungen und Rationalitäten als spezifisches Merkmal von Regierung zu verstehen. Hauptaugenmerk muss es also sein, „vertraute Denkschemata und epistemologisch-politische Positivitäten infrage zu stellen [und das] historisch-spezifische Netz von Kräfteverhältnissen, Interessen und Strategien [auf zu zeigen], das jene Evidenzen ermöglicht und stabilisiert hat“ (ebd.).⁵²

Gouvernamentalitätsanalyse meint nunmehr auch bestimmte Regierungskünste, welche spezifische Rationalitäten als rational erscheinen lassen, ihrer kontingenten Eigenart zu überführen. Vorweggenommen und umgelegt auf die hier zur Debatte stehende *Neoliberale Gouvernamentalität* heißt dies: Die Idee von Arbeit als identitätsstiftendes und integratives Konzept menschlichen Zusammenlebens, das als *Beruf* den größten Teil menschlicher Existenz vereinnahmt, ist weniger das Resultat natürlicher oder naturnotwendiger Entwicklungen im Zuge des gesellschaftlichen Fortschritts, als viel mehr eine mensch- bzw. verhältnismachte *Innovation* neoliberaler Gouvernamentalität. Genauso wie die Substanz kontemporärer Arbeitsmoral – die Idee maximaler Produktivität als Garant für glückliches Leben und Arbeiten

52 BRÖCKLING, KRASMANN und LEMKE (vgl. 2000, 20–24) zeigen noch ein weiteres Kennzeichen gouvernementalistischer Ansätze auf, demzufolge Unstimmigkeiten zwischen Ideal bzw. Utopie gesellschaftlicher Programme – wie es der Neoliberalismus auch ist (Kapitel 3) – und der Realität die Malfunktion der *Ideologien* oder die Verunstaltung der Wirklichkeit bezeugen. „Brüche gibt es nicht nur zwischen, sondern auch innerhalb von Rationalität und Technologien, und zwar als Bedingung ihres Funktionierens – nicht als Signum ihres Scheiterns“ (ebd., 23). Was gleichsam auch heißt, dass Widersprüche, Widerstände, Unstimmigkeiten etc. nicht notwendigerweise einen Ansatzpunkt für die Überwindung politischer Technologien oder spezifischer Regierungsrationalitäten bieten.

in Freiheit – ebenso als Bestandteil neoliberaler Regierungskunst konzipiert werden kann. Im Modus der Subjektivierung schafft neoliberale Gouvernamentalität vordefinierte Räume und Lücken die von den Individuen oder besser deren Selbst aktiv eingenommen werden müssen. Genauso wie die Idee, dies geschehe alles auf freiwilliger Basis spricht ohne direkte Ausübung von Zwang, selbst wiederum einen frappanter Aspekt neoliberaler Gouvernamentalität darstellt. Das was heute schier unhinterfragt scheint ist nur deshalb *richtig* weil es „in einem historischen Feld verortet [ist, das...] ihren universellen Geltungsanspruch »richtig« gemacht hat“ (BRÖCKLING, KRASMANN und LEMKE 2000, 24).

Produktive Selbsttechnologien Subjektivierung bei Michel Foucault

Was bedeutet all dies nun für die von Macht⁵³ und Regierungstechnologien durchzogenen – erweitert um diskursiv nachzuweisende Dispositive des Wissens und Denkens – also gouvernementale Prozesse der Subjektivierung? Wie bereits angesprochen interessiert sich Michel Foucault weniger für das Ausmaß von Subjektivierung und mehr für die Funktionsweise also den Modus der Herrschaft über das eigene *Selbst*. Subjektivierungsmodi meinen unstete Prozeduren der Anrufung von Subjektivität in der Wechselbeziehung zwischen dem *Selbst*, der Vorstellung von der Existenz des *Selbst* und über- und zwischengeordneten *moralischen* Regeln und Verhaltensweisen.

Subjektivierung vollzieht sich also immer in Verhältnissen, die gouvernementalisiert (also gestützt auf Wissen regiert) werden, findet also immer im Kontext vielfältig geprägter Macht- und Herrschaftsverhältnisse statt. Im Prozess der Subjektivierung wird das autonome Selbst, dem historisch überhaupt erst der Glaube an die Existenz eines ebensolchen Reservats der Gestaltungsmacht über das eigene Ich beigebracht wurde (siehe [Abschnitt 2.2](#)), *gouvernementalisiert*. Die „Gouvernamentalität der

⁵³ Die wenigen Bemerkungen, die Foucaults überhistorischen Machtbegriff kennzeichnen, lassen eine Analyse des Phänomens Macht auf drei verschiedenen Ebenen sinnvoll erscheinen. Foucault spricht zum einen von strategischen Machtbeziehungen. Als „ubiquitäres Merkmal menschlicher Interaktion“ (LEMKE 2001, 118) durchzieht Macht auf dieser ersten Ebene, die sich in Form von *strategischen Spielen* verwirklicht, alle Bereiche menschlichen Zusammenlebens. Begebe ich mich in Gesellschaft (hier ist tatsächlich die doppelte Bedeutung des Wortes Gesellschaft gemeint) bedeutet das also immer auch, dass Macht immer und überall auf mich ausgeübt wird. Zweitens bezieht sich Foucault auf die Existenz von verfestigter und auf Dauer gestellte Macht und führt hierzu den Begriff der herrschaftlichen Zustände ein. Lapidar könnte man sagen, dass auf dieser – von Foucault als Extremform skizzierten – Machtebene, ein konventionelles Machtverständnis zu Tage tritt. Letztlich bezeichnen Regierungstechnologien, also „all die vielen Weisen, Modalitäten und Möglichkeiten der Leitung und Steuerung von Menschen und ihres Verhaltens sowie die Einschränkung ihrer Handlungen und Reaktionen“ (FOUCAULT 2004, 13; zit.n. BEVC 2007, 89) die dritte Ebene von Macht (vgl. BEVC 2007, 84-92).

Gegenwart“ präsentiert sich auf dem Schlachtfeld der Subjektivierung ausgestattet mit spezifischen Wissensdispositiven (**Kapitel 3**) und regiert über Körper und Seele gleichermaßen (**Kapitel 5**).

Die Neoliberalisierung der Arbeitsmoral ist der Versuch „eine soziale Realität herzustellen“ (BRÖCKLING, KRASMANN und LEMKE 2000, 9) die zugleich spezifisch und ubiquitär ist. Aus dieser Perspektive ist die Prekarisierung postmoderner Arbeitsverhältnisse und damit einhergehende Gefühle von Unsicherheit, Unstetheit und Gefahr kein Ansatzpunkt für Veränderung. Als Teil der *sozialen Realität* in neoliberalisierten Arbeitsverhältnissen fungieren Unsicherheitsverhältnisse als Antrieb, um sich noch mehr anzustrengen, um noch produktiver zu sein, um nicht selbst an all dem Unheil mit Namen Unproduktivität Schuld zu sein.

Foucault gebraucht den analytischen Begriff der Selbsttechnologie, um Räume der Eventualität zu charakterisieren, die es „Individuen ermöglichen, mit eigenen Mitteln bestimmte Operationen mit ihren Körpern, mit ihren eigenen Seelen, mit ihrer eigenen Lebensführung zu vollziehen, und zwar so, dass sie sich selber transformieren, sich selber modifizieren und einen bestimmten Zustand von Vollkommenheit, Glück, Reinheit, übernatürlicher Kraft erlangen“ (FOUCAULT 1984, 35 f.). Wenn Foucault also auf die Wirksamkeit von Machtverhältnissen im Zuge des Regiertwerdens der Individuen zur Sprache kommt, bezieht er sich dabei auf einen *produktiven* Vorgang, „auf die Erfindung und Förderung von Selbsttechnologien, die an Regierungsziele gekoppelt werden können“ (BRÖCKLING, KRASMANN und LEMKE 2000, 29), und meint dabei in erster Linie die Hervorbringung von Subjekten also Subjektivierung. Zwei längere Zitate sollen das Konzept der Subjektivierung, verstanden als Ausweitung und Präzisierung von Selbsttechnologien, verdeutlichen:

„Man muss die Punkte analysieren, an denen die Techniken der Herrschaft über Individuen sich der Prozesse bedienen, in denen das Individuum auf sich selbst einwirkt. Und umgekehrt muss man jene Punkte betrachten, in denen die Selbsttechnologien in Zwangs- oder Herrschaftsstrukturen integriert werden. Der Kontrapunkt, an dem die Form der Lenkung der Individuen durch andere mit der Weise ihrer Selbstführung verknüpft ist, kann nach meiner Auffassung Regierung genannt werden. In der weiten Bedeutung des Wortes ist Regierung nicht eine Weise, Menschen zu zwingen, das zu tun, was der Regierende will; vielmehr ist sie immer ein bewegliches Gleichgewicht mit Ergänzungen und Konflikten zwischen Techniken, die Zwang sicherstellen, und Prozessen, durch die das Selbst durch sich selbst konstruiert und modifiziert wird“

2. Subjektivierung

(FOUCAULT 1993, 203 f.; zit.n. BRÖCKLING, KRASMANN und LEMKE 2000, 29).

„[Regierung] ist ein Ensemble von Handlungen in Hinsicht auf mögliche Handlungen; sie operiert auf dem Möglichkeitsfeld, in das sich das Verhalten der handelnden Subjekte eingeschrieben hat: sie stachelt an, gibt ein, lenkt ab, erleichtert oder erschwert, erweitert oder begrenzt, macht mehr oder weniger wahrscheinlich; im Grenzfall nötigt oder verhindert sie vollständig; aber stets handelt es sich um eine Weise des Einwirkens auf ein oder mehrere handelnde Subjekte, und dies, sofern sie handeln oder zum Handeln fähig sind. Ein Handeln auf Handlungen“ (FOUCAULT 1994, 255).

Das Subjekt ist ein instabiles Verhältnis mittels dessen die Individuen den Kompromiss zwischen Regierungstechnologien (wie z.B. dem Liberalismus oder der Polizey) und *Technologien des Selbst* temporär herstellen. Im Modus der Subjektivierung beschreiben sich „Weisen, auf die sich Subjekte zu moralischen Vorschriften und Vorstellungen verhalten und diese Regeln in ihre Alltagspraxis integrieren“ (SAAR 2007, 253). Foucault verweist an dieser Stelle explizit auf den Begriff der Moral, ohne diese in ihrer heute gebräuchlichen Bedeutung auf moralische oder ethische Normen zu beziehen. „Als »moralisch« gilt in dieser Perspektive alles, was für ein gegebenes Subjekt in der Form des verbindlichen Gebots auftritt“ (ebd., 257).⁵⁴ Subjekte sind eben nicht nur Opfer von gouvernementalistischen Subjektivierungsprozessen, in denen Macht als Regierung wirkt und Dispositive des Wissens das Möglichkeitsfeld der Subjektwerdung abstecken. Subjekte sind Mittäter_innen also Macher_innen ihrer eigenen Subjektivität.

„Subjektivität ist in dieser praxeologischen Beschreibung nichts anderes als die geronnene Form einer praktisch-lebenstechnischen Einrichtung, die sich über vielfältige alltägliche Lebensvollzüge herstellt und habitualisiert. Da diese aus Ethos und Selbstpraktiken generierte Subjektivität nicht aus einem Machtgefüge oder eine symbolischen Ordnung ableitbar ist und sie die Individuen nicht nur als durchlässige Medien, sondern auch als aktive Instanzen der Subjektivierung versteht, ist sie etwas, das zwar

⁵⁴ Im übrigen findet sich in Foucaults Spätwerk ein gedankliches Verwandtschaftsverhältnis zu Norbert Elias, dann nämlich wenn Foucault davon schreibt, dass am Beginn einer sich ausprägenden Sexualmoral die Sorge um das eigene, autonom konzipierte Selbst stand (vgl. SAAR 2007, 257–275).

im Diskurs und im Feld der Machtverhältnisse entsteht, aber nicht durch sie“ (ebd., 273).

Handlungen entstammen den Überzeugungen der Subjekte und lassen sich nur dann effizient umsetzen, wenn die Subjekte erfolgreich sich selbst überzeugen. Das Innere der Individuen also deren autonomes Selbst agiert als aktiver Part, nicht ohne dass es sich dabei auf mannigfaltige Machtverhältnisse beziehen würde. Subjektivierung bei Foucault lässt sich (in Anlehnung an Mead) als Wettkampf (*game*) zwischen dem zu subjektivierenden Selbst, das es zuvor (in Anlehnung an Elias) als autonomen *homo clausus* zu konstruieren gilt, und den gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnissen, die als wissensbasierte Regierungstechnologie auf das Noch-Nicht- oder Gerade-Schon-Subjekt einwirken, konzipieren. Foucault spricht vom Moralsubjekt. Moral nimmt im Modus der Subjektivierung eine zentrale Rolle ein. Arbeitsmoral als verbindender Begriff von Kapitel 1 und Kapitel 2 ist jenes soziale Verhältnis ...

- in welchem und durch das Subjektivierungsprozesse von Statten gehen;
- in dem sich das Subjekt mit den Auswirkungen von Gouvernamentalität konfrontiert sieht;
- in dem Regierungstechnologien, Wissensdispositive und Selbsttechnologien als konflikthafte Zusammenspiel ihre produktive Macht entfalten;

Geht es nach Martin SAAR (ebd., 274 f.) verdanken wir den späten Schriften Michel Foucaults „eine um das Element der Selbstkonstitution erweiterte praxeologische Sicht des Selbst, die neben den auf das Selbst wirkenden Praktiken des Wissens und der Macht die eigentätigen, reflexiven Übungen und Selbsttechniken kennt [und mit der] das Subjekt als Ort der Unterwerfung und zugleich der Widerständigkeit begriffen werden kann.“ In dem Maße wie Macht ihre Wirksamkeit nicht nur im Staat, sondern immer und überall entfaltet, produktiv und destruktiv gleichzeitig und gleichermaßen ist, ist das Subjekt etwas, in dem Autonomie und Freiheit als Universalie gesetzt werden können. Diese Freiheit ist keine echte Freiheit, insofern sie keinen Kontrapunkt zu den gesellschaftlichen Verhältnissen darstellt, sondern vielmehr als Voraussetzung und Angriffspunkt für deren Wirken operiert. Im Subjekt vereinen sich Freiheit und Unfreiheit konzeptionell und materiell. Das Miteinander von Macht und Widerstand ist nicht in Balance. Unwiderruflich ist nur die prekäre Konstitution, welche zur permanenten Subjektivierung zwingt.

„Dem komplexen Machtbegriff, der auch die Macht *im* Subjekt fassen kann, entspricht ein komplexer Subjektbegriff, der diese Macht deshalb benennen kann, weil sie im Innern des Subjekts auf die Freiheit als die Gegen-Kraft tritt“ (SAAR 2007, 282).

Passage

Neoliberale Arbeitsmoral, wie ich sie in dieser Arbeit darzulegen versuche, ist Bestandteil eines spezifischen, neoliberalen Subjektivierungsmodus.⁵⁵ Die Idee vom erzwingbaren Glück durch produktives Leben ist die ethische und moralische Substanz neoliberaler Gouvernamentalität, die als postmoderne Form der Verhaltenskontrolle ein wirksames Element des kontemporären Macht-Wissen-Komplexes darstellt. Voraussetzung für die Machtentfaltung neoliberaler Gouvernamentalität ist das von Norbert Elias diagnostizierte Selbstverständnis, wonach der Mensch über ein *inneres* und beobachtbares *Selbst* verfügt, das mit einem autonomen Handlungsspielraum ausgestattet ist. Subjektivierung als Gouvernentalisierung des Selbst zu bezeichnen meint, von einer Kolonisation des Innersten auszugehen, bei denen das autonome Selbst zuerst angerufen also konstituiert wird, nur um über den Modus vielfältiger Regierungstechnologien sogleich wieder Besitz von ihm ergreifen zu können.

Dieser Logik folgend lässt sich die Durchsetzung neoliberaler Arbeitsmoral als Teil neoliberaler Gouvernamentalität theoretisch konzipieren (Teil II), deren Voraussetzung und Ziel gleichermaßen in den kurzfristigen Ergebnissen von Subjektivierungsprozessen zu suchen ist. Bevor ich mich im Anschluss an den Versuch, die Frage nach dem Modus der Subjektivierung als Ausdruck von Machtverhältnissen zu begreifen, eingehend mit den Bestandteilen, also der Substanz neoliberaler Gouvernamentalität beschäftigen will, möchte ich kurz auf einen interessanten Anknüpfungspunkt an Foucaults Theorie der Regierung rekurren. Gerade auch weil sich darin die Kohärenz von Subjekt-Sein und Regiert- bzw. Gouvernentalisiert-Werden veranschaulichen lässt. Alexandra RAU (2010) versteht die Subjektivierung von Arbeit als Regierungstechnologie im Sinne Foucaults. Wenn sich Arbeit den Menschen als ein sinnstiftendes bzw. identitätgebendes Verhältnis geriert und den gesellschaftlichen Verhältnissen als Integrations- und Unterwerfungsmodus fungiert (siehe Abschnitt 1.3), gilt es

⁵⁵ Neoliberale Gouvernamentalität ist ein relativ junges Phänomen. Als solches eignet es sich besonders gut um mit Foucault'schem Begriffswerkzeug bearbeitet zu werden, da Foucault Zeit seines Lebens Aspekte der Entfaltung von Macht immer schon mit Bezug auf die Genese spezifischer Formen der Subjektivierung untersucht hat. So sieht er auch die Psychologie bzw. die Psychoanalyse als Teil herrschaftlicher Verhältnisse (vgl. DAHLMANN 2008, 216 f.).

diese *Sicht der Dinge* vermittels einer Regierungstechnologie (auch diskursiv!) zu etablieren und in den Leibern⁵⁶ der Menschen fest zu verankern. Das Verhältnis zur Arbeit bzw. zu den Arbeitsverhältnissen beschreibt die Arbeitsmoral. Sie stellt im Neoliberalismus einen essentiellen Bestandteil dieser Regierungstechnologie dar. Neoliberale Arbeitsbereitschaft macht sich im Prozess der Subjektivierung von Arbeit – als Ergebnis verstetigt sich die neoliberale Arbeitsmoral als Utopie vom produktiven Leben – sowohl am Körper als auch an der Psyche des Selbst zu schaffen. RAU (ebd., 28) spricht – in Anlehnung an Foucault – von *Psychopolitik* oder *psychopolitischer Regierungsweise*. In Bezug auf ein herrschaftliches Subjektbild vom autonomen und freien Selbst sollen „[z]umindest dem normativen Ideal nach [...] die Beschäftigten in eigener Verantwortung, selbst-kontrolliert und selbst-ökonomisiert arbeiten [...] Sie sollen sich mit ihrer ‚ganzen Person‘ und Persönlichkeit, mit ‚Haut und Haaren‘, Leib und Seele aktiv in den Arbeitsprozess einbringen [...] Der herrschaftliche Effekt wird u.a. darin gesehen, dass im Sinne einer ‚inneren Landnahme‘ das Selbst der Beschäftigten kolonisiert oder die ‚individuelle Psyche immer nachhaltiger nach dem Warenverhältnis modelliert wird‘ (MOLDASCHL 2002; HIRSCH 2001, 274)“ (RAU 2010, 30). Darin eingeschrieben ist die Vorstellung, „man könne das Selbst effizient und produktiv führen“. Die Psyche wird zur Rationalisierungsfalle, in die man allein schon wegen des Versprechens, herausragendes Produktivitätspotential freizusetzen, hinein zu tappen versucht ist. Die „Subjektivierung von Arbeit wird zum normativen Maßstab aller Arbeitsverhältnisse“. Und das geschieht alles auch noch – zumindest dem eigenen Verständnis nach – freiwillig. Konkrete Technologien dieser *Landnahme* im Bereich der Arbeit sind (vgl. ebd., Kap.: 4, 5 & 6.1):

- ... die zunehmend psychologische Adressierung der Beschäftigten, d.h. gefragt sind in erster Linie Kompetenzen psychologischer Natur. Rau spricht von *affektiver Arbeit*.
- ... eine Psychologisierung der Kommunikation im Feld der Personalführung. Gerade Führungskräfte benötigen heute Empathie und sollen Zuhören können.

⁵⁶ Zu einer detaillierten Auseinandersetzung mit dem auf Maurice Merleau-Ponty zurückgehenden Konzept des Leibes, das Physis und Psyche miteinander verknüpft und den Leib als Entität der Vermittlung des Körperlichen und des Geistigen versteht siehe BERMES (2012, Kap. 2) und insbesondere GÜNZEL (2007, Kap. III.1 & V.3). An dieser Stelle ist lediglich bedeutsam, dass sich Regierungstechnologien (des Selbst) an das zu subjektivierende Selbst als Ganzes, an dessen leibliche Verfasstheit richten.

2. Subjektivierung

- ... steigende psychosoziale und psychomentele Belastungen in einer neuen *Kultur langer Arbeitstage* verwischt die Grenze zwischen Arbeit und Nicht-Arbeit.

Der Anspruch, Selbstbestimmung, Freiheit, letztlich Autonomie innerhalb der Sphäre des Arbeitens einzulösen, steht im Spannungsverhältnis mit der sozialen Realität, von der Regierungstechnologie des Produktivismus im Zusammenspiel mit der neoliberalen Idee vom produktiven Leben *gouvernementalisiert* zu werden. Gleichsam ist Freiheit eine notwendige Bedingung neoliberaler *Gouvernementalität*. Eine Paradoxie in den marktliberalen Koordinatensystemen der Arbeit im 21. Jahrhundert. Die Subjektivierung maximal-radikaler Arbeitsbereitschaft ist Bestandteil neoliberaler *Gouvernementalität*, die entlang einer abstrakten Idee vom produktiven Leben die Etablierung wirkmächtiger Selbsttechnologien forciert. Prozesse der Subjektivierung entspringen mannigfaltigen Formen der Herrschaft.

Teil II.

Neoliberale Gouvernamentalität

3. Neoliberale Arbeitsmotivation

*Neoliberalismus ist nicht nur eine ideologische Rhetorik unter anderen
oder eine zufällige ökonomische Konstellation.
Er verkörpert vielmehr ein weitläufiges politisch-ideologisches Projekt
zur Reformulierung eines ungehemmt forschen, ja aggressiven Kapitalismus.
Neoliberalismus wünscht forcierte Fortsetzung des Kapitalismus
mit marktradikalen Mitteln [...].*

Eva KREISKY (2006, 225)

In Anknüpfung an Foucault kann zwischen dem Recht, also der gesetzlich festgelegten und mittels staatlichem Gewaltmonopol abgesicherten Norm, den Disziplinartechnologien, die sich an ersterem ausrichten und auf subtile(re) Art und Weise die Unter- und Einordnung in Machtverhältnisse garantieren und Sicherheitstechnologien, die sich an der Realität ausrichten und Abweichungen vom *Normalen* sanktionieren, differenziert werden. Die Summe aus Normen respektive Technologien der Souveränität, Disziplinar- und Sicherheitstechnologien bezeichnet Herrschaftsverhältnisse oder besser und in der Terminologie von Foucault: Regierungsweisen. Regieren umfasst mannigfaltige Prozesse und Modi der Menschenführung, die von staatlicher Machtausübung über die Bevölkerung (Biomacht) weiter zur somatischen Lenkung Anderer (Disziplinarmacht) bis hin zu Kontrolle und Zurichtung des eigenen Selbst (Subjektivierung) reichen. Als heterogenes Konglomerat unterschiedlicher Regierungstechnologien vereint der Begriff *Gouvernementalität* wirkungsvoll(e) Makro- und Mikroverhältnisse der Macht, verfügt immer über einen Zeitkern und ist gleichsam nur mit Bezug auf spezifische historische Konfigurationen untersuchbar. Während Regierung beinah⁵⁷ ein abstrakt-heuristisches Konzept zur Analyse von Machtverhältnissen darstellt benennt *Gouvernementalität* die gezielte Ansammlung und

⁵⁷ Foucaults archäologisch-genealogische Herangehensweise verbietet ihm, zeitunabhängige Thesen zu formulieren. Seine Aussagen sind immer in spezifischen Kontexten verortet und propagierte Erkenntnisse entspringen der Analyse historischer Quellen. Nichtsdestotrotz erscheint mir die konzeptionell hierarchische Ordnung von Regierung → *Gouvernementalität* schlüssig, gerade auch weil Foucault selbst den Begriff der liberalen *Gouvernementalität* gebraucht.

3. Neoliberale Arbeitsmotivation

Anwendung bestimmter Diskurse und Praxen. Regiert wurde und wird immer. Form und Inhalt des Regiertwerdens sind jedoch von der jeweiligen Gouvernamentalität abhängig. Die dominante Gouvernamentalität unserer Zeit ist der Neoliberalismus. In dieser Logik meint Neoliberalismus also immer neoliberale Gouvernamentalität. Neoliberale Arbeitsmotivation ist als Bestandteil von Regierungstechnologien eingebettet in die hegemoniale Gouvernamentalität der Freiheit feiernden Postmoderne. Die dynamische Aufrechterhaltung herrschaftlicher Verhältnisse vollzieht sich auch im Modus der Subjektivierung, der die Einwirkung und Durchdringung von und mit Macht auf und des autonomen Selbst beschreibt. Regieren bedeutet nunmehr auch Subjektivieren bzw. Subjektivierung und meint heute insbesondere die Durchsetzung einer bestimmten, an Produktivitätssteigerung orientierten Motivation zur Immer- und Vielarbeit. In ihr vereinigen sich wissenschaftlicher Sinnbezug (Wie muss ich leben respektive arbeiten um glücklich bzw. produktiv zu werden?), biopolitische Normalisierung (Was ist Arbeit betreffend normal?) und disziplinar-technologische Normierung (Was wird von mir erwartet?). Die (Selbst-)Führung der Erfolgreichen mittels neoliberaler Arbeitsmoral, einem utopistischen Konzept der radikalen Verproduktivierung menschlicher Existenz, ist als Bestandteil neoliberaler Gouvernamentalität ein wichtiger Faktor zur Reproduktion kapitalistischer Verhältnisse und ist hauptsächlicher Gegenstand des zweiten und dritten Abschnitts der vorliegenden Masterarbeit.

Teil II verfolgt zwei Zielsetzungen: Erstens wird eine Arbeitsdefinition des Neoliberalismus entwickelt (**Kapitel 3**). Schließlich ist die Verwendung des diffusen Begriffs *neoliberal* klärungsbedürftig. Warum ist es legitim, die neue Arbeitsmotivation als neoliberal zu bezeichnen? Welche Implikationen sind im Neoliberalismusbegriff enthalten, um ihn zur Charakterisierung diffiziler Veränderungen im Bereich der Arbeitssphäre heran zu ziehen? Zweitens soll daran anknüpfend und in Vorbereitung auf die empirische Auseinandersetzung mit fiktionaler Literatur die Utopie des produktiven Menschen umrissen werden (**Kapitel 5**). Was ist die Substanz der produktivistisch-politischen Utopie der allzeit arbeitsbereiten Arbeitskraft, die sich als Bestandteil neoliberaler Gouvernamentalität als wirkmächtiges Glücksversprechen entpuppt. Darüber hinaus folgt ein kurzer Exkurs zu den bestehenden Anknüpfungspunkten zwischen Neoliberalismus und Kapitalismus. All das was wir gegenwärtig die Einstellung zur Arbeit betreffend mitverfolgen ist nicht außerhalb kapitalistischer Verhältnisse denk- und umsetzbar. Neoliberalismus ist als Regie-

rungsweise eng mit dem Kapitalismus verwoben. Neoliberale Menschen sind ein Phänomen des Kapitalismus⁵⁸ (Kapitel 4).

Von der Schwierigkeit den Neoliberalismus zu definieren

Neoliberalismus ist ein Modewort. Bisher existiert keine einheitliche Definition. In der Öffentlichkeit wird es von Befürworter_innen und Kritiker_innen zur Charakterisierung der Wirtschaftspolitik gebraucht. Andere verstehen Neoliberalismus nur sinnvoll im Zusammenhang mit Globalisierung. In der Wissenschaft haben die verschiedenen Disziplinen unterschiedliche Vorstellungen von Neoliberalismus. Für die einen ökonomische Theorie, für die anderen ein Machtverhältnis und für wieder andere Ideologie – kaum ein Begriff eignet sich besser für Definitionsstreitigkeiten als jener des Neoliberalismus. Immerhin scheint es *den* Neoliberalismus gar nicht zu geben. Viel mehr ist von Neoliberalismen die Rede (vgl. WALPEN 2000, 1066 f.). Erster und aus einer poststrukturalistischen oder materialistischen Perspektive bisweilen einziger gemeinsamer Nenner ist wohl die Tatsache, dass der Neoliberalismus ursprünglich eine androzentrische Idee weißer Männer ist.⁵⁹ Gibt es darüber hinaus basale Gemeinsamkeiten, die eine begriffliche Charakterisierung kontemporärer Lebens- bzw. Arbeitsentwürfe als neoliberal zulassen?

Die hier vorgelegte Definition des Neoliberalismus oder besser der neoliberalen Gouvernmentalität bzw. des neoliberalen Arbeitseifers als Utopie vom produktiven Leben entspricht der Prämisse vielfältiger Neoliberalismen⁶⁰ und knüpft an die dem Kapitel voran gestellte These von Eva KREISKY (2006) an. Die Durchsetzung der neuen Arbeitsmotivation ist als ideologisch-utopisches Konzept Teil des mannigfaltigen neoliberalen Projektes. In ihren Auswirkungen ist die neu etablierte

58 Geht man darüber hinaus, lässt sich Produktivität nicht nur als Facette sondern als Wesensform des Kapitalismus begreifen. Produktive Menschen werden zur Voraussetzung kapitalistischer Verhältnisse und zugleich bildet der Kapitalismus das Fundament produktivistischer Subjektierung.

59 Der in Wien geborene Ludwig von Mises – an manchen wissenschaftlichen Instituten heute ein gefeierter Star – sieht den Neoliberalismus dementsprechend als männliche* Nachfolgeidee des (Manchester-)Liberalismus. „[D]er vielgescholtene Manchesterliberalismus [hat] jedenfalls eine sehr viel männlichere und mutigere Haltung gezeigt, als all jene Wehleidigen, denen auf jedes Wehwehchen, und sei es noch so klein, sofort von öffentlicher Hand ein möglichst großes Pflaster geklebt wird“ (vgl. WALPEN 2000, 1070 f.).

60 Andere Begriffsverständnisse des Neoliberalismus verlieren dadurch keinesfalls ihre Gültigkeit. Versteht man Neoliberalismus als Projekt, dass auf verschiedenen Ebenen mit verschiedenen Strategien arbeitet, sind parallele Definitionen legitim. Neoliberalismus kann einerseits uneinheitliche Strömung der Vermarktlichung von Wissenschaft und Politik sein und andererseits auf individueller Ebene als Ideologie oder besser Utopie funktionieren. Nichtsdestotrotz gibt es einige grundlegende Gemeinsamkeiten, die mit Neoliberalismus apostrophierte Phänomene teilen.

3. Neoliberale Arbeitsmotivation

Arbeitsmotivation politisch, verursacht und implementiert wird sie in erster Linie als Regierungstechnologie auf Ebene von Subjektivierungsprozessen. Wenn Neoliberalismus ein gouvernementales Regierungsprojekt zur Reformulierung des Kapitalismus ist, dann ist die in dieser Arbeit analysierte veränderte Arbeitsmotivation Teil eben dieses Projektes und als solche als neoliberal zu bezeichnen. Neoliberalismus ist ein Begriff der sich als Adjektiv zur Charakterisierung produktivistischer Arbeitsutopie eignet. Genau genommen wird von neoliberaler Arbeitsmotivation die Rede sein, geht es auf den folgenden Seiten doch um eine Operationalisierung der steigenden Arbeitsbereitschaft als Äquivalent zur Utopie eines produktiven Lebens. Damit gemeint ist in erster Linie eine an das einzelne Individuum gerichtete Idee vom guten, also produktiven, Leben, in welchem die (Bereitschaft zur) Arbeit als zentrales sinnstiftendes und integratives Moment fungiert. Die Idee von uneingeschränkter Arbeit und Arbeitsbereitschaft ist neoliberal.

Den Neoliberalismus bzw. neoliberale Arbeitsmotivation als auf individueller Ebene wirkmächtige Utopie zu begreifen ist unüblich und bedarf des Umwegs über die Geschichte. Die Spurensuche nach dem Ideologischen im Neoliberalismus muss mit der Auseinandersetzung liberaler Positionen und Reflexionen beginnen. Insbesondere auch, da bereits Michel Foucault hinter dem Phänomen des Liberalismus eine Regierungstechnologie vermutete (siehe [Abschnitt 3.3](#)). Immerhin ist das Naheverhältnis von Neoliberalismus und Liberalismus und hierbei insbesondere zur englischen Schule der Nationalökonomie bereits im Wort selbst erkennbar. Nichtsdestotrotz widerspiegeln sich gerade in der Abgrenzung gegenüber einer liberalen Tradition genuine Attribute des Neoliberalismus. Die Pioniere* der neoliberalen Idee bewegten sich zu Beginn entlang eines schmalen Grates. Einerseits musste sie sich von der lange Zeit dominierenden liberalen Ansicht abgrenzen. Andererseits trachten die Gründerväter* danach, den alten, liberale Prinzipien erneut Leben einzuhauchen. Wilhelm Röpke, ein Ordoliberaler der ersten Stunde, schrieb bereits im Jahr 1942: „Der Kampf gegen den Kollektivismus [...] hat ja nur dann greifbare Erfolgsaussichten, wenn es uns gelingt, das liberale Prinzip so zu reaktivieren, daß wir für alle heute offenbaren Schäden, Ausfallerscheinungen und Fehlleistungen des *historischen* [Herv. i.O., *Anm. L.R.*] Liberalismus und Kapitalismus befriedigende Lösungen finden, ohne damit die innere Struktur des marktwirtschaftlichen Konkurrenzsystems und die Funktionsfähigkeit unseres Wirtschaftssystems anzutasten.“ (RÖPKE 1979, 286; zit.n. BUTTERWEGGE, LÖSCH und PTAK 2008, 26 f.). Einleitend soll also die liberalistische Konzeption rekapituliert werden, denn *wer die Söhne**

verstehen will, muss mit den Vätern sprechen*⁶¹. Besonderes Augenmerk gilt dem Begriffsverständnis von Arbeit und Individualität im Liberalismus.

„Neoliberalismus fordert einen neuen Menschen: flexibel und individualisiert, kommunikativ und international, genoptimiert [sic!, *Anm. L.R.*] und zukunftsgläubig, unternehmerisch und konkurrenzorientiert, aktiv und maximierend. Nichts bestimmt ihn mehr als der ökonomische Erfolg. Die neoklassische Wirtschaftstheorie hält seit über hundert Jahren das Modell bereit: den homo oeconomicus“ (MICHALITSCH 2006, 14).

Der Neoliberalismus steht, sein Verständnis von Arbeit betreffend, auf den *Schultern von Riesen*.⁶² Wohingegen der Liberalismus als viel untersuchtes und weitestgehend be- und vollendetes Projekt der Geschichte recht stringent umrissen werden kann, ist das heteromorphe Phänomen Neoliberalismus weder eindeutig noch in sich oder zeitlich abgeschlossen und als solches wissenschaftlich also begrifflich (noch) nicht (leicht) zu fassen. Die diffizile und verworrene Begriffskonstellation anerkennend möchte ich anschließend einige Schlaglichter auf all das richten, was heute mit dem Etikett des Neoliberalismus apostrophiert wird, ohne dabei jedoch den Anspruch auf Vollständigkeit und Eindeutigkeit in meiner Definitionsbemühung zu erheben. Sozialwissenschaften sind weiche Wissenschaften und Kampfbegriffe, gerade solche die in der Gegenwart von großer Bedeutung sind, sind als solche nicht definitiv zu klären. Im Gegenteil: ist der inflationäre Gebrauch des Adjektivs neoliberal nicht ein Hinweis auf das Vorhandensein neoliberaler Gouvernamentalität? Und zeigt die – trotz intensiver Forschungsbemühungen – erfolglose Suche nach *dem einen* Merksatz des Neoliberalismus nicht auch dessen erfolgreichen Strategiewechsel, weg von der recht eindimensionalen wirtschaftsliberalen Ideologie hin zu einem hybriden, ubiquitären und dadurch sich bis in den letzten Winkel menschlichen Zusammenlebens erstreckenden Verhältnis unserer Zeit?

Zur Struktur des Abschnitts: Im folgenden Teil werden zu Beginn unterschiedliche Definitionsversuche des Neoliberalismus (historisch, ökonomisch, wissenschaftlich etc.) rekapituliert. Ihre Anordnung ist zufällig gewählt. Überhaupt gibt es kaum

61 Das Feld der ökonomischen Theorie ist eindeutig männlich strukturiert. Unabhängig von inhaltlichen Differenzen erscheint die Tatsache, dass es kaum bis gar keine Theoretikerinnen im wissenschaftlichen Feld gibt, als gemeinsamer Nenner unterschiedlicher theoretischer Spielarten in den Wirtschaftswissenschaften.

62 Riesen deshalb, weil unverhältnismäßig viele Proponenten* des Neoliberalismus Nobelpreise gewinnen (!) konnten, was vielleicht eher ausgeprägten Netzwerken, deren gemeinsame Klammer die einflussreiche »Mont-Pelerin-Society« (vgl. WALPEN 2004) ist, zu verdanken ist, als ausschließlich besonderen Verdiensten für die Wissenschaft.

Bereiche menschlicher Sozietät, in denen sich das Phänomen Neoliberalismus nicht – in der ein oder anderen Art und Weise und unterschiedlich stark ausgeprägt – etabliert hat. Als Zwischenziel steht eine Annäherung an den Begriff, die ihn von den Beschränkungen seiner verbreiteten ökonomistischen Lesart befreit und die theoretische Vorarbeit Michel Foucaults berücksichtigt, d.h. Neoliberalismus wird als neoliberale Gouvernamentalität konzipiert. Ein Bestandteil davon ist die neoliberale Arbeitsmoral, welche als Regierungstechnologie Selbst- und Herrschaftstechnologien verquickt. Schlussendlich steht neoliberale Arbeitsmoral für eine auf Freiheit basierende utopische Idee vom Glück durch Produktivität, die mit einigen *mainstream* Definitionen nicht mehr viel zu tun hat.

3.1. Ökonomischer Liberalismus

*[Im Liberalismus] ist das Prinzip der Freiheit
nur als individuelle Freiheitspraxis verständlich
und Regierung kein eigenständiges Prinzip,
sondern ein lediglich geduldetes und notwendiges Übel;*

*[Im Liberalismus] ist die reine Idee des Marktes
kein Regierungs- oder Führungsprinzip,
sondern im Gegenteil ein ökonomisches Destruktionsprogramm
für Gesellschaft, Staat und Bevölkerung.*

Matthias BOHLENDER (2007)

Der Liberalismus ist „eine der großen politischen Strömungen der letzten zwei bis drei Jahrhunderte mit Schwerpunkt im 19.Jh“ (SCHILLER 2011, 342). Als solche ist der Liberalismus heterogen und diffus. Ihn und seine Jahrhunderte übergreifende Geschichte auf wenigen Seiten zu beschreiben ist unmöglich und nicht sinnvoll. „Die Erscheinungsformen, Begriffsmuster und Bedeutungsgehalte von Liberalismus als theoretischem Entwurf und politische Praxis variieren sehr stark im zeitlichen Verlauf einerseits, im internationalen Vergleich andererseits, und schließlich auch noch durch innere soziale und inhaltliche Differenzierungen“ (ebd.). Im Folgenden konzentriere ich mich daher auf zwei Themenbereiche: Welche Rolle spielt das Individuum im liberalistischen Theoriegebäude und welche Vorstellung von Arbeit haben liberalistische Konzepte?⁶³

⁶³ Der Vorzug des Begriffs *liberalistisch* gegenüber *liberal* respektiert die Kontingenz einer spezifischen (theoretischen) Strömung. Wohingegen *liberal* auf universelle Freiheit rekurriert, setzt

Zentrale Aspekte des Liberalismus

Liberalismus ist die Ideologie *individueller Freiheitspraxis*. Die Ursprünge liberaler Werte liegen in den bürgerlichen Taktiken gegen Absolutismus und Feudalismus. Postuliert wird die Fähigkeit zur Selbstbestimmung *vernünftiger* Individuen (und Märkte) gegenüber dem Staat. Vordergründig geht es dabei um die Mäßigung politischer Herrschaft. Am Ende haben alle nur noch so wenig Macht, dass niemand Macht über andere ausüben kann. Hierin widerspiegeln sich erste Tendenzen jenes Neoliberalismus, der die Bekämpfung von Machtkonzentration, also Monopolen als Hauptaufgabe des Staates interpretiert. Individuum (und Markt) sollen von ihrer Unterdrückung durch den Staat oder die Kirche befreit, also liberalisiert werden. Gemein ist liberalistischen Konzeptionen in erster Linie ihre Ablehnung gegenüber dem Kollektivismus. Kurzum: Der Liberalismus ist individualistisch. Er ist dies vor allem auch auf Basis eines radikalen Menschenbildes vernunftgelenkter und rationaler Menschen, das während der Aufklärung mit dem Ziel der Befreiung von den Zwängen der Obrigkeit in den feudalistischen Gesellschaftsformationen hegemonial wurde. Die Neoliberalen, allen voran August Friedrich von Hayek, werden den ihrer Absicht nach „übersteigerten Glauben an das vernunftgeleitete Individuum, das die Wirklichkeit vollständig durchdringt und auf dieser Grundlage planvoll die Gesellschaft gestaltet“ (BUTTERWEGGE, LÖSCH und PTAK 2008, 59) als „Pseudo-Individualismus“ (HAYEK 1948, 24) abqualifizieren. Liberalismus ist ein ökonomisches Programm, das den freien und nach den Prinzipien des Wettbewerbs organisierten Markt propagiert und sich als solches regulatorischer also politischer Einflussnahme widersetzt. Das wirtschaftsliberale Programm bekämpft die gesetzliche Regulierung von Märkten. Als *Endziel* wird der Wettbewerb auserkoren. Das in liberalistischen Theorien stark ausgeprägte Faible für Wettbewerb garantiert die Erhaltung des in Stein gemeißelten Privateigentums. Unter liberalen Bedingungen zu arbeiten heißt, die eigenen Arbeitskraft auf einem freien und damit regellosen Arbeitsmarkt anzubieten und die eigene Arbeitsfähigkeit den freien, also in unregelter Konkurrenz stehenden Unternehmen zur Verfügung zu stellen. Mit dem Ziel bestmöglicher Konkurrenz trachten die Kräfte des Liberalismus danach, den Arbeitsmarkt von allen Regeln zu befreien. Davon versprach man sich gesellschaftlichen Fortschritt und Innovation.⁶⁴

die *liberalistische* Perspektive Freiheit und wirtschaftliche Freiheit in eins. Freiheit *liberalistisch* gedacht ist gegenüber einem generischen Freiheitsbegriff und der Idee autonomer Lebensentwürfe restriktiv.

⁶⁴ Wie später noch gezeigt wird, ist genau dieser Anspruch nach Optimierung und Rationalisierung auch im Neoliberalismus enthalten, wobei im Neoliberalismus nicht nur die Unternehmen, sondern der Mensch bzw. die Arbeitskraft regel- und strukturlos gemacht werden soll.

3. Neoliberale Arbeitsmotivation

Liberalismus ist darüber hinaus politische Praxis. Die dezidiert wirtschaftspolitische Spielart forciert ein *ökonomisches Destruktionsprogramm*. Historisch gesehen ist Wirtschaftsliberalismus, oft auch Klassik oder Englische Schule der Nationalökonomie genannt, eine politische und wissenschaftliche Strömung, die ihren Siegeszug im 18. Jahrhundert von England aus begonnen hat. Sie gilt bis heute als einflussreichste Theorie innerhalb der Volkswirtschaftslehre. Die aktuell hegemoniale Theorie der Wirtschaftswissenschaften, der Neoliberalismus, beruft sich heute noch auf sie. Maßgebliche Vertreter sind zunächst Adam Smith, der mit seinem Hauptwerk »The Wealth of Nations« als der Begründer des liberalistischen Denkens gilt, John Stuart Mill und in späterer Folge die Mitglieder der Österreichischen Schule um Ludwig von Mises. Liberalismus heute ist vor allen Dingen mit dem Namen Adam Smith und der unsichtbaren Hand des Marktes verknüpft. Schnell stieg der ökonomische Liberalismus zur dominanten Wirtschaftstheorie des späten 18. und gesamten 19. Jahrhunderts auf. Seine zentralen Thesen und Vorstellungen fanden zu jener Zeit Eingang in die Wirtschaftspolitik nahezu aller (wirtschaftlich relevanter) Staaten. Wirtschaftspolitik im 19. Jahrhundert war gleichbedeutend mit liberalistischer Politik. Liberalismus als politische Praxis postuliert freie Märkte. Die doppelte Strategie des Liberalismus, einerseits gegen das politische Feld überhaupt zu wettern und andererseits als einflussreicher *player* auf dem Parkett der Politik aufzutreten ist diffizil und erfolgreich zugleich.

Schließlich ist Liberalismus auch eine Utopie. „Der Liberalismus darf wohl als erste umfassende politische Ideologie im modernen Sinne gelten, weil er erstmals einen systematischen Ordnungs- und Entwicklungsentwurf im wesentlichen nicht-religiös begründet und auch nicht bloß faktische Machtstrukturen untermauert, sondern eine Bewegung in bessere Zukünfte auslobt und die Kraft dazu aus den Fähigkeiten und Interessen aller einzelnen selbst schöpft“ (SCHILLER 2011, 342). Das utopische Potential des Liberalismus liegt gerade in seinem Verzicht auf inhaltliche Festlegung. Liberalismus, egal ob in der politischen oder wirtschaftlichen Spielart, determiniert nicht, was dem Glück zu Grunde liegt bzw. wie sich ein erfolgreiches Leben letztlich bemerkbar macht und in der alltäglichen Realität seinen Niederschlag findet. Verfechter_innen des Liberalismus halten sich bedächtig zurück, wenn es darum geht, den spezifisch-liberalen Beitrag zur Frage, was glücklich sein bedeutet, auszuformulieren. Sie vertreten jedoch die Meinung, dass individuelle Freiheit, also die Entfesselung der Individuen von jeglichen kollektivistisch und somit zwanghaften Ordnungen, Institutionen, Verhältnissen ein glückliches Leben verspricht.

„Glück ist eine Sache des Individuums. Der liberale Staat soll nicht das größte Glück für alle suchen, sondern diejenigen Übel bekämpfen, die am dringendsten behoben werden müssen. Zwischen dem Guten, das von jedem individuell gestaltet werden muss, und dem Übel, das jedermanns Glücksfähigkeit einschränkt, besteht eine Asymmetrie. Niemand will in der Regel Hunger leiden oder obdachlos sein, doch wie Menschen, die genug zu Essen und ein Dach über dem Kopf haben, ihr Leben im Detail gestalten, wird je individuell verschieden ausfallen“ (MIETH 2010).

Die utopischen Elemente des Liberalismus werden im Neoliberalismus substantiell akzentuiert, d.h. der Neoliberalismus verfügt über ein positiv propagiertes Bild von den notwendigen Schritten, die ein Individuum im Zuge seiner Subjektivierung zu vollziehen hat, will es das liberale bzw. nunmehr neoliberale Glücksversprechen einlösen. Wie noch argumentiert wird, verspricht der Neoliberalismus uns Individuen eine bessere Zukunft – vorausgesetzt alle weisen ein Maximum an Bereitschaft zum Mitmachen auf, d.h. sie sind bereit dem Produktivitätsdogma ihre Leidenschaften, ihre Menschlichkeit unterzuordnen.

Geschichte des Liberalismus

Der hegemonialen Geschichtsschreibung des Liberalismus folgend liegen die Ursprünge des liberalistischen Projekts in der Embryonalphase des 18. und langen 19. Jahrhunderts (vgl. BOHLENDER 2007, 10-18):

In der Formierungsphase des Liberalismus (~1780 - 1834) setzt sich die Forderung nach gesellschaftlicher, ökonomischer und politischer Freiheit gegenüber paternalistischen Gesellschaftsentwürfen durch und tritt von England aus ihren Siegeszug in nahezu ganz Europa an.⁶⁵ Auf ökonomischer Ebene dominiert der Freihandel. Auf politischer Ebene steigt die Bedeutung individualistischer Ansätze. Der Individualismus erfasst das Rechtssystem ebenso. *Wer nicht arbeitete, der sollte auch nichts essen* – lautete ein populärer Slogan der damaligen Zeit. Gerade weil liberalistische Wirtschaftspolitik an die Prämisse Fortschritt durch Wettbewerb gebunden ist, wird alles der freien Entfaltung des Marktes untergeordnet. Soziale Folgen wie Armut und Arbeitslosigkeit werden als Kollateralschäden wirtschaftlicher Innovation abgetan. Soziale Entkoppelung sowie Deprivation werden um den Preis radikaler Marktfreiheit toleriert.

⁶⁵ Siehe hierzu: »Der deutsche und österreichische Liberalismus. geschichts- und politikwissenschaftliche Perspektiven im Vergleich« von Helmut REINALTER (2010).

3. Neoliberale Arbeitsmotivation

Die klassische Phase des Liberalismus (~1834 - 1879) entspricht der Hochblüte des liberalen Projekts. John Stuart Mill markiert mit seinem Werk »On Liberty« (1859) den Scheitelpunkt des Liberalismus. In der Theorie folgten Verfechter_innen des Liberalismus dem *Laissez-faire*-Prinzip, wonach sich wirtschaftlicher Fortschritt genau dann einstellt, wenn staatliche Ein- bzw. Übergriffe minimiert werden. Zwar hatte der Staat selbst im Smith'schen Nachtwächterstaat die Verantwortung für einige Bereiche wie u.a. Bildung, Sicherheit, Rechtsstaatlichkeit, dennoch forderten die *klassischen* Liberalen radikale Marktfreiheit. Gerade weil liberalistische Wirtschaftspolitik an die Prämisse Fortschritt durch Wettbewerb gebunden ist, wird alles der freien Entfaltung des Marktes untergeordnet. Soziale Probleme sind der Preis ökonomischer Innovation. Gleichzeitig ist diese Zeit auch eine des langsam beginnenden Verfalls. Gewerkschaften und andere politische Kräfte formulieren langsam aber stetig kollektivistische Erklärungsansätze für Wirtschaft und Politik. Ein vehementer Vertreter des Liberalismus, A.V. Dicey, sieht hier schon den Beginn einer aufkeimenden Revolution *gegen* die liberalistische Ordnung. In der Gleichsetzung von bestehender Ordnung und Liberalismus widerspiegelt sich die Bedeutung, die letzterer als Ideologie und politische Praxis in jener Zeit gehabt haben muss.

Die Phase des Niedergangs (~1879 - 1900) ist von Brüchen mit den vom liberalistischen Denken geformten Institutionen und Ideen geprägt. Die Ökonomie betreffend sieht sich der Liberalismus mit dem Sozialismus konfrontiert. Überhaupt steigt die Anhänger_innenzahl protektionistischer und staats-interventionistischer Ansätze. Auf Ebene der Politik sind kollektivistische Anschauungen Herausforderungen und (vorläufiger) Sargnagel des Liberalismus zugleich. Gemeint sind neue, *imaginierte* bzw. *gefühlte* Gemeinschaften, wie z.B. das Proletariat oder auch die Nation (vgl. ANDERSON 2005). Diese haben mit den alten, vom Liberalismus bekämpften Institutionen, wie Familie, Zunft oder dem König nur mehr wenig gemeinsam. Die Entdeckung dieser neuen Kollektive markierte das Ende des Liberalismus.

Speziell für die dritte und letzte Phase des Liberalismus existiert eine andere Lesart. Der Liberalismus – so der ungarische Philosoph Karl Polanyi – zerbricht nicht an seinen Feinden, sondern an sich selbst. Wie ist das gemeint? Der Liberalismus ist für Polanyi zuvorderst die radikale Durchsetzung des Marktprinzips. Dem ausschließlichen Bezug auf die Logik des Marktes ist die Tendenz zur Zerstörung von Staat, Bevölkerung, Gesellschaft etc. inhärent. Liberalismus ist Polanyi zufolge dialektisch, denn die Errungenschaften Wohlfahrt, Macht und Freiheit evozieren Armut, Ohnmacht und Ausgeliefertsein. Individuen und die Gesellschaft als Ganzes entgegnen den Zwängen des Liberalismus eine Reaktion, die durch die offensive

Ausweitung des liberalen Projekts, materialisiert in der Kommodifizierung von Boden, Arbeit und Geld, zwar hinausgeschoben, aber keinesfalls aufgehoben wird. Der Bruch mit dem Liberalismus erfolgt letztlich aufgrund der verheerenden Folgen einer zügellosen Ausdehnung liberalistischer Politik auf nahezu alle Bereiche menschlichen Lebens. Die Formel: Gesellschaft als Beiwerk des Marktes hat nach Ansicht Polanyis eine in sich liegende, begrenzte Lebensdauer. Der Erfolg des Liberalismus ist gleichzeitig für dessen Zerfall verantwortlich: „Die Wirtschaft ist nicht mehr in die sozialen Beziehungen eingebettet, sondern die sozialen Beziehungen sind in das Wirtschaftssystem eingebettet“ (POLANYI 1978, 88 f.). Polanyi spricht vom *selbstzerstörerischen, dialektischen Umschlag* (vgl. ebd.).⁶⁶ Jedenfalls steht am Ende des Liberalismus die Entdeckung bzw. Erfindung des Sozialen: Sozialversicherungen, soziales Eigentum, für alle geltendes Arbeitsrecht, nationale Wohlfahrts- oder Sozial- bzw. Vorsorgestaaten entstehen. Der Liberalismus gerät als Wirtschaftsprogramm, politische Praxis und individualistische Utopie ins Hintertreffen. Was dank männerbündisch organisierter Geschichtsschreiber* überlebt, ist ein romantisiertes Theorieverständnis liberalistischer Ideen, das in den wesentlichsten Bestandteilen, vielfältige Anknüpfungspunkte für den heute dominanten Neoliberalismus bietet.⁶⁷

Krise des Liberalismus & Geburtsstunde des Neoliberalismus

Erst im Anschluss an die Russische Revolution von 1917 war eine Alternative zum ökonomischen Liberalismus – der Sozialismus – geboren. Und spätestens seit der Weltwirtschaftskrise von 1929 sah sich die Marktphilie des Liberalismus ernsthafter Konkurrenz aus dem keynesianistischen Lager ausgesetzt. Zwischen der Weltwirtschaftskrise 1929 und dem Ende des Zweiten Weltkriegs spielte der ökonomische Liberalismus lediglich eine untergeordnete Rolle. Schnell wurde er von vielen als überholt erklärt und auf den Abfallhaufen der Geschichte verbannt. Bereits Marx hatte an den theoretischen Prämissen des Liberalismus gezweifelt. In der Praxis ver-

66 „Die Zivilisation des 19. Jahrhunderts wurde nicht durch äußere oder innere Angriffe von Barbaren zerstört; ihre Lebenskraft wurde nicht durch die Revolten eines sozialistischen Proletariats oder eines faschistischen Kleinbürgertums geschwächt. Sie scheiterte nicht am Ergebnis irgendwelcher angeblicher ökonomischer Gesetze, wie fallende Profitrate oder Unterkonsumtion oder Überproduktion. Sie zerfiel als Folge einer ganz anderen Reihe von Ursachen: den Maßnahmen, die die Gesellschaft traf, um nicht ihrerseits durch die Auswirkungen des selbstregulierenden Marktes vernichtet zu werden.“ (POLANYI 1978, 329).

67 Eine inhaltliche Auseinandersetzung mit dem liberalistischen Programm kann immer nur aus Perspektive der Gegenwart erfolgen und ist in Anbetracht der Tatsache, dass der Ausgang der Geschichte bekannt ist, zugleich immer verfälscht. Eine heute anerkannte Lesart der Klassiker* – von Smith über Mill bis hin zu Ricardo – erfolgt aus einem kontemporären (und damit liberalismusfreundlichen) Blickwinkel.

3. Neoliberale Arbeitsmotivation

abschiedeten sich viele Länder seit dem Zusammenbruch von 1929 vom Liberalismus als Leitidee ihrer Politik. Überhaupt wären die Vertreter* des Liberalismus nicht (mehr) in der Lage, die ökonomischen Sachverhalte des 20. Jahrhunderts adäquat zu erklären. Der ökonomische Liberalismus war aufgrund des *an die Wand Fahrens* in der Vergangenheit diskreditiert und die Zukunft betreffend hatte er den Wirtschaftspolitikern* dieser Welt nichts anzubieten. Sozialismus und Keynesianismus schienen also die Totengräber der lange währenden, liberalistischen Wirtschaftstheorie und -politik zu sein. In weiterer Folge – die Geschichte ist bekannt – setzte sich in vielen Ländern Europa, der »Dritte Weg«, ein Hybrid aus zentral gesteuerter Planwirtschaft (Sozialismus) und unregelter Marktwirtschaft (Liberalismus), durch.

Jedenfalls sind es jene historischen Geschehnisse, die – angespornt von Walter Lippmanns Aufforderung, den Liberalismus einer Erneuerung zu unterziehen (vgl. NICOLL 2013, 11-14) – zuerst Ludwig von Mises und später hauptsächlich August Friedrich von Hayek und Milton Friedman ermutigen, den Liberalismus zu rehabilitieren und ihn erneut zur Dominanz in Wirtschaftstheorie und -praxis zu verhelfen. Heute als geradezu subversive Kräfte gegen das damalige System gefeiert, traten beide zunächst nur an, die damalige staatlicher Ordnungspolitik zu kritisieren. Sie taten das unter Anleitung liberalistischer Lektüre. Aus zweierlei Gründen musste schnell ein neuer Begriff gefunden werden. Zum einen war der Wirtschaftsliberalismus zu sehr in Misskredit gefallen, das auf ihm eine neue schlagkräftige ökonomische Theorie gebaut werden hätte können. Andererseits fügten Hayek und Friedmann (und im Anschluss an sie viele weitere *Neoliberale*) der bestehenden Theorie substantielle inhaltliche Innovationen hinzu. In der Theorie war der Neoliberalismus geboren.⁶⁸ Mit Hayeks Werk »Die Verfassung der Freiheit« (1960) nimmt die „Renaissance des ökonomischen Liberalismus“ Fahrt auf. Es folgt eine Erfolgsstory, deren radikalste Formen die *Reaganomics* in den USA und der *Thatcherismus* in Großbritannien sind und die in den ersten Jahren des 21. Jahrhunderts ihren vorläufigen Kulminationspunkt erreicht. Neoliberalismus ist heute (auch trotz zyklisch wiederkehrender Blasen, Krisen und steigender sozialer Ungleichheit) ähnlich hegemonial wie der

⁶⁸ Um die Analogie beizubehalten: Politisch realisiert wurde der Neoliberalismus freilich viel später. Dennoch bemerkt Eva Kreisky den positiven Geschichtsbezug im Neoliberalismus. „Neoliberalismus ist keine sich erst seit den 1980er Jahren abzeichnende Revision politisch-ökonomischen Denkens und Handelns; er stellt vielmehr eine seit den späten 1930er Jahren planmäßig entwickelte Widerstandsstrategie wirtschaftlicher, wissenschaftlicher und politischer Eliten gegen keynesianische Staatsmuster sowie gegen gewerkschaftliche Interventionen dar. Seine Etikettierung als Neoliberalismus stellt keine abfällige rhetorische Wendung von KritikerInnen einer sich nachdrücklich durchsetzenden neuen Gesellschaftsformation dar, sie entstammt vielmehr der Eigenbezeichnung eines anti-sozialen und anti-politischen Elitenetzwerkes“ (KREISKY 2008, 150).

Liberalismus in seinen besten Zeiten. Das liegt meines Erachtens in erster Linie daran, dass der Neoliberalismus auf individueller Ebene reüssiert ([Abschnitt 3.3](#)). Was aber ist Neoliberalismus eigentlich, welche Bestandteile des Liberalismus werden übernommen und von welchen liberalistischen Positionen distanzieren sich Neoliberaler?

3.2. Klassischer Neoliberalismus

Neoliberalismus hat sich in der Politik als auch im wissenschaftlichen Feld etabliert. Mit einem Überblick über anerkannte Definitionen des Neoliberalismus will ich erstens liberalistische Anknüpfungspunkte hervorheben und zweitens innovative Elemente untersuchen. In der Zusammenschau gipfelt der theoretisch untermauerte Ausgangspunkt in einer subjekt-zentrierten Annäherung an den Neoliberalismus als Utopie vom Glück durch produktives Leben ([Abschnitt 3.3](#)). Gegen alles was den Anschein des Kollektivismus erweckt zu sein, bedeutet gleichsam, für alles einzutreten, was den befreiten Individuen ermöglicht ihr Potential optimal auszunützen. Wichtig: Neoliberalismus orientiert sich von Anfang an weder ausschließlich an einer (rein) destruktiven Reduzierung des Einflussbereiches staatlicher Regulierung, noch auf eine puristische Sozialisation verzweckt-produktiver Individuen. Von Beginn an verfolgen die Proponent_innen des Neoliberalismus eine sich als in höchstem Maße erfolgreich herausstellende, doppelt-diffuse, produktiv und destruktive Strategie. Darauf verweist im Übrigen auch die innere Zerstrittenheit der neoliberalen *Think Tanks* (vgl. WALPEN 2000).

Neoliberalismus und Politik

Spätestens am Ende jeder erfolgreichen Theorie steht die Bewährungsprobe in der politischen Praxis, d.h. will man das Pferd von hinten aufzäumen und die Konsequenzen des neoliberalen Programms verstehen, genügt ein Blick auf die mannigfaltigen Ergebnisse neoliberaler Politik. Neoliberale Politik stützt sich auf Prämissen und Positionen neoliberaler Theorie. Definitionsbemühungen, die über einen engen Politikbegriff verfügen, orientieren sich bei ihren Versuchen, das Phänomen Neoliberalismus begrifflich zu fassen, meist an den politischen Entfesselungsprogrammen von an Privatisierung und Deregulierung interessierten Politiker_innen wie Ronald Reagan, Margaret Thatcher oder – mit Abstrichen – Tony Blair und Gerhard Schröder, sowie an den sozialen Folgen neoliberaler Politik. Neoliberalismus eng gedacht ist jedenfalls ein globales Phänomen (CHOMSKY 2000, vgl.). Die eben

aufgezählten *Stars* (sic!) der neoliberalen Politikszene verstehen sich als Umsetzer- und Macher_innen weltweit Fuß fassender Politik. Für Noam Chomsky steht die globale Weltordnung und der Neoliberalismus in engem Zusammenhang, sind es doch gerade neoliberale Kräfte (in Theorie und Praxis) die den Lauf der Geschichte in den letzten Jahrzehnten zu verändern im Stande waren. Neoliberalismus bezeichnet aus diesem Blickwinkel die kapitalistische Metamorphose von einer in und zwischen Nationalstaaten etablierten Wirtschaftspolitik zur weltumspannenden, also globalen Ordnung, in der die Finanzwirtschaft superior zur Realwirtschaft konzipiert wird. Die neoliberale Agenda fand im „Konsens von Washington“ (CHOMSKY 2000, 21) ihren sichtbarsten Niederschlag: Die Summe aus „Liberalisierung von Handel und Finanzen, Preisregulierung über den Markt, Beendigung der Inflation [... und], Privatisierung[en]“ beinhaltet wichtige Charakteristika neoliberaler Politik. Chomsky verortet den Neoliberalismus (als Politik) in einem Naheverhältnis zu Macht und Profit. Diesem eher eingeschränkten Verständnis zufolge ist Neoliberalismus ein Eliteprojekt, dass den Eliten zur Erhaltung des *Status quo* dient, ausgehend von in den Vereinigten Staaten verorteten *think tanks* mittels Einflussnahme auf die Politik internationaler Organisationen wie u.a. der Welthandelsorganisation (WTO) oder dem Internationalen Währungsfonds (IMF) in die ganze Welt exportiert und in Freihandelsabkommen (NAFTA, EFTA etc.) konkretisiert wird (vgl. NICOLL 2013, 14 f.).

Lässt man dieses eher eng-politische Bild des Neoliberalismus hinter sich – und um das geht es schließlich gerade dann, wenn man Selbsttechnologien, Regierungsweisen, überhaupt das Phänomen Subjektivierung der Arbeit unter die Lupe nimmt – rücken ideologische oder besser utopische (Abschnitt 3.3) Elemente des neoliberalen Programms in den Fokus der wissenschaftlichen Beobachtung und Kritik: „Neoliberalismus als ein umfassendes Wirtschafts- und Gesellschaftsleitbild, das zwar einen gemeinsamen Kern hat, aber insgesamt gesehen ganz und gar nicht monolithisch ist, sondern aus mehreren Strömungen und Richtungen besteht [mit dem verbindenden Ziel] eine zeitgemäße Legitimation für eine marktwirtschaftlich dominierte Gesellschaft zu entwerfen und durchzusetzen“ (ebd., 15). In der von Eva KREISKY (2008) vorgestellte Definition des Neoliberalismus tritt ein weites Verständnis neoliberaler Politik hervor. Die globale Weltordnung und die Durchsetzung des Marktprinzips auf Kosten staatlicher Intervention wird zur Facette des umfassenden Projekts *Neoliberalismus* degradiert. Neoliberalismus ist also *mehr als* ein politisches Projekt zu Gunsten des marktradikalen Kapitalismus. Eine begriffliche Annäherung die sich auf ein weites Politikverständnis beruft, geht über diese Minimaldefinition hinaus

und fragt nach vielfältigen und multidimensionalen Ursachen und Auswirkungen neoliberaler Hegemonie.

„Neoliberalismus funktioniert als weitläufiges und nachhaltiges politisch-ideologisches Projekt zur Restrukturierung eines forschen, von staatlichen Fesseln befreiten Kapitalismus. Er bezweckt die Fortführung des Kapitalismus mit marktradikaleren Mitteln und die bedenkenlose Rückdrängung von Staatlichkeit“ (ebd., 150).

Neoliberalismus ist dann zwar immer noch politisch, beschränkt sich allerdings nicht mehr auf das politische und/oder ökonomische Feld, sondern erfasst alle Bereiche der sozialen Welt. Neoliberalismus gerinnt zum umfassenden gesellschaftlichen Konzept, indem Herausforderungen und Krisen aus einer spezifischen Perspektive diskutiert werden und der Raum des Sag- und Denkbaren diskursiv (vor)geformt wird. Neoliberalismus oder dann besser neoliberale Gouvernamentalität prägt als breites politisches Programm unsere Erwartungen und Vorstellungen von Demokratie genauso wie sie bei der Erziehung, also Sozialisation nachfolgender Generationen eingreift. Interveniert wird in Geschlechter-, Familien-, Liebes-, Arbeits- uvm. -verhältnisse. Der Neoliberalismus existiert in vielfältiger und heterogener Form. Neoliberalismus will nicht nur Volkswirtschaften einem einzigen – nämlich dem produktivitätssteigernden – Zweck unterwerfen. Alle Bereiche menschlichen Lebens sind nach den zu erwartenden Folgen für die gesamtgesellschaftliche, aber auch personale Performancefähigkeit abzuschätzen und dementsprechend zu gestalten: Beziehungen (vgl. ILLOUZ 2007), die Demokratie (vgl. CROUCH 2011), Geschlechterverhältnisse (vgl. MICHALITSCH 2006) usw. – Neoliberalismus stellt diesbezüglich eine Ethik, eine Moral und eine spezifische Motivationslogik bereit. Demzufolge ist die Elitenreproduktion, also die Stabilisierung bestehender Macht- und Herrschaftsverhältnisse, nur eine unabhängige Variable, die zur Erklärung der langjährigen Erfolgsgeschichte des neoliberalen Programms heran gezogen werden kann. Viel mehr ist die rückblickend und aus Sicht der Unterstützer_innen brillante Kombination von Wirtschaftstheorie und -politik und subjektfokussierter Ethik wesentlich für den Siegeszug neoliberaler Agenden in verschiedensten Bereichen menschlicher Sozietät verantwortlich. Neoliberale Politik (weit gefasst) ist wissenschaftliche Theorie, gesellschaftliche Praxis und subjektivierter Utopie – jedenfalls aber in umgekehrter Reihenfolge. Im Einklang mit Foucault sind damit alle Erfordernisse erfüllt, um den Neoliberalismus als Regierungstechnologie zu begreifen und zu benennen. Die an den Anfang dieses Absatz gestellte Definition neoliberaler Gouvernamentalität mit einem breiten Verständnis

von Politik gelesen, verweist auf ideologisch-kulturelle Facetten des neoliberalen Projektes. Insgesamt sind es viele Schlachtfelder und Arenen, auf und in denen mit mannigfachen Werkzeugen und Waffen, dem Hegemoniestreben der neoliberalen Idee kräftig zugearbeitet wird.⁶⁹ Neoliberalismus wirkt als ideologisch-kulturelle Praxis auf Köpfe und Körper ein und ist dabei destruktiv und produktiv zugleich (vgl. DUFOUR 2011). Neoliberale Gouvernamentalität verneint jedoch nicht, die enge politische Bedeutung des Neoliberalismus als staatsphobische Politik. Viel mehr handelt es sich um zwei Seiten der vielseitigen, neoliberalen Medaille. Neoliberale Gouvernamentalität beitreibt mit Nachdruck *die Fortsetzung und Durchsetzung eines marktradikalen Kapitalismus*, und sie tut dies – so die Absicht meiner begrifflichen Annäherung – über den Weg der sich über Disziplinar- und Selbsttechnologien versubjektivierten Utopie vom unbegrenzten Arbeitseifer (Abschnitt 3.3).

Neoliberalismus in der Wissenschaft

Worauf aber stützt sich neoliberale Politik, d.h. welche theoretischen Prämissen machen Neoliberalismus aus? In diesem Abschnitt werde ich zuerst eine enge (ökonomische) und breite (politikwissenschaftliche) Begriffsbestimmung des Neoliberalismus vornehmen und dann einige Schlaglichter auf ausgewählte wissenschaftliche Konzepte des Neoliberalismus setzen.

Aus Sicht orthodoxer Ökonomie bezeichnet Neoliberalismus ein Konzept zur Durchsetzung bzw. Aufrechterhaltung eines „von allen Beißhemmungen befreiten Kapitalismus“ (NEGT 1997, 38), dass die Absicht verfolgt, jedwedes aktive Eingreifen des Staates in den Wirtschaftsprozess zu unterbinden.⁷⁰ Als Wirtschaftsprogramm einer spezifisch kapitalistischen Produktionsweise ist Neoliberalismus zutiefst rückschrittlich. Wirtschaftspolitisch fordern neoliberale Kräfte die Restauration des Liberalismus in Theorie und Praxis. Gerade deshalb wird der Neoliberalismus oftmals als elitäres Projekt diffamiert, welches die Wiederherstellung längst überholt geglaubter Machtverhältnisse anstrebt. „Wenn etwas nach Klassenkampf aussieht

69 „Wir gehen davon aus, daß es dem Neoliberalismus gelungen ist, hegemonial zu werden und das bedeutet auch, daß er über eine »Kombination der Politiken« (GONZALES DE OLARTE 1998, 31-35) verfügt, die es ihm ermöglichen, flexibel auf unterschiedliche politische wie soziale Konstellationen einzugehen. Im weiteren zeichnet er sich auch dadurch aus, daß es ihm gelungen ist, Entwicklungen und Praxisformen, die unabhängig von ihm entstanden sind, aufzugreifen und in seinem Rahmen zu reartikulieren“ (vgl. PLEHWE und WALPEN 1999).

70 Zum vorrangigen Ziel der Neoliberalen schreibt Thomas Gerlach: „Neoliberalismus kann verstanden werden als politisches Projekt kapitalistischer Eliten, das die Wiederherstellung der unbeschränkten Autonomie der Besitzer von Geld- und Produktivvermögen zum Ziel hat“ (GERLACH 2000, 1052).

und jemand wie im Klassenkampf agiert, dürfen wir uns nicht genieren, die Sache beim Namen zu nennen“ (HARVEY 2007, 250). Neben der Bekämpfung aller den Markt regulierenden Maßnahmen, die nicht der Verhinderung einer Marktkonzentration in Oligo- oder Monopolen dienen, muss der Markt seine Position v.a. auf dem Terrain des Wohlfahrtsstaates stärken und den Ab- und Rückbau sozialstaatlicher Errungenschaften forcieren. Die Charakterisierung bezieht sich aus dieser Perspektive in erster Linie auf die *cleavage* öffentlich–privat, wobei letzteres uneingeschränkt ersterem vorzuziehen ist. Die Dichotomie Staat vs. Markt wird zur Hierarchie Markt → Staat. Zurückgehend auf die (in dieser Form so gar nicht explizierte) These von der unsichtbaren Hand bei Adam Smith, die das Marktgeschehen quasi von Zauberhand und ganz und gar ohne Eingriff durch staatliche Akteure organisiert und sogar optimiert. Staatliche Intervention ist nur dann berechtigt und erwünscht, wenn es sich um Maßnahmen zur Perpetuierung von Eigentumsrechten, also zur Aufrechterhaltung des Privateigentums handelt. Kapitalistische Verhältnisse, die den Markt als einziges Strukturprinzip feiern, sind alternativlos, gerade auch weil Wettbewerb und Konkurrenz eine bessere Zukunft für alle sicherstellen. Gerechtfertigt werden diese Positionen insbesondere mit Verweis auf das weiter oben bereits kurz thematisierte, dem Liberalismus entstammende Menschenbild des *homo oeconomicus*, der identitätslos und utilitaristisch den perfekten Marktteilnehmer* personifiziert. Dies geschieht weil der Mensch an sich nicht gut ist, beruht also auf der niemals zu leugnenden egoistischen Veranlagung des vernunftgelenkten, aus seinen Fehlern lernenden Menschen. „Gesellschaft bedeutet für Hayek lediglich eine Summe von Individuen. Hayek versteht Gesellschaft als »spontane Ordnung«, die wohl aus menschlichem Handeln hervorgeht, jedoch keinem Entwurf folgt. Sie bildet sich aus der Tätigkeit von Individuen ohne Absicht“ (NICOLL 2013, 23).

Aus politikwissenschaftlicher Sicht umfasst das Phänomen Neoliberalismus weit mehr als die Auseinandersetzung Markt vs. Staat. Das Wirtschaftsprogramm zur Erreichung radikaler Marktfreiheit ist nur *eine* Facette des Neoliberalismus. Über den Umbau des ökonomischen Systems hinaus will der Mensch in seiner Gesamtheit für die Ideen des Neoliberalismus gewonnen werden. So braucht Neoliberalismus als Ideologie sowohl zahlreiche als auch vielfältige Mitstreiter_innen.⁷¹ Neoliberalismus ist als hegemoniales Phänomen in der Lage, auf Tendenzen (wie z.B. die steigende Bereitschaft zur Arbeit, sich den Arbeitsverhältnissen als Mensch ganzheitlich zur

71 Als Beispiel für die extensive Front des neoliberalen Programms zum Umbau der Gesellschaft kann die Existenz eines neoliberalen Paradigmas im akademischen Feld herangezogen werden, dessen Verfechter_innen die bourdieuschen Kampfsportarten (vgl. CARLES 2008) nur allzu gut beherrschen.

3. Neoliberale Arbeitsmotivation

Verfügung zu stellen) in der Wirklichkeit zu rekurren, sie in sein Programm zu inkorporieren und sie letztlich mit dem Etikett neoliberal zu versehen. Dieser Fähigkeit verdankt der Neoliberalismus mitunter seine hegemonialen Position.

Ausgehend von der (mit Ausnahme Russlands) ausbleibenden sozialistischen Revolution in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts entwickelte Antonio Gramsci (1891-1937) seinen Hegemoniebegriff. Mit dem Ziel, den trotz objektiv vorhandener Möglichkeiten aber nicht von Statten gehenden Umschlag zu verstehen, begreift Gramsci den Staat als „soziales Verhältnis, in dem Kämpfe präsent seien“, Kämpfe die auch um das Bewusstsein also die Köpfe der Menschen geführt werden. „Das Herrschaftssystem, in dem die Menschen lebten [...] werde von der Mehrheit der Bevölkerung nicht als fremd und repressiv wahrgenommen. Sie fühlten sich in diesem System mehr oder weniger wohl. Ursächlich dafür sei Hegemonie. Sie erzeuge einen »Konsens der Regierten«“ (NICOLL 2013, 39 ff.). Hegemonie ist dabei nicht ein für alle mal festgeschrieben. Sie muss Tag ein, Tag aus auch von Theoretiker_innen (wie z.B. August Friedrich von Hayek⁷²) verteidigt, wenn nicht gar ausgebaut werden. Besonders bemerkenswert: Die Arena, in der um Hegemonie gekämpft wird ist nicht so sehr der wissenschaftliche oder politische (Eliten-)Diskurs, viel mehr geht es um eine Aneignung des Alltäglichen, um die Gewinnung und Überzeugung des *Hausverstandes*. Diese Notwendigkeit, neben der Herrschaft auch Hegemonie zu erobern, sieht Hayek auch auf Basis seiner persönlichen Lektüre der Schriften von Antonio Gramsci.

„Der Veränderung der ökonomischen, politischen und gesellschaftlichen Landschaft müsse eine Veränderung der intellektuellen und psychischen Landschaft vorausgehen“ (ebd., 51).

Kritik an der analytisch-defizitäre Herangehensweise des Konzepts neoliberaler Gouvernmentalität, in der gleichsam alles und nichts neoliberal sein kann, scheint insofern unangebracht, als dass die „Pluralität des Neoliberalismus [...] unter hegemonietheoretischen Gesichtspunkten eine Stärke aus[macht]“ (PLEHWE und WALPEN 1999). Hegemonie meint eben nicht (nur) die Ausübung von Zwang, Druck und (womöglich) Gewalt, um von einer dominanten Position aus, über Dinge (und Menschen) zu verfügen. „Hegemonie bedeutet nicht Dominanz, sondern auch die (teilweise) Gewinnung subalternen Kräfte für das neoliberale Projekt“ (WALPEN 2004, 148). Als konzeptionelle Klammer umschließt neoliberale Gouvernmentalität

⁷² Zu den weitverzweigten und sehr erfolgreichen organischen Intellektuellen des Neoliberalismus, die sich ausgehend von der MPS netz(werk)artig ausbreiteten und global für die neoliberale Agenda lobbyieren (vgl. NICOLL 2013, 43-67; WALPEN 2004).

verschiedene politische, wirtschaftliche, wissenschaftliche und alltägliche neoliberale Phänomene. Es musste vorerst genügen, das bunte politische, ökonomische, wissenschaftliche, kulturelle etc. Gemenge des Neoliberalismus, mit der Idee des Produktivismus einzukreisen. Egal ob Reagan und Thatcher in den 1980er Jahren oder Blair und Schröder in den 2000er Jahren – die politische Agenda steht und stand immer unter dem Eindruck der Effizienzsteigerung von Staaten, um den großen Blick auf die Maximierung der volkswirtschaftlichen Produktivität nicht aus den Augen zu verlieren. Neoliberale Politik im engen Sinne zielt auf Privatisierung und Deregulierung, bewegt mittels Eingriffe in eine marktförmig zu organisierende Welt zielsicher jene Stellschrauben, so dass am Ende Märkte und Menschen optimiert sind oder besser sich selbst optimiert haben. Leistung und Leistungsdruck, Arbeit und Arbeitseifer verfügen über keinerlei Selbstzweck, sondern sind dem kommunizierten Ziel maximaler Produktivität untergeordnet. Neoliberale Reproduktionsfähigkeit besteht eben gerade darin, die Produktivität hoch zu halten bzw. sie Jahr für Jahr um einige Prozentpunkte zu steigern. Es scheint, als könne sich kaum jemand, den Verlockungen neoliberaler Utopie entziehen.

3.3. Neoliberalismus als Utopie

What we lack is a liberal Utopia, a programme which seems neither a mere defence of things as they are nor a diluted kind of socialism, but a truly liberal radicalism which does not spare the susceptibilities of the mighty (including the trade unions), which is not too severely practical and which does not confine itself to what appears today as politically possible. We need intellectual leaders who are prepared to resist the blandishments of power and influence and who are willing to work for an ideal, however small may be the prospects of its early realization. They must be men who are willing to stick to principles and to fight for their full realization, however remote.

August Friedrich HAYEK (1967, 194)

Es scheint, als hätte sich die Strategie des Neoliberalismus als politisches Programm verändert und die ökonomische Theorie des Liberalismus mit einer passenden Utopie ausgestattet, denn erst – so die hier vertretene These – im Zuge einer Erweiterung der Kampfzone auf *Leib und Seele* menschlicher Subjektivität errang der Neoliberalismus seine hegemoniale Position. Anders formuliert: Liberalismus und Neoliberalismus gleichen sich in ihren Bemühungen, das Prinzip von Markt und

3. Neoliberale Arbeitsmotivation

Wettbewerb global als alternativlos zu etablieren, den Markt von staatlichen Fesseln zu befreien und die Produktivität der gesamten Wirtschaft, aber eben auch den *Output* Einzelner zu maximieren. War der Liberalismus jedoch noch als Elitenprojekt angelegt, operiert Neoliberalismus als Projekt der Massen, das prinzipiell alle zu potentiellen Kollaborateur_innen erklärt. Eduardo GALEANO (1997) umschreibt den neoliberalen Zugriff auf das fühlende und denkende Subjekt als Vergiftung der Seelen:

„[Neoliberalismus] ist ein System, das die Menschen zur Einsamkeit, zur Angst, zur Hoffnungslosigkeit und zu Beklemmungen verurteilt. Es zerstört die solidarischen Beziehungen zwischen den Menschen. Es zwingt uns, die anderen als Feinde zu betrachten. Es überzeugt uns, daß das Leben eine Rennbahn ist, auf der es wenige Gewinner und viele Verlierer gibt. Es ist ein System, das die Seele vergiftet“ (GALEANO 1997, 14; zit.n GERLACH 2000, 1052).

Diese Perspektive, wiewohl sie als treffliche Beschreibung neoliberaler Zurrichtungsprozesse taugt, erscheint mir ein wenig einseitig. Erweitert um eine *gramscianisch-foucault'sche* Lesart ist der Neoliberalismus als Spielart kapitalistischer Produktionsverhältnisse ein „hegemoniales Projekt, das im Alltag verankert und abgesichert wird [... Vieles spricht für den] Zusammenhang von kultureller Hegemonie und Produktionsweise“ (RESCH 2005, 21,28). Richtet man das Hauptaugenmerk auf Eliten, welche den neoliberalen Zeitgeist idealtypisch (vor)leben und effizient (in Kopf und Körper) verinnerlichen, eröffnet sich die utopische Dimension neoliberaler Gouvernamentalität. Wenn sich Neoliberalismus tatsächlich – wie Gilles DELEUZE (vgl. 1993) anmerkte – wie ein Gasgemisch verhält, das in sämtliche Lebensbereiche als Sinnbezüge menschlichen Daseins eindringt, kann und darf dieser nicht auf seine destruktive, zerstörerische, kontaminierende Effektivität reduziert werden. Die Leistungsfähigkeit des Neoliberalismus liegt insbesondere auch darin, den Menschen das Seelenheil zu versprechen. Neoliberalismus ist auch eine (dialektische) Utopie.

Ich möchte an dieser Stelle auf die Sichtweise von Robert Castel hinweisen, demzufolge die Erfolgsgeschichte moderner Individualität (als Ausdruck neoliberaler Gouvernamentalität) ambivalent ist, also sowohl positive als auch negative Auswirkungen zeigt. Der *scheinbar* unabhängigen Verfolgung von Eigeninteressen stellt Castel in seinem viel beachteten Buch »Negativer Individualismus« totale Haltlosigkeit und den Mangel an Ansehen und Sicherung entgegen (vgl. CASTEL 2000,

401-413).⁷³ Im neoliberalen Dasein der Eliten finden beide Seiten der Medaille ihren Platz. Mit Blick auf neoliberale *Vorkämpfer_innen* sollen beide Dimensionen moderner Individualität auf ihre Wirkmächtigkeit hin untersucht werden. Gelingt den Unternehmensberater_innen, Grafiker_innen und Manager_innen des 21. Jhd. die Verwirklichung eines autonomen Lebensentwurfes inklusive uneingeschränkter und unabhängiger Verfolgung von Eigeninteressen, oder sind auch vermeintliche Profiteur_innen neoliberalen Wandels dessen produktiven und destruktiven, zuweilen jedenfalls negativen Individualisierungsprozessen unterworfen?

Einen ersten Hinweis gibt David Harvey, der die Kultur der Erfolgreichen, „mag sie sich noch so spektakulär, glitzernd und erregend präsentieren“ (HARVEY 2007, 211), als Scheinwelt hinterfragt. Für ihn ist das Glück der positiv Individualisierten von Statusängsten und Scheinbefriedigung getrübt. Die kernlose Identität solcher Menschen, welche auf der Erfüllung egoistischer Interessen und der Anhäufung von Besitz basiert, steht auf äußerst wackeligen Beinen. Bereits bei geringsten Erschütterungen würden sie ihr Dasein in Frage stellen. Lässt sich der neoliberale Mythos vom selbstbestimmten Individuum, welches *Arbeit als Lebensstil* feiert, noch nicht einmal für das Leben eventueller Gewinner_innen belegen? Erodieren objektive Ressourcen und kollektive Sicherheiten auch in den besser gestellten Schichten neoliberal durchdrungener Gesellschaften? David Harvey postuliert zudem eine Veränderung von Raum- und Zeitstrukturen. Im Zuge der Durchsetzung des Neoliberalismus wird das Leben der Menschen mit Arbeit überformt. Was passiert, wenn Lebenszeit vollständig zur Arbeitszeit mutiert, und wie reagieren Menschen, die sich dem neoliberalen Diktat mit Geist und Körper vollends verschrieben haben, auf das Phänomen entwurzelnder Ortsungebundenheit? Schließlich stehen die Auswirkungen eines sich ändernden Verständnisses von Arbeitszeit als Ausdruck neoliberaler Transformation in der fiktionalen Literatur im Fokus der Aufmerksamkeit. Vor dem Hintergrund etwaiger Konsequenzen für individuelles Glück sowie gesellschaftlichen Zusammenhalt wird die neoliberale Utopie überhaupt hinterfragt (vgl. HARVEY 2007, 209-213; SENNETT 2010, 71-75).

Liberalismus ist destruktiv und produktiv, Ideologie, Politik und Antipolitik. Neoliberalismus ist produktiv und destruktiv, Utopie, Politik und Antipolitik, vermag es allerdings im Vergleich zum Liberalismus, spezifische Eigenschaften erstens zu akzentuieren und pathologische Folgen zweitens zu verhüllen. Meiner These nach

⁷³ Castel nimmt insgesamt eine elitenferne Position ein und interessiert sich nicht für Konsequenzen und Auswirkungen neoliberaler Gouvernamentalität für Angehörige angesehenerer (sic!) sozialer Schichten. Ihm ist eine Auseinandersetzung mit Arbeitslosen und Exkludierten, denen das Sicherheitsnetz mehr und mehr entzogen wird, dringlicher.

bekräftigt Neoliberalismus utopische Versatzstücke in Theorie und Praxis, wirkt als produktives, also schöpferisches Phänomen in gesellschaftlichen Arenen, freilich nicht ohne sich dabei unter dem Deckmantel des Unpolitischen zu verstecken. Neoliberalismus ist als Bestandteil des Politischen keineswegs pessimistisch, destruktiv und reaktiv, vielmehr geht es um eine positive, produktive und (pro)aktive Herstellung neoliberaler Arbeitsverhältnisse und -subjekte, die permanent und freiwillig berufliche Spitzenleistungen erbringen. Nicht weil die Anhänger_innenschaft des Neoliberalismus ständig wächst, sondern weil der Neoliberalismus als Utopie vom Glück durch Produktivität wirksam menschliches Zusammenleben strukturiert und personal Sinn zu stiften vermag.

Das was Foucault als Selbsttechnologie apostrophiert, fasst Gabriele MICHALITSCH (2006) unter der begrifflichen Klammer *neoliberale Domestizierung*, die sie in ihrer 2006 erschienen Monographie »Die neoliberale Domestizierung des Subjekts« mit dem Untertitel »Von den Leidenschaften zum Kalkül« elaboriert. Inspiriert von Foucault lehnt Michalitsch ein Wissenschaftsverständnis, dass die objektive und deskriptive Auseinandersetzung mit Phänomenen des Sozialen zum Ziel hat, strikt ab. Ökonomische Theorie ist demnach in der Lage, bestimmte Verhaltensweisen und Charakterstrukturen zu evozieren, die von ihr selbst treffsicher unter die Lupe genommen werden. Poststrukturalistisch argumentiert gebären sich Theorien (in der Wissenschaft) als lautes Nachdenken über Menschen und deren – terminologisch verschieden aber hermeneutisch ähnlich – inner(st)es Selbst bzw. deren Leidenschaften. Ihrer Hauptthese zufolge werden die Leidenschaften der Menschen permanent und immer wieder diskursiv als etwas Pathologisches, nicht Wünschens- weil nicht Kontrollierbares, von der Norm abweichendes *angerufen* und diskreditiert. Den Leidenschaften zu verfallen heißt das Selbst der Devianz preis zu geben. Leidenschaften korrelieren nicht zufällig mit dem Weiblichen. Dahinter verbergen sich mannigfaltige Herrschafts- und Machtbeziehungen, welche im Gegensatz dazu Vernunft, Ratio und das Kalkulieren mit Interessen als männlichen, also wünschens- und erstrebenswerten Geisteszustand feiern (vgl. *ebd.*, Kap.1). Die Identifizierung einer maskulinen und wertenden Dichotomie von normaler, männlicher Vernunft und devianter, weiblicher Leidenschaft erlaubt Michalitsch eine Definition neoliberaler Gouvernamentalität, die elitäre Machterhaltungsprojekte und Technologien des Selbst subsumiert, ohne dabei die ökonomistische Verankerung des neoliberalen Programms hinter sich zu lassen.

„Es ist vor allem Hayek, der sich um eine geschlossene »neoliberale« Weltanschauung bemüht und sich an die Erarbeitung einer ‚liberalen Utopie‘ (HAYEK 1967, 237) macht“ (WALPEN 2000, 1072).

In dem Versuch eine Begriffsbestimmung des Neoliberalismus als Utopie vom produktiven Leben zu leisten wurden bisher vordergründig bestehende *mainstream* Definitionen des Neoliberalismus rekapituliert. Auf den Schultern des Liberalismus hat sich der Neoliberalismus in Politik (neoliberale Wirtschaftspolitik) und Wissenschaft (neoliberales Wissenschaftsparadigma) durchzusetzen vermocht. Obschon die neoliberale Agenda tiefgreifende Konsequenzen für das Leben der einzelnen Menschen hat(te), war es doch immer auch eine Idee, die sich in erster Linie an kollektive Institutionen und Organisationen richtete. Zum einen soll der Staat bzw. dessen handelnde Proponent_innen von der Sinnhaftigkeit neoliberaler Politik überzeugt werden. Die Wirtschaft müsse von den Beschränkungen staatlicher Eingriffe geschützt werden etc. Lobbying und *best practise* Modelle spielen hierbei eine entscheidende Rolle. Andererseits ist Neoliberalismus als Wissenschaftsparadigma abstrakt. Ziel ist es, die neoliberale Herangehensweise z.B. durch Etablierung spezifischer Zeitschriften oder der expliziten Förderung bestimmter Institutionen im Rahmen der Drittmittelausstattung als hegemoniale Methodologie in Stellung zu bringen. Wie gezeigt werden sollte ging und geht es im Neoliberalismus dabei in erster Linie um die Bekämpfung kollektiver Errungenschaften bzw. von auf Kollektivität beruhenden Ansätzen überhaupt. Aus dieser Perspektive ist Neoliberalismus – ganz gleich ob nunmehr von Wirtschaftspolitik oder Methoden in der Wissenschaft die Rede ist – zuvorderst destruktiv. Ich möchte aus diesem Grund die Begriffsbestimmungen des Neoliberalismus als Makropolitik und -wissenschaft als destruktive Neoliberalisierung bezeichnen. Von den Gewerkschaften erstrittene Besserstellungen der Arbeiter_innen wie z.B. der 8-Stunden-Tag, geregelte Arbeitsverhältnisse, Urlaubsbestimmungen etc. werden kritisiert. Der Neoliberalismus hat diesbezüglich keine Alternative, die er als Ersatz anbietet. Viel mehr geht es ihm um die ersatzlose Streichung ebendieser Errungenschaften, gerade auch weil es, will man im 21. Jahrhundert wettbewerbsfähig bleiben, gar keine Alternative gibt. An die Stelle der Regeln für den Arbeitsmarkt treten keine neuen Regeln⁷⁴. Auf der *verbrannten Erde* soll vom Staat nichts neues geplant und aufgebaut werden. Die Gestaltung des Neuen wird Märkten und in letzter Konsequenz den von allen

⁷⁴ Als Ausnahme sei auf Maßnahmen zur Vermeidung von Monopolen hingewiesen. Nur noch die Bekämpfung der Konzentration von Marktmacht verleiht dem Gesetzgeber überhaupt Legitimation.

3. Neoliberale Arbeitsmotivation

Regulierungen befreien Individuen überlassen. Destruktive Neoliberalisierung meint all das, was in den vorigen Kapiteln (3.2) dargestellt wurde.

Ich möchte an dieser Stelle eine Definitionen des Neoliberalismus vorlegen, die sich ganz im Gegensatz zu den bestehenden Begriffsannäherungen, direkt an das einzelne Individuum richtet. Gerade auch weil Individualismus bzw. die Freiheit des Individuums im neoliberalen Programm eine zentrale Stellung einnimmt, scheint mir diese Herangehensweise legitim. Aus meiner Sicht gibt es eine Spielart des Neoliberalismus, die das Subjekt in den Mittelpunkt ihrer Überzeugungsbemühungen gerückt hat. Als Zielgruppe werden alle Mitglieder der Gesellschaft auserkoren. Prinzipiell kann jedeR einE Kollaborateur_in des neoliberalen Programms werden. Damit wird auch das Gerede vom Neoliberalismus als Elitenprojekt obsolet. Geradezu paradox erscheint der Umstand, dass es der neoliberalen Idee gelingt, alle vom Mitmachen zu überzeugen, und am Ende doch nur eine kleine Gruppe mit den Vorzügen zu belohnen. Diese Facette des breit angelegten neoliberalen Projekts ist produktiv. Sie will nichts zerstören, sie will aufbauen. Der Traum der allseits verfügbaren und maximal produktiven Arbeitskraft soll endlich wahr werden. Als Utopie von Arbeitgeber_innen soll der neoliberale Mensch endlich Realität werden. Dieser Mensch lässt sich vorerst einem einzigen Charakterzug beschreiben: produktiv. Neoliberale Menschen sind produktive Menschen. Sie sind dies aus eigenem Antrieb heraus. Die neoliberale Utopie ist aus drei Gründen eine verheißungsvolle Option im Potpourri postmoderner Lebensentwürfe:

- Neoliberales Leben verspricht das Glück und somit das erfolgreiche Bestehen im Konkurrenzkampf um Arbeitsplätze etc. im Diesseits.
- Neoliberales Leben verspricht radikale Freiheit.
- Neoliberales Leben verspricht, dass es nur auf den eigenen Einsatz ankommt, objektive Determinanten des Erfolgs wie beispielsweise Kontakte, Vereinsmitgliedschaften oder sonstige Erbschaften werden relativiert.

Die Erfolgsgeschichte des Neoliberalismus lässt sich nicht ausschließlich mit Verweis auf männerbündisch strukturierter Netzwerke zwischen Wirtschaft, Politik, Wissenschaft, Kultur etc. erklären. Mitentscheidend für die Durchsetzung neoliberaler Politik – sowohl auf Makro- wie auch auf Mikroebene – war die Ausstattung der liberalistischen Theorie mit einer Utopie. Eine Utopie, die sich nicht nur an die Regierungen, sondern insbesondere an das einzelne Individuum richtete. Gewissermaßen ein Glücksversprechen der besonderen Art: Unter der Voraussetzung

bestimmter Bedingungen kann die oder der Einzelne ihre/seine Eigeninteressen verfolgen und letztlich in Freiheit und Wohlstand auf dieser Erde leben. Der Anspruch dieser neoliberalen Utopie ist total und universell zugleich. Überall auf der Welt geht es um eine umfassende Entpolitisierung des Gesellschaftlichen sowie um eine Maximierung der Produktivität – nicht ausschließlich zum Zwecke der Wettbewerbs- und Leistungsfähigkeit, es geht gerade auch um individuelles Glück durch Arbeit. Hauptziel neoliberaler Gouvernamentalität ist neben ihrer eigenen Reproduktion die Eskalation höchstmöglicher Produktivität.

Neoliberale Regierung

Hinter neoliberaler Gouvernamentalität verbirgt sich eine politisch-akademische Rationalität, die, anstatt bestehende Problemkonstellationen zu finden und zu bearbeiten, Herausforderungen inkl. passendem Lösungsansatz *erfindet*. Neue Zeitstrukturen werden nicht wie noch in Zeiten des Fordismus gewaltsam also mittels Ausübung von Zwang „von oben“ durchgesetzt, sondern gerieren sich den Individuen als problematische Konstellation, der mit Eigeninitiative im Zuge der Subjektivierung mit den zur Hand gereichten Mitteln begegnet werden soll und muss. Neoliberale Rationalität als diskursives Programm beinhaltet eine Vielzahl pathologischer (Selbst-)Technologien bzw. Praxen, die es dem Subjekt ermöglichen, die Verwirklichung von Freiheit und Glück im neoliberalen Diesseits auch und gerade am Arbeitsplatz zu verfolgen. Die Trennung von Markt und Politik, also die Entpolitisierung der Marktideologie ist Bestandteil neoliberaler Gouvernamentalität: „Die geläufige Diagnose des Neoliberalismus als einer Ausdehnung der Ökonomie in die Politik unterstellt eine prinzipielle Trennung von Staat und Markt. Im Hintergrund steht die Annahme, es gebe eine reine Ökonomie die von einer nachgelagerten politischen Reaktion der Gesellschaft gezähmt, im Zaum gehalten oder zivilisiert werden.“ (LEMKE, KRASMANN und BRÖCKLING 2000, 25). Es kommt zur Verschiebung von formellen zu informellen Formen politischer Macht. Die Differenz in Staat und Zivilgesellschaft ist auch Teil des (neo-)liberalen Programms. Der Staat selbst ist eine Regierungstechnologie (neben anderen). Freiheit ist Teil der Machtverhältnisse und wenn von einem Mehr an Freiheit die Rede ist, dann ist damit auch eine Ausweitung der Machtverhältnisse gemeint. „Aus dieser Perspektive sieht Foucault etwa in neoliberalen Konzepten ‚staatsferner‘, ‚zivilgesellschaftlicher‘ oder ‚informeller‘ Formen von Autorität und Kontrolle eher eine Modifikation denn eine Abschaffung von Herrschaft“ (ebd., 28).

3. Neoliberale Arbeitsmotivation

Die Ausweitung des Ökonomischen auf alle Bereiche menschlichen Verhaltens, vor der Polyani so eindringlich warnte, vollzieht sich in der neoliberalen Utopie bis in die letzten Winkel menschlicher Existenz. Intime Bedürfnisse, soziale Beziehungen, Körperpraxen – scheinbar alles wird „innerhalb eines ökonomischen Intelligibilitätshorizonts dechiffriert“ (KLEINER 2001, 117).

An dieser Stelle möchte ich die bisherigen Erkenntnisse kurz rekapitulieren:

1. Arbeit ist in unserer Zeit als individuell sinnstiftendes und gesellschaftlich organisierendes Prinzip relevant.
2. Arbeit verändert sich auf Basis der dominanten und neoliberalen Utopie vom Glück durch produktives Leben.
3. Als Bindeglied zwischen diesen beiden Thesen fungiert die Subjektivierungstheorie von Michel Foucault, der mit dem Begriff *Gouvernementalität* die Interpretation eines subjektzentrierten Produktivismus als positiv-neoliberal überhaupt erst ermöglicht.

Wir sind heute Zeug_innen eines kapitalistischen Umbaus⁷⁵, der von uns allen höchste Bereitschaft zum Mitmachen einfordert, über dessen Endergebnis – so scheint es – jedoch längst woanders entschieden wurde. Die nächsten Kapitel handeln von der konkreten Transformation von Arbeitsmoral. Behandelt werden die noch offenen Fragen: Verfügen radikale Verfechter_innen des neoliberalen Projektes über eine Vorbildwirkung und wie interpretieren die Protagonist_innen in den Romanen ihre neoliberale Lebensweise? Können Risse und Unstimmigkeiten im neoliberalen Dasein die (Eliten-)Loyalität zum hegemonialen Projekt des Neoliberalismus auf die Probe stellen, und zwar auch dann noch, wenn die Vereinbarkeit von temporären Widersprüchen und Hegemonie Berücksichtigung findet? Thematisiert werden die als Triebkräfte funktionierenden inhaltlichen Bestandteile und Konsequenzen der *neuen Arbeitsmotivation*. Als (an)leitendes Konzept fungiert zum einen der Flexibilitätsbegriff von Richard Sennett. Neue Arbeit ist insofern flexibel, als dass flexible Arbeitsverhältnisse sowie flexible Menschen gefordert und gefördert werden. Andererseits kann die produktivistische Utopie nur dann eingelöst werden, wenn das eigene Selbst im Rahmen und unter Zuhilfenahme einer unternehmerischen Rationalität subjektiviert wird. Ulrich Bröcklings unternehmerisches Selbst fungiert diesbezüglich als theoretische Schablone. Der Schwerpunkt auf den folgenden Seiten

⁷⁵ Mit der theoretischen Einbettung des Wandels in kapitalistische Verhältnisse werde ich mich kurz im nächsten Kapitel beschäftigen (siehe Kapitel 4).

liegt auf der spezifischen Rationalität, die hinter der Herstellung allseits verfügbarer, total beweglicher und maximal produktiver Arbeitskräfte versteckt liegt.

Obschon der Umbau der Arbeit voll im Gange ist, stellt der Strategiewechsel neoliberaler Kräfte hin zur Totalisierung der Selbstkontrolle auch Möglichkeiten zur autonomen Neuinterpretation von Arbeit (und ihrer Bedeutung im Leben der Individuen) bereit. Was man diesbezüglich von den entwickelten, also flexibilisierten Gesellschaftsschichten erwarten müsste, nämlich einen Kampf um die Interpretationsmacht der neuen Arbeitsmotivation, ist eher noch in den fordistisch geprägten Arbeitsmilieus erkennbar. Wir stehen als Arbeitsgesellschaft heute an einer Weggabelung, an der sich entscheiden wird, wohin die Entwicklung der Arbeit gehen wird und wie Arbeit in Zukunft auszusehen hat.

Neoliberalismus & Arbeit

Arbeit ist als zentrales Feld individueller Sinnstiftung (**Kapitel 1**) ein bedeutsamer Teil des Schlachtfelds um das Subjekt, an dem die neoliberale Utopie Fuß zu fassen versucht. Der Stellenwert von Arbeit ist massiv gestiegen.

„Aus der Ökonomie kommend strömt [der Neoliberalismus] ungehindert in alle Diskurse und Praxisfelder der System- und Lebenswelt ein. Neoliberal gedacht und gehandelt wird nicht nur an den Börsen und in den Betrieben. Die neoliberale Logik hat längst auch das Gesundheitswesen, das Bildungssystem, die Familie etc. erfasst“ (HEINZLMAIER 2013, 15 f.).

Während in den fordistischen Arbeitsverhältnissen der Arbeitsplatz diskursiv als Notwendigkeit verhandelt wurde, ist Arbeit heute wünschenswert, ubiquitär, allseits und überall präsent, letztlich konkurrenzlos wenn es darum geht, dem eigenen Dasein im Modus der Subjektivierung Sinn zu geben. Gerade weil Menschen daran glauben, produktiv zu sein bringe einen näher an das glückliche Leben, steigen auch die Ansprüche an die Arbeitsrealität. Arbeit muss sinnvoll sein. Arbeit darf die eigene Freiheit nicht einschränken. Arbeitgeber_innen reagieren auf die veränderten Ansprüche und Anforderungen mit neuen, indirekten Steuerungsformen, die selbst Bestandteil einer neoliberalen Gouvernamentalität darstellen. Kennzahlen, die im Rahmen von *management by objectives* (MbO) Vereinbarungen vertraglich, also schriftlich festgehalten werden, haben sich diesbezüglich als probates Mittel der Produktivitätskontrolle etabliert. (vgl. LOSMANN, SIEMENS und BOCKENHEIMER 2013, 34-53).

3. Neoliberale Arbeitsmotivation

Die neoliberalen Steuerungsformen zeichnen sich auch dadurch aus, dass sie sich unbewusst und unterbewusst formulieren und so die Beschäftigten und deren Herausforderungen im Job auf die Logik des Marktes trimmen. Wenn architektonisch Vorkehrungen getroffen werden, die Insignien der Arbeit zu vertuschen, den Arbeitsplatz als Wohnzimmer zu *designen* und so die Grenze zwischen Arbeitsplatz und Wohnort effektiv erodiert, wird das geforderte unternehmerische Handeln noch ohne Zutun der Arbeitnehmer_innen gefördert. Dennoch: Das Subjekt ist die stärkste Triebkraft in Richtung neoliberale Arbeitsmoral. Ab und an ist „von dem »Flow« die Rede, in diesem Zustand soll der Mensch am leistungsfähigsten sein“ (LOSMANN, SIEMENS und BOCKENHEIMER 2013, 40). Arbeiten im Neoliberalismus heißt daher auch, sich mit Haut und Haaren dem Produktivitätsdogmen zu verschreiben (eben nicht zu unterwerfen) – Emotionalisierung der Arbeit als effiziente Strategie zur Generierung von Arbeitseifer, zur Schaffung maximaler Arbeitsmotivation. „Wenn Du ein Schiff bauen willst, dann trommle nicht Männer zusammen um Holz zu beschaffen, Aufgaben zu vergeben und die Arbeit einzuteilen, sondern lehre die Männer die Sehnsucht nach dem weiten, endlosen Meer“ (Antoine de Saint-Exupéry zit.n. GÖLZNER 2006, 91). Kurz und knapp: Im neoliberalen Arbeitsregime werden nicht bloß alte Herrschaftsverhältnisse am Arbeitsplatz destruiert. Darüber hinaus kommt es zur Etablierung und Einsetzung neuer, indirekt wirkender und dadurch viel schwerer zu durchschauenden Kontrollmechanismen, die auch auf Ebene personaler Gefühlswelten *greifen*.

Passage

Betriebswirtschaftliches Denken wird ubiquitär. Als oberster Richter fungiert die Logik des Marktes. Die Geschworen greifen bei ihrer Beurteilung, ob schuldig oder nicht, also ob produktiv oder nicht, erst gar nicht auf etwaige moralische Prinzipien von Gut und Böse oder auf verbriefte Rechte zurück. Ihre Einschätzung erfolgt entlang einer simplen Achse: Ist das Verhalten des arbeitenden Subjekts für die Steigerung der Produktivität dienlich oder nicht. Um beim Bild zu bleiben: Das hier aufgerollte Tribunal findet über den Prozess der Subjektivierung im Individuum selbst statt. Zu gewinnen gibt es die versprochene Freiheit, welche sich im neoliberalen Kontext auf die Garantie wirtschaftlicher Handlungsfähigkeit beschränkt, als Unternehmer_in (ihrer/seiner Selbst) nicht von staatlichen Regelungen, familiären Pflichten oder sozialen Betroffenheitsstrukturen behindert zu werden. Die Anknüpfungspunkte zum ökonomischen Feld beschränkten sich in der Lebensrealität

vieler Menschen auf den täglichen Gang zur Arbeit. Bezeichnete Ökonomie früher die „richtige Anordnung der Dinge zu einem vorteilhaften Ziel“ (vgl. BRÖCKLING, KRASMANN und LEMKE 2000), bestreitet neoliberale Gouvernamentalität neue Pfade. Worum es geht ist nichts weniger, als die indirekt gesteuerte und von den Individuen eigenständig, aber nur scheinbar autonom vollzogene *Anordnung ihrer inneren Verfasstheit, ihrer Körper, all ihrer Menschlichkeit zu einem die Produktivität maximierenden Ziel*. Der Erfahrungshorizont vieler Beschäftigter korreliert mit der erbrachten Leistung am Arbeitsplatz. Die Sphäre des Arbeitsplatzes betreffend verfolgt neoliberale Gouvernamentalität ein totalitäres Ziel.

„Das Individuum verwirklicht sich nun in der Arbeit selbst. Die arbeitszentrierte Gesellschaft entsteht, in der alle anderen Lebensbereiche um die Arbeit herum gruppiert und gestaltet, ihr nachgeordnet werden. Die Lebenswelt wird zum Anhängsel der Arbeitswelt. Freundschafts-, Beziehungs- und Familienverhältnisse werden arbeitskompatibel gemacht. Nun genügt es nicht mehr, dass der Arbeitnehmer seine Arbeit einfach erledigt, er muss sie auch gerne tun. Um dies zu gewährleisten, entsteht ein breites und vielfältiges Angebot an Motivationstechniken, die den Mitarbeiter in einen frohen Knecht des Arbeitsverhältnisses verwandeln helfen“ (HEINZLMAIER 2013, 20 f.).

4. *Exkurs: Kapitalistischer Kontext*

Regulationsansatz

Nach den ersten beiden, begriffsklärenden Kapiteln zur bewegten Geschichte der Arbeit bzw. zur Subjektivierung von Macht, versucht **Kapitel 3** über die Definition des Neoliberalismus an die eigentliche These der Arbeit heranzuführen. Die Theorie der Regulation bildet den Rahmen der eigentlichen Analyse produktiver Menschen im Postfordismus. Der hier vorgenommene Exkurs dient in erster Linie dazu, den Neoliberalismus als Teil eines anpassungsfähigen Kapitalismus zu kontextualisieren. Der Regulationsansatz ermöglicht explizit die sozialwissenschaftliche Auseinandersetzung mit zwei Dynamiken des Kapitalismus. Zum einen gehen Vertreter_innen der aus Frankreich kommenden Regulationsschule (DEMIROVIC und KREBS 1992, vgl. LIPIETZ 1998; AGLIETTA 2000; ATZMÜLLER 2013) von Kräften *innerhalb* des kapitalistischen Koordinatensystems aus, welche um die Konfigurationsmacht, um die Gestaltung des Kapitalismus streiten. Andererseits anerkennen Regulationstheoretiker_innen dies- und jenseits des Rheins (vgl. BIELING und DEPPE 2001) gesellschaftliche Gruppen, die zumindest ihren Prinzipien nach *gegen* das System aufzubegehren versuchen und auf den Trümmern der kapitalistischen Ordnung eine neue, z.B. klassenlose Gesellschaft errichten wollen. Im nachfolgenden Kapitel möchte ich mich auf erstere Dynamik konzentrieren und zeigen, dass die gegenwärtig von Statuten gehenden Veränderungen und Umbrüche, begrifflich meist mit dem Stichwort Postfordismus gefasst, einmal mehr in der Geschichte die Anpassungsfähigkeit der kapitalistischen Produktionsweise belegen. Trotz wiederkehrender Krisen beweist der Kapitalismus sein Potential zur Adaption. Nach 200 Jahren Erfolgsstory Kapitalismus lässt sich sein Fortbestand über die fordistische Krise hinweg beobachten. Weder geht Kapitalismus – im Gegensatz zur linearen Geschichtsphilosophie Marxens (vgl. LIPIETZ 1998, 37ff.) – in einer klassenlosen Gesellschaft auf, noch – so scheint es zumindest aus gegenwärtiger Sicht – stellen gesellschaftliche Phänomene wie Technologisierung, Entgrenzung, Überforderung, Isolation oder Individualisierung eine existenzielle Gefahr für den Fortbestand kapitalistischer Verhältnisse dar.

Kapitalismus ist nicht gleich Kapitalismus besagt die recht simple Hauptprämisse des Regulationsansatzes. Tatsächlich gehen Vertreter_innen dieser Theorieschule von komplexen, über Historizität verfügende kapitalistische Arrangements aus. Je nach Epoche findet der Kapitalismus zeitspezifische Lösungen, die trotz des Widerspruchs von Arbeit und Kapital die Stabilität gesellschaftlicher Machtverhältnisse garantieren. Mit der Aufgliederung in ökonomische und außerökonomische Bestandteile lassen sie orthodox-marxistische Erklärungspfade hinter sich. Dennoch wird der Regulationsansatz als neomarxistische Strömung identifiziert. Welchen theoretischen Kniff wenden Regulationstheoretiker_innen also an, um trotz der kapitalistischen Dynamik weiterhin von einer historische Elemente aufweisenden kapitalistischen Produktionsweise zu sprechen? Entscheidend ist die Differenzierung des marxistischen Begriffs der Produktionsweise. Hatte Marx und im Anschluss an ihn viele andere den Kapitalismus noch mit den Begriffen Produktionsweise, Produktionsverhältnisse und Produktivkräfte zu fassen versucht, geht diese streng ökonomisch determinierte, dreigliedrige Strukturanalyse im Regulationsansatz in die umfassenden Begriffe Akkumulationsregime und Regulationsweise auf. Im orthodoxen Marxismus als Summe von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen konzipiert, etabliert der Regulationsansatz ein wechselseitig voneinander abhängiges Begriffspaar von Akkumulationsregime und Regulationsweise. Die Dualität von Akkumulationsregime und Regulationsweise agiert als überhistorische Klammer. Zusammen bilden sie nach wie vor etwas, dass als Kapitalismus bezeichnet werden kann. Ohne also den Kapitalismusbegriff auf dem Müllberg der Geschichte zu entsorgen, gelingt es der Regulationstheorie, kapitalistische Verhältnisse abhängig von ihrer Zeit zu analysieren. Bestimmte Spielarten fügen noch den gramsciani'schen Begriff des hegemonialen Blocks hinzu und sprechen von einem *strategischen Dreieck*. Bereits Marx hatte seinen Begriff der Produktionsweise dynamisch aufgefasst. Die „ökonomische Struktur“ bestand seiner Meinung nach aus der widersprüchlichen Einheit von Produktivkräften und Produktionsverhältnissen. Unter Produktivkräfte verstand er z.B. den Mensch und – mit bestechender Antizipation – den Computer etc. Die Produktionsverhältnisse charakterisierte er u.a. transnational. Ihm lag daran, den kapitalistischen Charakter der damaligen Produktionsweise hervorzuheben. Die Regulationsschule versucht, indem sie den Begriff des Akkumulationsregimes einführt, auf die konkrete und historisch spezifische Art und Weise die Kapitalakkumulation zu „normalisieren“, einzugehen. Als „geschichtliche Tat“ (vgl. MARX und ENGELS 1962, 28) der Akteure garantiert sie den Fortbestand kapitalistischer Verhältnisse. Kurzum: Akkumulationsregime beschreiben die Modi der „systematischen

Verteilung und Reallokation des gesellschaftlichen Produkts“ (LIPIETZ 1985, 120). Das Akkumulationsregime ist immer Ausdruck seiner Zeit und muss zur Legitimierung des Kapitalismus *on the long run* Produktivitätssteigerungen generieren, denn Sinn und Zweck der kapitalistischen Übung ist die Produktion von wirtschaftlichem Wachstum. Es geht um die Aufrechterhaltung der Kapitalakkumulation. Lipietz unterscheidet zwei historisch beobachtbare Strategien: (1) Extensivierung der Akkumulation, also die einfache, gleichmäßige Ausweitung der Produktion hin zur Massenfertigung und die damit einhergehende, inhumane Einführung des 16-h Tags zu Zeiten der frühen und mittleren Industrialisierung. (2) Die Intensivierung der Akkumulation, also die permanente Suche nach produktivitätsmaximierenden Faktoren. Letztere stellt seit dem Fordismus die dominante Strategie dar, was wiederum nicht meint, dass extensive Akkumulationsformen gänzlich verschwunden sind. Auch im Postfordismus hat die extensive Produktion als Mittel zur Kapitalakkumulation vor allen Dingen in Ländern der Peripherie noch immer einen zentralen Stellenwert (kapitalistische Landnahme). Der heute als orthodox apostrophierte Marxismus verpflanzte die systematische Reproduktionsfähigkeit in den Kapitalismus selbst. Gewissermaßen auf wundersame Weise lies er sich nicht von alleine unterkriegen. Erst die Arbeiterklasse „an sich“, war sie sich ihrer selbst erst einmal „für sich“ gewiss, sollte den kapitalistischen Reproduktionsprozess stoppen und sich in der auf den Kapitalismus folgenden klassenlosen Gesellschaft gleich auch noch selbst abschaffen. Regulationstheoretiker_innen lehnen diese als marx'sche Geschichtsphilosophie bekannt gewordene Sichtweise ab. Der Bruch mit der marx'schen Determiniertheit durch das Ökonomische, der Ableitung aller Politik aus dem Ökonomischen heraus, wird am Begriff der Regulationsweise sichtbar.

Vom Fordismus zum Postfordismus

Der Übergang vom Fordismus zum Postfordismus bildet regulationstheoretisch⁷⁶ formuliert den Rahmen für die in diesem Text vertretene These von der Transformation der Arbeit. Der Regulationsansatz erlaubt den Blick auf die Dynamik und Auseinandersetzungen *innerhalb*⁷⁷ des kapitalistischen Systems. Der Kapitalismus ist schon immer Veränderungen unterworfen. Gerade heute wird er insbesondere im

⁷⁶ Alain Lipietz, neben Michel Aglietta einer der Väter der französischen Regulationstheorie, konstatierten den Übergang vom Fordismus zum Postfordismus als Hauptanwendungsgebiet des Regulationsansatzes (vgl. LIPIETZ 1998, 13)

⁷⁷ Eine andere, ebenso wichtige aber für meine Zwecke weniger relevante Dynamik wäre die von sozialen Bewegungen, Gewerkschaften, bestimmten Teilen der Zivilgesellschaft etc. zumindest im Prinzip vorgebrachte Kritik zur Überwindung bzw. *gegen* das System.

westlichen Teil der globalisierten Weltwirtschaft zur Re-Konfiguration gezwungen, um nach wie vor ein gelungenes, heißt profitables System der Akkumulation aufrecht zu halten. „[D]er Kapitalismus [hat] – immer wieder auf neue Schranken stoßend, die ihren Ursprung in den Widersprüchen der Akkumulation haben – in den begünstigten, jeweils durch ‚große Krisen‘ voneinander getrennten Epochen gleichzeitig Wachstumsschemata (Akkumulationsregime) und Formen der Kontrolle und Steuerung gefunden, die die Einhaltung dieser Schemata (Regulationsweise) sicherten, Mechanismen, die, wenn auch nicht für immer und ewig, für eine lange Dauer diese Widersprüche lösten, und zwar jedesmal *auf eine andere Weise*“ (LIPIETZ 1998, 26). Indem der Regulationsansatz den Fokus auf die krisenfreie Zeit richtet, also auch danach trachtet, die Beweggründe für die Mitmach-Bemühungen zu finden, erweist er sich hinsichtlich der Forschungsfrage zur Zukunft bzw. Gegenwart der Arbeit mehr als tauglich.

Wachstumsperioden der Geschichte entsprechen spezifischen Akkumulationsregimes. Für unsere Zwecke entscheidend ist, dass Regulationsformen den Bestand des Akkumulationsregimes garantieren, indem sie (1) Institutionen ausprägen und (2) die Ausbildung eines spezifischen Habitus propagieren. Als eine Regulationsform nennt Lipietz u.a. die Organisationsform des Lohnarbeitsverhältnisses. Alle Regulationsformen lassen sich unter den Begriff der Regulationsweise subsumieren. Der Übergang vom Fordismus zum Postfordismus ist eine doppelte Krise. Das Akkumulationsregime hat aufgrund der „Erschöpfung der tayloristischen Produktionszuwächse und [der] steigende[n] Zusammensetzung des Kapitals im fordistischen Produktionsprozess“ (ebd., 39) mit fallender Profitabilität zu kämpfen. Die Regulation betreffend meint LIPIETZ (ebd.), dass „[i]hr im wesentlichen nationaler Charakter [...] in Widerspruch zur wachsenden Internationalisierung der Produktion und Zirkulation [gerät]“. Die Krise des Akkumulationsregimes wurde zum Ausgangspunkt eines einseitigen Kampfes um die Durchsetzung postfordistischer Arbeitsorganisation.

Konzipiert man (im Anschluss an Nicos Poulantzas) den Staat als Verdichtung der gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse, gerinnt er im Kontext der neu zu bestimmenden Regulationsweise zur interessanten Variable. Hier wird die These vertreten, dass es spezifischen gesellschaftlichen Kräften gelungen ist, ihre Vorstellung postfordistischer Arbeitsorganisation durchzusetzen. Als rückwärts gerichtetes Programm ist ihr gemeinhin übliches Etikett „Neoliberalismus“ aufs erste missverständlich. Ein Blick auf den zentralen Begriff des neoliberalen Programms zum Umbau der Arbeit, die Flexibilität, offenbart ihren janusköpfigen Charakter. Flexible Arbeit als Leitmotiv des Neoliberalismus vereint zwei unterschiedliche Strategien. Zum

einen sollen institutionelle Grundlagen wie Arbeitszeitregelungen oder das Normalarbeitsverhältnis eliminiert werden. Tradierte sozialstaatliche Strukturen und heute monadenhaft erscheinende, aber in Wahrheit erkämpfte Regelungen (Urlaub, ein öffentliches Gesundheitssystem etc.) stehen flexibler Arbeit im Weg und werden nach allen Regeln der Kampfkunst⁷⁸ attackiert. Ich möchte diese erste Facette destruktive Flexibilisierung nennen und in weiterer Folge den Schwerpunkt des Textes auf das zweite Gesicht neoliberaler Arbeit, die produktive Flexibilisierung richten. Darunter verstehe ich die auf die Individuen abzielende Ideologie des Neoliberalismus, gewissermaßen auf die neoliberale Vorstellung vom *richtigen Leben*. Deren Funktionsweise lässt sich selektiv auf zwei zentrale Wirkmechanismen reduzieren: Freiheit und Selbstverantwortung. Als Identifikationsfigur und Idol agiert der produktive Mensch.

⁷⁸ Seit Pierre Bourdieu wissen wir, dass Soziologie ein Kampfsport ist und die kämpfenden Akteure, wie zum Beispiel Vertreter_innen des neoliberalen Paradigmas im wissenschaftlichen Feld, Kampfsportler_innen sind (vgl. CARLES 2008).

5. Der produktive Mensch

*[we are] concerned here with a form of power
that promotes rather than represses subjectivity,
power that produces and relies upon active subjects
rather than absolute subjugation.*

Barbara CRUIKSHANK (1999, 41)

Das vierte Kapitel erfüllt die wichtige Funktion jene rudimentären Gemeinsamkeiten des produktivistischen Projekts hervorzuheben, die eine Charaktersistierung kontemporärer Lebens- bzw. Arbeitsentwürfe als neoliberal zulassen. Die revitalisierte Arbeitsmotivation hat ihren Erfolg der Einbettung in die neoliberale, weil Freiheit versprechende und Einsatz fordernde, Utopie vom Glück durch produktives Leben zu verdanken. Neoliberalismus koppelt das Versprechen individueller Freiheit an die permanente Bereitschaft zur Aufrechterhaltung und Steigerung der eigenen Produktivität in allen Lebensbereichen. Insbesondere die Sphäre der Lohnarbeit wird vom Produktivitätsdogma vereinnahmt. Wie aber muss sich das Individuum verhalten, will es in der Arbeitswelt erfolgreich, also produktiv agieren? Ich bin davon überzeugt, dass wir uns entsprechend der vorher skizzierten Utopie zu produktiven Menschen subjektivieren müssen und – das ist eben genau ein Aspekt der geänderten Strategie neoliberaler Apologet_innen – wollen. Wir möchten flexible, aktive und unternehmerische Menschen sein – und das nicht nur von 9 to 5, sondern qualitativ und quantitativ darüber hinaus. Auf den nächsten Seiten will ich die Frage spezifizieren, wie man diesem selbst-formulierten Anspruch gerecht werden kann. Worum es dabei weniger geht sind Überwachung, Disziplin, die Ausübung von Zwang oder die Maßregelung mittels Kontrollen jeglicher Art. Viel mehr wirken neoliberale Gouvernamentalitätsstrukturen und Regierungsweisen unter Berufung auf die individuelle Verheißung, die Einlösung des Glücks eher früh denn spät und dem generischen Freiheitsversprechen, vermittelt über die Schaffung vermeintlicher

Handlungsräume und mannigfaltiger Stimuli, hin zu einem Mehr an Autonomie (am Arbeitsplatz).

Dem Neoliberalismus zugewandte Kräfte erkannten früh, dass ihre Bemühungen, ein Verständnis von Glück durch Produktivität durchzusetzen nur dann erfolgreich sind, wenn die utopischen Elemente der liberalen Gleichsetzung von individueller Freiheit und der Freiheit der Märkte akzentuiert und um substantielle und inhaltliche Werkzeuge der Subjektivierung erweitert würden. Der Entfesselung von Marktkräften müsse deshalb eine Entfesselung des Subjektiven folgen. Dem Markt werden marktgängige Subjekte an die Hand gereicht. Foucault fand dafür den einprägsamen Begriff der Selbsttechnologie und beschrieb den Prozess der synchronen Er- und Entmächtigung von Menschen. Die folgenden Zeilen behandeln zwei selektive Rationalitäten, die der produktive Mensch im Prozess der Subjektivierung verinnerlichen muss und für dessen etwaige Nichterbringung er letztlich selbst Verantwortung zu übernehmen hat: Produktive Menschen müssen flexibel sein und dem Postulat unternehmerischen Tatendrangs in freudiger Erwartung begegnen. Starrheit und Passivität werden insofern sanktioniert, als ihnen als Arbeitnehmer_innen der *alten Schule* in der Arbeitswelt des 21. Jahrhunderts der Zugang zum Glücklichen durch Produktivitätssteigerung verwehrt bleibt.

„[Governance of being active] nutzt Prekaritäten als einen Treibriemen, um das individuelle Unternehmertum anzuregen, zu befördern oder zu erzwingen und eine allgegenwärtige *busyness* zu verwirklichen. Sie leistet damit nicht nur die ultimative Protestantisierung einer säkularen Welt, sondern – und dies wohl vor allem – sie bekräftigt die geltenden Machtdifferentiale und Verteilungsmechanismen des gesellschaftlichen Reichtums und eröffnet den Individuen zugleich eine fabulöse Chance ihrer Überwindung, indem sie dies zu einer Sache der eigenen Verantwortlichkeit erklärt. Dazu braucht es lediglich – lediglich! – eine Rhetorik der Chance, Erfolgsgewissheit und ein effektives Selbstmanagement, und der soziale Aufstieg, wie ihn *Ragged Dick* einst vorlebte, wird sich, mit ein wenig Glück, schon einstellen.“ (LEGNARO und BIRENHEIDE 2008, 225 f.)

Der produktive Mensch ist eine theoretische Idealfigur und als solches eine Synthese aus zwei sozialwissenschaftlichen Theorien im Bereich der Subjektivierung von Arbeit. Einerseits ist der Charakter eines produktiven Menschen ähnlich dem, was Richard Sennett unter seiner Figur des flexiblen Menschen subsumiert (5.1),

andererseits verfügt er über viele Eigenschaften, die Ulrich Bröckling als prägend für das unternehmerische Selbst erachtet (5.2). Am Ende des Kapitels erfolgt eine kurze Rekapitulation der Gemeinsamkeiten in beiden theoretischen Texten mit Fokus auf diejenigen Eigenschaften, die das produktive Selbst bzw. den produktiven Menschen kennzeichnen (5.3).

5.1. Sei flexibel!

Mit dem Begriff des flexiblen Subjekts beziehe ich mich konzeptuell auf die Ausführungen von Richard Sennett, welcher neoliberale Utopie und subjektiv vermittelte, also erstrebte Flexibilität miteinander verknüpft. Sennett liegt einiges daran, den hegemonialen Flexibilisierungsdiskurs als Macht- und Herrschaftssystem zu enttarnen. Dabei geht er über die negative Perspektive destruktiver Flexibilisierung hinaus, wie sie im diskontinuierlichen Umbau von Institutionen, in der flexiblen Spezialisierung und in der Konzentration der Macht ohne Zentralisierung zum Ausdruck kommt.

- Unter dem Begriffspaar des diskontinuierlichen Umbaus von Institutionen versteht Sennett die Bekämpfung von Routinen mittels abrupter Veränderung. Institutionen sollen so verändert werden, dass keine Verbindung mehr zwischen Vergangenheit und Gegenwart besteht. Darunter fällt auch die Etablierung netzwerkartiger Strukturen, denen leicht einzelne Teile entnommen oder verändert werden können, ohne dass dabei Gefahr für die Existenz des Ganzen besteht. Bekannt sind solche Maßnahmen auch unter dem Begriff der Umstrukturierung.
- Flexible Spezialisierung beschreibt als Antithese zum fordistischen Betrieb die Bereitschaft von Unternehmen, rasch auf veränderte Marktbedingungen zu reagieren. Sennett schreibt: „Wichtigster Bestandteil dieses neuen Produktionsprozesses ist jedoch die Bereitschaft, das Prinzip ‚so haben wir es schon immer gemacht‘ zu verwerfen, erstarrte Unternehmensformen zugunsten der Innovation aufzubrechen und die Binnenstruktur von Unternehmen durch die wechselnden Forderungen der Außenwelt bestimmen zu lassen“ (SENNETT 2010, 65). Unternehmen zielen darauf ab, möglichst breite Produktpaletten möglichst schnell auf Märkte zu bringen. Es gilt, die Reaktionszeit auf eine veränderte Nachfrage (z.B. unter Einsatz von Informationstechnologien) zu minimieren.

- Die These von der Konzentration der Macht ohne Zentralisierung kennzeichnet den Übergang von alten Strukturen der Mitarbeiter_innenführung hin zu neuen, weniger leicht durchschaubaren Machtgefällen am Arbeitsplatz. Zwar sind kleinere Arbeitsgruppen, mehr Teamwork, flache Hierarchien, flexible Arbeitszeiten usw. Schlagwörter des neuen, flexiblen Modells. Nach Meinung Sennetts sind ebensolche Innovationen Strategien der Überlastung, die durch unerreichbare Vorgaben zu organisationsinternem Wettbewerb führen. Sennett greift auf eine landkartliche Metapher zurück: „[F]lachere Hierarchien und Verschlangung [sind] alles andere als dezentalisierende Verfahren. Es gibt ein Festland der Macht in der Inselgruppe flexibler Macht. Irgendjemand auf dem Festland muß entscheiden, das ‚Barbados‘ die Aufgaben übernehmen kann, die früher von ‚Trinidad‘ oder ‚Guadeloupe‘ erfüllt wurden. ‚Barbados‘ wird sich wohl kaum selbst um zusätzliche Lasten reißen“ (SENNETT 2010, 70 f.).

In weiterer Folge identifiziert Sennett einen *positiven* Zugriff auf die Charakterstrukturen neoliberaler, also produktiver Subjekte: „Die heutige Gesellschaft sucht nach Wegen, die Übel der Routine durch die Schaffung flexiblerer Institutionen zu mildern. Die Verwirklichung der Flexibilität konzentriert sich jedoch vor allem auf die Kräfte, die die Menschen verbiegen“ (ebd., 57). SENNETT (ebd.) konkretisiert die angedeuteten Tendenzen und diagnostiziert den Siegeszug des flexiblen Kapitalismus (Abschnitt 4), der einerseits starre organisatorische Grundlagen wie z.B.: (Sozial-)Staaten, Bürokratien, und organisationsfestigende Funktionen etc. herausfordert und andererseits flexibel denkende und agierende Subjekte fordert und fördert. Die Motivation zur Flexibilisierung des Selbst entspringt der subjektivierten Sehnsucht nach Glück und Freiheit durch individuelle Produktivität. Der flexible Mensch wird von der neoliberalen Idee angetrieben.

Sennett beschreibt die Charakterstruktur derer, „die moderne flexible Macht [u.a. auf sich selbst] ausüben“ (ebd., 75) mit dem Fehlen langfristiger Bindungen und der (euphorischen) Hinnahme von Fragmentierung. Die nach neoliberalen Maßstäben Erfolgreichen ergo Flexiblen verfügen über „eine besondere Charakterstärke – das Selbstbewusstsein eines Menschen, der ohne feste Ordnung auskommt, jemand, der inmitten des Chaos aufblüht“ (ebd., 79). Die produktive Facette der Flexibilisierung meint die Durchsetzung des Ideals flexibler Arbeits- und Lebensweise. Ökonomische Defizite werden mit Verweis auf die Unzulänglichkeiten der zu flexibilisierenden Individuen erklärt. Nur eine bestimmte Art von Menschen vermag unter instabilen und fragmentierten sozialen Bedingungen zu prosperieren. Jenen Typus bezeichnet Sennett als den flexiblen Menschen. Flexible Menschen müssen jedenfalls beweglich,

aktiv und bereit zur Veränderung in allen Bereichen sein – egal ob dies Wohnort, Beziehung, Position, Kolleg_innen oder ähnliches betrifft. Universell verfügbare Arbeitnehmer_innen sind diejenigen, die sich auch in schnell wechselnden Beziehungen – ohne Verwurzelungen irgendwelcher Art – bewegen können.

Ein flexibler Mensch akzeptiert die Fragmentierung der Biographie und interpretiert Brüche und vermeintliche Rückschläge im Lebenslauf, basierend auf einer Evaluierung persönlicher Schwäche, als Chancen zur Veränderung hin zu einem besseren, also (noch) produktiveren Selbst. Flexible Menschen stehen einer Expansion der Arbeit, die weit über den erkämpften Achtstundentag hinaus reicht positiv gegenüber. Die Verteilung einzelner Arbeitsphasen sprengt die Grenzen zwischen Arbeits-, Erhol- und Freizeit. Stück für Stück kleinere Zeiteinheiten des Tages, der Arbeit zu widmen bedeutet für die Einzelnen eben auch, ihre Flexibilität anderen Tätigkeiten gegenüber zu bewahren. Die damit einhergehende Ausweitung arbeitsbezogener Zeit wird ins Positive umgedeutet und als etwas verstanden, dass die Flexibilität hinsichtlich der Organisation von Frei- und Erholzeit steigert. Der Übergang vom 8h-Tag zum 24h-Arbeitstag bedingte einen doppelten Prozess. Erstens zerbröseln die Demarkationslinien zwischen der Arbeitszeit und den für die Individuen sonst zur Verfügung stehenden Zeiteinheiten. Zweitens wird die eigene Kontrolle von Normarbeitszeiten notwendig, was unter dem Eindruck flexibler Vorbilder und produktiver Idole erst recht zum Anstieg der tatsächlichen Arbeitsbelastung führt. So mögen sich „[d]er suggestiven Energie und dem magischen Zauber, die im Begriff der Flexibilität stecken, [...] selbst die sich kaum zu entziehen, die in ihrer Alltagssituation die nachteiligen Folgen überprüfen können“ (NEGT 2008, 173). Flexibilität ist eine fundamentale *Charakterstärke* der ubiquitär verfügbaren Arbeitskraft.

Flexible Menschen (vgl. SENNETT 2010, 15-130) sind...

1. ... **biegsam**, d.h. sie nehmen sowohl den ansteigenden Druck am Arbeitsplatz wie auch permanent wiederkehrende Karriererückschläge als Positivum hin. Die Charakterstärke, sich von den Imperativen am Arbeitsplatz und den Anforderungsprofilen für Arbeitssuchende verbiegen zu lassen, findet sich in der ursprünglichen Wortbedeutung des Flexibilitätsbegriffes. Flexibel waren die längste Zeit Bäume und nicht Menschen. Sich im Wind zu verbiegen, gerade nicht abzubrechen bzw. einzuknicken und letztlich die Ausgangsposition einzunehmen galt als flexibel.⁷⁹ Menschen, die erfolgreich, also produktiv sein

⁷⁹ „Das Wort ‚Flexibilität‘ wurde im 15. Jahrhundert Teil des englischen Wortschatzes. Seine Bedeutung war ursprünglich aus der einfachen Beobachtung abgeleitet, dass ein Baum sich zwar im Wind biegen kann, dann aber zu seiner ursprünglichen Gestalt zurückkehrt. Flexibilität

wollen müssen genau diese *Skills* Tag für Tag und Nacht für Nacht erbringen. Es gilt, die eigene Belastungsfähigkeit mehr oder minder konsequenzlos unter Beweis zu stellen. Biegsame Subjekte zeichnen sich durch ihre Fähigkeit aus, einwirkende Kräfte ernst zu nehmen und sie auf Basis einer produktivitätsfixierten Interpretation – möglicherweise gerade auch trotz diverser Rückschläge – immer wieder auf sich zu nehmen. Die Anforderungen der kontemporären Arbeitswelt betreffend verfügen sie über ein Höchstmaß an Anpassungsfähigkeit.

Für flexible Menschlichkeit ist die Begriffsverschiebung von der Karriere zum Job bemerkenswert. Karriere bedeutete ursprünglich eine für Kutschen präparierte Straße mit definiertem Start- und Zielpunkt, mit vorhersehbaren Kurven und Wendungen, aber auch mit der potentiellen Chance hängen zu bleiben. Job hingegen meinte im Englischen des 14. Jahrhunderts einen Klumpen oder eine Ladung, der/die herumgeschoben wurde. Menschen verrichten heute Arbeiten wie Klumpen, mal hier, mal da, sie driften ohne Ziel und erleben die Arbeitserfahrung als zusammenhangslose Zeit⁸⁰. Ich möchte den Erlebnisaspekt betonen: Verbiegen ist nichts, worüber flexible Menschen jammern. Viel mehr erfahren und erleben die Subjekte die permanent auf sie einwirkenden Flexibilisierungskräften als Antrieb, der die eigenen Jobambitionen vorwärts bringt, der Türen öffnet, der letztendlich die angestrebte Produktivität ermöglicht.

2. ... **risikobereit**, d.h. sie haben kein Problem mit der Instabilität arbeitsbezogener (Unternehmens-)Strukturen und Hierarchien. Auf Basis des sich im Optimalfall permanent verändernden Umfelds lassen sich keine planvollen Zukunftsentscheidungen treffen. Das Wagnis Arbeitsmarkt verlangt mutige Arbeitskräfte, die sich voll positiver Energie auf die hie und da bietenden Gelegenheiten stürzen und sich gerade nicht in Zurückhaltung üben. Risikobereitschaft statt Zögern und Zaudern (vgl. VOGL 2008) – so lautet eine Devise flexibler Menschen. Die Gleichgültigkeit oder gar Euphorie gegenüber Veränderung und die Problematisierung des Bestehenden bzw. die Ignoranz die

bezeichnet zugleich die Fähigkeit des Baumes zum Nachgeben, sowie das fortlaufende Regenerationsvermögen, also die erholende Rückkehr zum Ausgangszustand, bezeichnet die Prüfung der Form als auch die einhergehende Wiederherstellung eben dieser. Im Idealfall sollte menschliches Verhalten dieselbe Dehnfestigkeit haben, sich wechselnden Umständen anpassen, ohne von ihnen gebrochen zu werden. Die heutige Gesellschaft sucht nach Wegen, die Übel der Routine durch die Schaffung flexiblerer Institutionen zu mildern. Die Verwirklichung der Flexibilität konzentriert sich jedoch vor allem auf die Kräfte, die die Menschen verbiegen“ (SENNETT 2010, 57).

⁸⁰ Dieser Bedeutungswandel entspricht im Übrigen der postmodernen Idee einer Geschichte als regellose Abfolge von Ereignissen.

Vergangeheit betreffend perpetuieren die Risikooffenheit flexibler Menschen. Dem Risikobegriff geht dabei eine wichtige Neubestimmung voraus. Dem negativen Bedrohungs- und Gefährdungskontext enthoben wird Risikobereitschaft als undefinierter Begriff positiv, also sinnstiftend und produktivitätsfördernd subjektiviert.

„Unter verschiedenen Umständen kann das Eingehen von Risiken eine höchst bedeutungsvolle persönliche Erfahrung sein. In den Romanen des 19. Jahrhunderts entwickeln zum Beispiel Stendhals Julien Sorel oder Balzacs Vautrin sich als Charaktere weiter, indem sie alles auf eine Karte setzen, und ihre bedingungslose Risikobereitschaft macht sie fast zu heroischen Figuren. Wenn der Ökonom Joseph Schumpeter die vom Unternehmer praktizierte »kreative Zerstörung« preist, schreibt er im Geiste dieser Romanciers des 19. Jahrhunderts: außergewöhnliche Menschen entwickeln sich weiter, indem sie ständig am Rande des Abgrunds leben“ (SENNETT 2010, 104 f.).

Die Notwendigkeit am kontemporären Arbeitsmarkt immer wieder von Neuem mit dem Risiko *zu spielen* bietet sich den flexiblen Subjekten als Wellnessprogramm dar, mittels dessen die eigene Produktivität immer wieder neu befeuert werden kann. Risiko ist dann mehr ein wünschenswertes als ein zu minimierendes Phänomen, welches durch die schiere Angst vorm Scheitern angetrieben wird. Viel mehr ist Risiko aus Sicht flexibler Menschen ein Abwägen und Eingehen unterschiedlich zu bewertender Möglichkeiten (die eigene Produktivität hoch zu halten).

3. ... **vergangenheitskritisch**, d.h. sie sind von der Überlegenheit offener Strukturen, flacher Hierarchien und weitmaschiger Netzwerke überzeugt. Eine Bewertung arbeitsorganisatorischer Ideen erfolgt ausschließlich aus einem Blickwinkel, der die Veränderbarkeit und Dynamik von Strukturen hinterfragt. Kurzum: Für gut befunden werden fluide Organisationsprinzipien mit ständigem und ehrlichem Interesse an einer Revision ihrer Selbst. Kein flexibler Mensch fühlt Stolz, wenn er an das Erreichte denkt. Flexibilität als mentale Stärke zeichnet sich doch gerade in der Abkehr vom Glauben an Erfolg durch Festhalten an (aus Sprache der Neoliberalen) starren Bezügen zum Vergangenen. Aufgrund des ständigen Zwangs zum Tapetenwechsel (in allen Bereichen!) ist nichts von Bestand. All das, was von Bestand ist, teilweise mit der Methaper

beschränkender Fesselspiele bedacht, symbolisch als multiple Einschränkung der Freiheit betont und überladen, gilt es zu enthemmen oder pathetisch geschrieben gar zu befreien. Bekämpft werden Aussagen, Institutionen, Akteure, schlichtweg Verhältnisse, die aufgrund ihrer Anknüpfungspunkte zur Vergangenheit, den Gestaltungs- und Bewegungsspielraum flexibler Menschen beschränken. Argumente mit Bezug auf die Erfahrung der- oder desjenigen, welcheR einen Einwand vorbringt, finden kein Gehör. Im negativ Konnotierten Diskurs um ältere Arbeitnehmer_innen drückt sich der bedingungslose Glaube an Gegenwart und – mit Verweis auf ungenutzte Potentialreserven – Zukunft als Stigmatisierungstendenz langjähriger Berufserfahrung aus: Wenig verwunderlich, dass medial präsentierte Zahlen zur Entwicklung von Arbeitsmarkt und Arbeitslosigkeit immer mit dem Hinweis auf die Problemkonstellation unflexibler, älterer Arbeitssuchender, die sich mit der Eingliederung in einen rasch verändernden und dynamischen Arbeitsmarkt schwer tun, enden.

Flexible Menschen verfügen im Optimalfall über die Eigenschaft, Routinen zu überwinden und sich von Vergangenen, das aus Gründen der baldig angestrebten Veränderung nicht von Bestand und daher nicht von Interesse ist, zu lösen. Die Nähe zu den wirtschaftsliberalen Theorieströmungen beweist der eindeutige Positionsbezug in der Streitfrage, ob Routine erniedrigt und Arbeit zersetzt (Adam Smith) oder ob Routine beschützt und ein Leben zusammenhält (Diderot). Aus Sicht der Flexibilisierten ist diese definitiv zu Gunsten von Ersterem entschieden (vgl. SENNETT 2010, 55).

Sennett geht es um den Hinweis auf die charakterprägenden Konsequenzen im flexiblen Kapitalismus. Organisatorische Folgewirkungen neoliberaler Hegemonie über Arbeitsverhältnisse wie das Primat der Kurzfristigkeit, projektbasierende Hierarchien, liquide Teamzusammensetzungen u.v.m. finden in spezifisch-produktivistischen Anforderungsprofilen für Arbeitnehmer_innen ihre flexible Entsprechung. Die Ablöse kontinuierlicher und zusammenhängender Erwerbsbiographien mit einzelnen und fragmentarischen Transaktionen der Arbeitskraft erfordern einen speziellen Menschentyp. Ihr Trumpf bzw. ihre Kernkompetenz ist die *Qualifikationsqualifikation*, d.h. flexible Menschen sind in der Lage, möglichst schnell neue Fähigkeiten zu erlernen. Neben dieser wichtigen Kompetenz müssen flexible Menschen, so meine Erweiterung der Sennett'schen Position, Flexibilität fördernde Veränderungen ihrer subjektivierten Persönlichkeit offen gegenüber stehen. Ihr Glück finden sie nicht im Widerstand gegen die verbiegenden Kräfte der neoliberalen Utopie, sondern in der individuellen Transformation flexibilisierter Verhältnisse hin zu mehr Produktivität.

Die Kräfte der Flexibilität ermöglichen der und dem EinzelneN die Realisierung eines glücklich machenden Lebens- und damit auch Arbeitsentwurfes. Im Gegenzug werden starr und unbeweglich erscheinende Herausforderungen bekämpft. Immerhin hindern Sie die Subjekte an der Maximierung ihrer personalen Produktivität. Somit ist man in neoliberalen Arbeitsverhältnissen für die Einlösung des Glücksversprechens in hohem Maße selbst verantwortlich.

5.2. Sei unternehmerisch!

Unproduktivität ist das Unvermögen, sich seines menschlichen Kapitals ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unproduktivität, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel an Humankapital, sondern am Mangel an Entschlossenheit und Mut liegt, sich seines Humankapitals ohne Leitung eines anderen zu bedienen. „Wage es, das Selbst zu mobilisieren!“ „Habe den Mut, dich deines Kapitals zu bedienen!“ ist also der Wahlspruch des Unternehmertums.

MASSCHELEIN und SIMONS 2005, 84 f.

Erinnern wir uns an die Teildefintion des Neoliberalismus als Utopie vom Glück durch personale Produktivität. Bröckling betont die Unmöglichkeit der empirischen Nachweisbarkeit des unternehmerischen Selbst. Konzeptionell begibt er sich auf die Suche nach jenen spezifischen Maximen, die den Individuen in vielfältiger Art und Weise im Prozess der Subjektivierung begegnen. Im Vordergrund steht die vorsichtige Annäherung an diverse Rationalitäten dieser neoliberalen (vgl. BRÖCKLING 2007, 76-151) Subjektivierungsform.⁸¹ Mit seiner doppelten Perspektive auf „Wissensregime, [deren] Macht nicht zuletzt darin besteht, den Menschen eine Wahrheit über sich, über die Logik ihres Handelns und ihre sozialen Beziehungen zu vermitteln“ (ebd., 14) und teleologisch-selbsttechnologischer Kalküle begibt er sich auf utopisches Terrain. Welche Vernunft verbirgt sich in gegenwärtigen Technologien der Menschführung, deren anvisierter Fluchtpunkt die permanente Noch-nicht- bzw. Gerade-schon-Realisation des produktiven Menschen ist?

⁸¹ Neben Flexibilitätsimperativ und dem Postulat, ein unternehmerisches Selbst auszuprägen, existieren parallel andere, ineinander verschränkte, neoliberale Subjektivierungstechnologien wie z.B. der omnipräsente Fitness- und Aktivitätsapell (vgl. LESSENICH 2008).

Ausgehend von einem hauptsächlich Foucault'schen Theoriefundament, in dem der Begriff des Subjektivierungsregimes operationalisiert wird, bekräftigt Bröckling mit historischen Schlaglichtern auf akademische sowie nicht- oder populärwissenschaftliche Diskurse die Aktualität seines Forschungsansatzes, der sich mitunter in der Erfolgsstory Ich-AG zeigt, und stellt die Forschungsfrage nach dem unternehmerischen Selbst in ein ambivalentes Verhältnis zur Arbeitskraftunternehmerhypothese⁸² Stellt man begriffliche Unterschiede zur Seite, meint das Konzept vom produktiven Menschen die Verknüpfung des bekannten *homo oeconomicus* mit dem weniger bekannten *homo psychologikus*. Es geht um nichts weniger, als die substanziellen Inhalte neoliberaler Gouvernamentalität, welche die neoliberale Subjektivierung auszeichnen. Während sich ersterer in der Erfüllung marktlogischen Handelns verwirklicht, motiviert sich zweiterer durch ständiges Abklopfen der eigenen Marktgängigkeit, durch die permanenten *Arbeit am Selbst* (vgl. RAU 2010). Übereinstimmungen finden sich in der Annahme, dass sowohl der Arbeitskraftunternehmer* als auch das unternehmerische Selbst als noch nicht verwirklichtes Leitbild für die am Arbeitsplatz von Statten gehenden Subjektivierungsprozesse fungieren. Doch wo andere in Auseinandersetzung mit dem Widerspruch „fremdorganisierter Selbstorganisation“ (vgl. PONGRATZ und GÜNTHER G. VOSS 1997, 30-53) nach der »Subjektivierung von Arbeit« (vgl. MOLDASCHL und GÜNTHER G. VOSS 2002) fragen, bekräftigt Bröckling jenen mikrosoziologischen Blickwinkel, der sich für die „Arbeit der Subjektivierung“ (BRÖCKLING 2007, 48) interessiert. Freilich sind die Hybridisierung von Arbeits-, Erhol- und Freizeit, die Ausweitung ökonomisierender und rationalisierender Tendenzen auf prinzipiell alle Lebensbereiche sowie die Durchsetzung von einem Mehr an Eigenverantwortlichkeit und Selbstkontrolle als wirksame Instrumente einer neuen, neoliberalen Menschenführung in beiden Sichtweisen präsent. Geteilt wird zudem die Annahme von der elementaren Bedeutung unternehmerischen Handelns innerhalb von Sozial- und Selbstbeziehungen. Nichtsdestotrotz unterscheiden sich beide Sichtweisen in ihrer Radikalität. Bröckling geht es nicht so sehr um eine Auseinandersetzung mit dem Geltungsbereich von Entrepreneurship. Wer sich analytisch auf das unternehmerische Selbst einlässt gerät unweigerlich in Berührung mit unzweifelhaften Plausibilitäten. „Fraglose Plausibili-

82 Zu einiger Berühmtheit im sozialwissenschaftlichen Feld hat es die idealtypische Form des »Arbeitskraftunternehmers« (vgl. PONGRATZ und GERD GÜNTHER VOSS 2003, 21-27) gebracht, „der sich zur eigenen Arbeitskraft wie ein Unternehmer verhält. Er leistet aktiv ‚Arbeit am Selbst‘ (MOLDASCHL und GÜNTHER G. VOSS 2002, 15), so er sich selbst kontrolliert, ökonomisiert und rationalisiert“ (RAU 2010, 405).

täten [und als solche die mannigfaltigen Rationalitäten des unternehmerischen Selbst] sind so etwas wie das historische Apriori des Denkens und Handelns“ (ebd., 50).

Neben einer Rekapitulation der neoliberalen Erfolgsgeschichte, in der sich Markt und Wettbewerb als anthropologische, innovatorische und evolutionäre Prinzipien diskursiv durchzusetzen vermochten und weiterhin vermögen (siehe Kapitel 3), sowie einigen Ausflügen zu ökonomischen Vertragstheorien, nähert sich Bröckling dem unternehmerischen Selbst aus zwei Forschungsperspektiven.

- Wahrheits- und Wissensregime vermitteln „den Menschen eine Wahreheit über sich, über die Logik ihres Handelns und ihrer sozialen Beziehungen“. Bröckling identifiziert „ökonomische Bestimmungen der Unternehmerfunktionen“ (ebd., 14 f.) in Anlehnung an Ludwig von Mises, Joseph Schumpeter u.a.
- Andererseits beschäftigt sich Bröckling mit vier praxisnahen Rationalitäten unternehmerischer Lebensführung. Orientierung zur Neoliberalisierung der eigenen Arbeitsmoral bieten drei der vier programmatischen Konzepte: Kreativität, Empowerment, Qualität (und weniger: das Denken in Projekten).

Der produktive Mensch vereint flexible Charakterstärke und Unternehmergeist. Der Soziologe Ulrich BRÖCKLING (ebd.) begibt sich in seiner Monographie »Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform« auf eine Spurensuche nach den Konturen der unternehmerischen Rationalität und hinterfragt die Programmatik hinter der Dominanz unternehmerischer Elemente in der Werkzeugkiste postfordistischer Arbeitskräfte. Mir geht es an dieser Stelle nicht um eine Nacherzählung der Bröckling'schen Thesen. Stattdessen will ich an Sennett anknüpfend, Schlaglichter auf einige Elaborationen von Bröckling richten, um letztlich das theoretisch zu fassen, was ich unter einem produktiven Menschen verstehe.

Auf dem Nährboden Foucault'scher Subjektivierungstheorie schildert Ulrich Bröckling die Universalisierung flexibler Arbeit auf alle Lebensbereiche, in dem er den Flexibilitätsimperativ, neben einigen anderen, als Teil der Maxime *Handle unternehmerisch!* darlegt. Sein Forschungsschwerpunkt sind „Selbst- und Sozialtechnologien“ (ebd., 47), die menschliches Dasein allein an die Bereitschaft zur Arbeit knüpfen. Bröckling problematisiert die Totalverzweckung des Menschen zu Gunsten kapitalistisch strukturierter Erwerbsarbeit. Was passiert, wenn flexibles Arbeiten zum Lebenssinn erhoben wird, wenn Leben gewissermaßen mit Arbeit *überformt* wird?⁸³

⁸³ Denkt man diesen Gedanken zu Ende, lässt sich im übrigen die Differenz von Erwerbs- und Reproduktionsarbeit nicht mehr aufrechterhalten, da letztere in den Dienst der zu maximierenden Beschäftigungsfähigkeit gestellt und somit Teil von ersterem wird.

5. Der produktive Mensch

Leben meint dann Arbeiten und zwar Arbeiten *für andere* und arbeiten *an sich selbst*, um besser *für andere* arbeiten zu können. Die neue Lebensmoral entspringt dem gesellschaftlichen Bedürfnis, vergeudeter Lebenszeit auf den Leib zu rücken und menschliche Zeitverfügung in die Logik von Kapital und Markt einzubinden. Unternehmerisches Handeln ist zerstörerisch, es eliminiert alte Industrien und behauptet neue Märkte mit Gewalt ganz nach dem Motto: *Zerstört die Vergangenheit, erschafft die Zukunft*. Der Mensch als Unternehmer_in ist nach BRÖCKLING (vgl. 2007, 108-128) von folgenden Charakteristika gekennzeichnet:

1. Unternehmer_innen ergreifen bzw. nutzen Gewinnchancen, d.h. sie verfügen über Geschick und Eifer, halten zudem ständig nach Verdienstmöglichkeiten Ausschau. „Der Generalisierung der Unternehmerfunktion zu einem Anthropologikum entspricht die Verallgemeinerung des Marktes als Medium sozialer Integration“ (ebd., 112), denn in Anknüpfung an Ludwig von Mises setzt sich heute mehr und mehr die Auffassung durch, dass nur gewinnorientierte und aktive Menschen (also Unternehmer_innen) in der Lage sind, die Dynamik des Marktgeschehens aufrecht zu erhalten. Darin angelegt ist die Universalisierung permanenter (Selbst-)Optimierung.
2. Unternehmer_innen sind darüber hinaus innovativ, d.h. sie schaffen es ohne vorliegenden Plan dynamisch durch schöpferische Gestaltung bzw. Neuerung aus der Masse all jener herauszustechen, die als statisch Geführte nachahmen und in Routinen gefangen sind. Bröckling zitiert diesbezüglich Joseph Schumpeters Heroisierung „traditions- und beziehungslos[er]“ (SCHUMPETER 1926, 134) (Markt-)Verbesserer. Im Wunsch totaler Mobilmachung werden Menschen, die sich auf Routinen berufen diskreditiert und als Bewahrer_innen des Stillstandes gebrandmarkt. Andererseits stilisiert der Flexibilisierungsgedanke Fortschritt zum Primärziel menschlichen Handelns.
3. Unternehmer_innen sind riskant, d.h. sie handeln auch unter Bedingungen der Ungewissheit selbstsicher und antizipieren künftige Nachfragekonstellationen. Flexible Menschen optimieren sich selbst im Hinblick auf fragile Arbeitsmarktkonstellationen, d.h. sie steigern diejenigen Qualifikationen und Kompetenzen, die nach ihrer Einschätzung am Arbeitsmarkt der Zukunft nachgefragt werden. Mit der Unsicherheit dieses Unterfangens kommen Unternehmer_innen insofern zurecht, als dass sie prekäre Lebens- und Arbeitssituationen viel mehr als Chance und nicht als Risiko begreifen. „Unternehmer [wagen mutig] immer wieder den Schritt hinaus ins Ungewisse“ (BRÖCKLING 2007, 119).

4. Unternehmer_innen erkennen Mängel und sind „darauf spezialisiert, Entscheidungen über die Koordination knapper Ressourcen zu treffen“ (ebd., 120). Es gilt die Verteilung beschränkter Ressourcen Nutzen maximierend zu managen. Dem entspricht die oben angedeutete Diagnose, dass es immer etwas zu verändern gibt, Ineffizienz demnach als Regel fungiert. Unternehmer_innen sind zudem bereit, Selbstverantwortung für die von ihnen getroffene und riskanten Entscheidungen zu tragen.

Bröckling versteht seine Auflistung verschiedenster Unternehmer_innenfunktionen weder hierarchisch noch umfassend. Methodisch kreist er das zu erklärende Phänomen unternehmerischer Menschlichkeit ein, ohne dabei das Vorhandensein einer konzeptionellen Trennlinie zu propagieren. Auch wenn er in seiner Terminologie nicht von der neoliberalen Utopie schreibt, identifiziert Bröckling in seiner Analyse des unternehmerischen Handelns „ein normatives Modell individueller Lebensführung“ und bekräftigt die These von der produktiven Facette des neoliberalen Programms. Unternehmerisches Handeln wird zur „Richtschnur individueller Lebensführung“ (ebd., 123 f.). Entrepreneurship bedeutet nunmehr auch Konstanten im Lebensentwurf zu verwerfen. Ständige Veränderungsbereitschaft gekoppelt mit dem Willen, Wagnis und Risiko als positive Begriffe umzudeuten, ergänzen das Bild vom mit Unternehmergeist ausgestatteten Arbeitssubjekt. Bröckling bezieht sich in seiner Analyse auf die hybride Rationalität des „unternehmerisch-umsichtigen Subjekts“ (vgl. O'MALLEY 2000, 480; zit.n. BRÖCKLING 2007, 125). In ihm greifen neoliberale Selbst- und Sozialtechnologien ineinander. Darüber hinaus wird die explizit komperativistische Logik hinter der Vernünftigkeit des Unternehmer_innenseins als Wesensmerkmal neoliberaler Machtverhältnisse zu Tage gefördert. Als schier perfekte Ergänzung zum destruktiven Wettbewerbskampf (um Standorte, Arbeitsplätze, Jobs usw.) bietet sich der ubiquitäre Konkurrenzgedanke erst recht den unternehmerischen Subjekten dar: „Unternehmerisch handelt man nur, sofern und solange man innovativer, findiger, wagemutiger, selbstverantwortlicher und führungsbewusster ist als die anderen“ (BRÖCKLING 2007, 126).

Übersetzt man Bröcklings Definition in die Theorie flexibler Arbeit und erhebt Unternehmer_innentum so zum kategorischen Imperativ menschlichen Arbeitens bzw. Handelns⁸⁴ (siehe auch das dem Kapitel vorangestellte Zitat) kristallisiert sich

⁸⁴ „Der Ruf nach Entrepreneurship beschränkt sich daher keineswegs auf die Aktivitäten von Wirtschaftsorganisationen und selbstständigen Geschäftsleuten; unternehmerisch handeln können und sollen auch jene, die nichts anderes zu Markte zu tragen haben als ihre eigenen Haut“ (BRÖCKLING 2007, 124f.).

die neue Arbeits- bzw. Lebensmoral produktiver Menschen heraus. In ihrer radikalisierten Fassung ist nur noch die ständige Veränderungsnotwendigkeit als Fixpunkt flexibler Lebensweise auszumachen. „[A]ls einzige Konstanten im Individuum [bleibt] die Notwendigkeit [...], sich fortwährend zu ändern, um die diskontinuierlichen und immer schnelleren Marktturbulenzen bewältigen zu können“ (BRÖCKLING 2007, 125).

Neben dieser theoretischen Fundierung appelliert Bröckling zu einer Reflexion von vier Programmen, „die unterschiedliche Facetten unternehmerischen Handelns beleuchten und diese zugleich in Sozial- und Selbsttechnologien übersetzen“ (ebd., 16). Bröckling löst an dieser Stelle seinen fragmentarischen bzw. unsystematischen, methodischen Anspruch konsequent ein. Mit den Begriffen, Kreativität, Empowerment, Qualität und Projekt, thematisiert er vier *Schlüsseltechnologien*, die um den Pol des unternehmerischen Selbst oszillieren, dabei immer wieder (auch mit anderen Regierungstechnologien) in Kontakt kommen und dennoch ausreichend Distinktionspotential beinhalten, um sie auch analytisch voneinander zu trennen. Drei möchte ich eingehend behandeln:

Kreativität: „Was auch immer das Problem ist, Kreativität verspricht die Lösung. Der Glaube an die schöpferischen Potenziale des Individuums ist die Zivilreligion des unternehmerischen Selbst“ (ebd., 152).

Kreativität (vgl. ebd., 152-179) ist für unternehmerisches Handeln unabdingbar und ist als obligatorisches Werkzeug für all jene unverzichtbar, die sich auf das Glück versprechende und nie enden wollende Abenteuer hin zum unternehmerischen Selbst einlassen. Kreativität ist eine neoliberale Antwort auf die Erneuerungs- und Wachstumsimperative des postfordistischen Kapitalismus. „Kreativität ist ein gouvernementales Programm, ein Modus der Fremd- und Selbstführung“ (ebd., 153). Kreativität, vor allem wenn sie als nicht hinterfragbaren Konstante neoliberaler Lebensentwürfe hervortritt, ist gegenwärtig eine nicht mehr weg zu denkende Facette des Arbeitsalltags. Kreativität ist ein schon per Definition standardloser Standard, der nicht gelehrt und gelernt werden kann. Verlangt werden Besonderung, Ideenreichtum, Innovationskraft, ohne jedoch mühsame Aufopferung und willensstarke Anstrengung als Konstanten des Arbeitstages preiszugeben. Kreativität wird dabei zunehmend quantifiziert und zur Maßzahl degradiert. Es kommt nicht darauf an, hin und wieder mit einem verrückten Einfall auf sich Aufmerksam zu machen. Gefordert werden produktive Querdenker_innen und Nonkonformist_innen. Gezielt brillieren jene High-Performer_innen im Kampf um die witzigsten Ideen, die

buntesten Flipcharts und die abstraktesten Whiteboards, die immer wieder und immer häufiger ihren Einfallsreichtum unter Beweis stellen. Es ist bei Weitem nicht (mehr) ausreichend, hin und wieder eine ingeniöse Idee zu haben. Viel mehr gilt es, hinsichtlich Originalität mehr als die Arbeitskolleg_innen zu brillieren. Dabei kommt es immer weniger auf die Qualität der Ideen selbst an. Brainstorming wird nur dann als Erfolg verzeichnet, wenn möglichst viele Geistesblitze Konferenzräume erhellen und entsprechend viele bestehende Anschauungen verworfen werden. Falsche Fragen gibt es nicht. Die dumme Idee ruft nicht nur sprachliches Unbehagen hervor. Wer sich entlang der Fluchtlinien des unternehmerischen Selbst zu subjektivieren versucht, fürchtet sich einzig vor Ideen- und Phantasielosigkeit. „Das Stocken gilt als schlimmster Feind der Kreativität, jede Kreativitätstechnik hat zum Ziel, das kleine Scheitern zu vermeiden, um das große Scheitern zu verhindern“ (BRANZ 2005, 265).

Empowerment: „Wie die Bemächtigung anderer folgt auch die Selbstbemächtigung dem demokratischen Ideal des mündigen Bürgers, der Verantwortung für sich übernimmt und das Gemeinwesen, in dem er lebt, aktiv mitgestaltet. Man kann noch so große Sympathien für dieses Ideal hegen, man kann es als kontrafaktische oder zumindest kontraintuitive Unterstellung für unverzichtbar halten, das Telos der Selbstregierung bleibt ein Regierungsprogramm und Empowerment auch als Selbstpraktik eine Sozialtechnologie“ (BRÖCKLING 2007, 213 f.).

Empowerment (vgl. [ebd.](#), 180-214) hat eine bewegte Begriffsgeschichte, die von der ursprünglichen Bedeutung, Menschen die Verfügungsgewalt für die Gestaltung ihres Alltags an die Hand zu reichen, über semantische Bestrebungen, das rechte Menschenbild vom berechnenden Vernunftwesen unter einer ermächtigenden Klammer begrifflich dingfest zu machen, bis hin zum Telos in der Pädagogik der Unterdrückten von Paolo Freire reicht. Allen Begriffsdefinitionen ist die Prämisse von der Historizität der Wirklichkeit immanent, d.h. die Realität beruht auf geschichtlichen und weniger auf *natürlichen* Faktoren. Konzepten des Empowerment ist die Veränderbarkeit der Welt als zumindest theoretische Hypothese implizit. Empowerment bezieht sich auf eine Machttheorie, die Macht als unerschöpflichen Rohstoff konzipiert, der im Grunde allen Menschen ad libitum zur Verfügung steht. Infrage gestellt werden nunmehr nicht bzw. lediglich sekundär bestehende Distributionsverhältnisse von Macht. Im Vordergrund stehen die Problematisierung und der Widerstand gegen emotional oder besser affektiv erfahrene Ohnmacht. Dahinter steckt die Idee, dass sich bei einer entsprechenden Vermehrung gefühlter Macht eben auch diejenigen mächtig fühlen, die eigentlich noch immer keine Macht haben. Empowerment, aus

neoliberaler Perspektive betrachtet, stellt bestehende Machtverhältnisse nicht zur Disposition. Genauso wie man nie kreativ genug sein kann, muss die Potenzierung von Macht immer unvollständig bleiben. Man hat nie genug Macht.⁸⁵

Zum Teil verankern Empowermentkonzepte Forderungen nach Selbstverantwortung ebenso wie deren Antagonismen Apathie und Fremdbestimmung anthropologisch in den Individuen selbst. Gefördert wird die Zuversicht in die Möglichkeit, für sich ein selbstbestimmtes Leben zu erkämpfen. Empowerment als Facette unternehmerischen Handelns ist aus zweierlei Perspektive selbst Ausdruck von gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen. Erstens werden spezifische Personenkreise abgesteckt und mit dem Etikett der Ohnmacht ausgestattet. Zweitens wird der Interpretationsspielraum, erfolgloses Empowerment betreffend, schon vorab mit den Termini Passivität, Selbstverschulden etc. klar abgesteckt. „Damit die Bemächtigungsspezialisten sich darauf konzentrieren können, brachliegende Selbststeuerungspotentiale ihrer Adressaten zu fördern, müssen sie zunächst deren Probleme so rahmen, dass sie als Probleme mangelnder Selbststeuerung erscheinen“ (BRÖCKLING 2007, 196). Die perfide Psychologie unternehmerischen Empowerments macht Arbeitskräfte zu Architekt_innen des eigenen Erfolgs, an deren zuvor erfahrener Ohnmacht niemand Schuld trägt. Empowerment gerinnt zur notwendigen Fähigkeit, zum verlangten Soft-Skill, den es mitunter im Curriculum Vitae festzuhalten gilt. Als Regierungstechnologie ist Empowerment Selbst- und Sozialtechnologie. Das produktivitätswillige Subjekt ist einerseits von der prinzipiellen Formbarkeit der Welt überzeugt und inkorporiert die aktive Ermächtigungskompetenz in das eigene Qualifikationsprofil. „[W]er sich auf den Arbeits-, Beziehungs- und Aufmerksamkeitsmärkten behaupten will“, benötigt ein Rüstzeug aus jederzeit abrufbaren Veränderungspotentialen und sollte besser in der Lage sein, „unvorhergesehene Veränderungen in den Lebensplan zu integrieren“ (ebd., 204).⁸⁶

Andererseits bemessen sich die Führungsqualitäten von Vorgesetzten an der Qualität und Effizienz betriebsinterner Empowermentprogramme. Manageriale Qualitäten im Kontext neoliberaler Produktivitätsutopie verändern sich maßgeblich. In

85 Die Bemächtigung bestimmter Gruppen bzw. Individuen kann eine Schwächung des sozialen Bands genauso zur Folge haben, wie sie andererseits aber auch zu einem Mehr an Solidarität beitragen kann. „Wie andere zeitgenössische Sozial- und Selbsttechnologien funktioniert auch Empowerment als gleichzeitige Mobilisierung des Gegensätzlichen“ (BRÖCKLING 2007, 197).

86 „*change as challenge* [Herv. i.O., *Anm.*, *L.R.*] – ist [als] Mobilisierung von Widerstandsressourcen eine Arbeit ohne Ende. ‚Gelingen‘ kann die Lebensbewältigung bestenfalls vorläufig [...] und dennoch:] Diejenigen, die gesund, belastbar, zuversichtlich, flexibel und aktiv sind, avancieren damit [...] zum Vorbild für alle anderen. Was sie stark gemacht hat, soll auch jenen nützen, die es erst werden wollen“ (ebd., 204).

flachen Hierarchien und netzwerkartigen Organigrammen ist eine Führungskraft dem Unternehmen besonders nützlich - und nebenbei moralisch wertvoll und so der *corporate identity* zuträglich - wenn diese in der Lage ist, das Potential zur Selbstregierung der Mitarbeiter_innen zu maximieren und die Einsatzbereitschaft bei den Kolleg_innen hoch zu halten - „Selbstverpflichtung (commitment) statt [...] formale Autorität“ (ebd., 207). Topmanager_innen von heute begeistern, faszinieren, motivieren, sind aktiv-aktivierende Idole in Personalunion, begenen ihren vormalig (!) Untergebenen vermeintlich auf Augenhöhe. Ihr oberstes Ziel die Führung betreffend ist die Durchsetzung der Parole: *Geht's der Firma gut, geht's uns allen gut*. Mitarbeiter_inneninteressen und Unternehmensinteressen verschmelzen und werden prinzipiell ident. Worum es eigentlich geht ist die Substitution von Machtausübung und nicht das ermächtigende Zurückdrängen der erwerbsarbeitstypischen Dichotomie oben/unten und ungleicher Kräfteverhältnisse am Arbeitsplatz. Bestehende Herrschaftsverhältnisse werden mit betrieblichem Empowerment nicht bekämpft. Paradoxerweise führt das Aufzeigen von Ohnmachtsverhältnissen dazu, dass solcherlei ungleich Arbeitsverhältnisse schwerer zu durchschauen sind. Bröckling knüpft hier stark an Richard Sennett an. „In Wirklichkeit schafft das neue Regime neue Kontrollen, statt die alten Regeln einfach zu beseitigen – aber diese neuen Kontrollen sind [für die oder den EinzelneN] schwerer zu durchschauen“ (SENNETT 2010, 11).⁸⁷ Empowerment ist eine leistungsfähige Menschenführungsstrategie, „ein effizienteres, weil Fremd- durch Selbststeuerung ersetzendes Führungsprogramm“ (BRÖCKLING 2007, 208). Das Funktionsprinzip ist denkbar einfach: Anstatt anzuleiten und zu führen wird die Erreichung vorgegebener (!) Ziele den Mitarbeiter_innen und deren Eigenverantwortung überlassen. Ermächtigung und Machtausübung ergänzen sich und sind wechselseitig voneinander abhängig.

⁸⁷ Sennett bezieht sich dieses Zitat betreffend auf die Frage, was passiert, wenn sich Menschen den Flexibilitätserfordernissen bewusst verweigern oder unter deren *verbiegender* Last einknicken? Auch wenn der Flexibilitätsbegriff heute propagandiert und in dessen Folge positiv konnotiert ist, vermag nicht jeder arbeitswillige Mensch darin aufzublühen und genau darin liegt die Bekämpfung des selbstevozierten, widerständige Potentials mit Strategien des Empowerments begründet: „Es ist nur natürlich, daß [...] Flexibilität Angst erzeugt. Niemand ist sich sicher, wie man mit [...] Flexibilität umgehen soll, welche Risiken vertretbar sind, welchem Pfad man folgen soll. Um den Fluch vom Begriff ‚Kapitalismus‘ zu nehmen, wurden im letzten Jahrhundert viele Umschreibungen kreiert, wie ‚freies Unternehmertum‘ oder ‚marktwirtschaftliches System‘. Heute wird der Begriff Flexibilität in diesem Sinne gebraucht. Mit dem Angriff auf starre Bürokratien und mit der Betonung des Risikos beansprucht der flexible Kapitalismus, den Menschen, die kurzfristige Arbeitsverhältnisse eingehen, statt der geraden Linie einer Laufbahn im alten Sinne zu folgen, mehr Freiheit zu geben, ihr Leben zu gestalten“ (SENNETT 2010, 10 f.).

Qualität: Wie Kreativität und Empowerment ist auch die Programmatik der Qualität per Definition immer unabgeschlossen. Qualität ist kein Zustand der irgendwann erreicht werden kann. Qualität ist eine Einstellung, die jeden Tag aufs neue gelebt werden muss und Qualität ist das, was jedeR Kundin/Kunde von den erbrachten Dienstleistungen bzw. erschaffenen Produkten erwartet. Die Bemühungen, den Mitarbeiter_innen die Vorzüge unternehmerischen Denkens einzubläuen, kulminieren mitunter in einer radikalen Hinwendung zu den Kund_innen. Alles muss aus Kund_innensicht betrachtet werden. Die kreativsten aller Köpfe denken sich gar *in die Kund_innen* hinein. Die Bedarfsermittlung und Befriedigungen von deren Wünschen löst strenge, auf Kontrolle abzielende Mechanismen der Disziplinierung am Arbeitsplatz ab. Alle Entscheidungen müssen in Konkordanz mit dem heiligen Gral „Kund_innennutzen“ gebracht werden. Dort wo den Arbeitnehmer_innen das Wohl der Kund_innen omnipräsent wird, beginnt der Übergang zum unternehmerischen Denken. In letzter Konsequenz werden die Arbeitskräfte zu Kund_innen im eigenen Unternehmen, andere Abteilungen und Teams fungieren als Lieferant_innen und immer gilt es mit Kreativität die Wünsche und Bedürfnisse der Vorgesetzten (=Kund_innen) im Zielvisier zu halten. „Die diskursive Verwandlung von Vorgesetzten und Untergebenen in interne Kunden und Lieferanten überführt so die Asymmetrie innerbetrieblicher Machtrelationen (und erst recht die antagonistische Rhetorik des Klassenkampfes) in eine Win-win-Situation gleichgerichteter Interessen“ (BRÖCKLING 2007, 224).

Unter der Universalbedingung eingeschränkter Ressourcen und *stürmischer Zeiten* sind Motivation, Eigenverantwortung und Initiative die Motoren der andauernden Qualitätsoffensive. Überprüft wird der Erfolg des *Total Quality Managements* mittels wiederkehrenden Evaluierungen, die nicht selten von externen Beratungsfirmen durchgeführt werden.⁸⁸ Mit Bezug auf Michel Foucaults »Sexualität und Wahrheit« benennt Bröckling „vier Dimensionen der Selbstkonstitution“, an denen sich die Qualität der eigenen Arbeitsleistung ständig evaluieren lassen muss.

Ethische Substanz... beschreibt potentielle Empfänger_innen des unternehmerischen Programms zur neoliberalen Subjektkonstitution. Als solches sind produktive Menschen mit der Bereitschaft ausgestattet, alles zu lernen, alles zu verändern und das immer mit Blick in die Zukunft. „Bewertet werden

⁸⁸ Zum Spannungsverhältnis zwischen Management und Berater_innen siehe Christine RESCH (vgl. 2005). Überhaupt sind betriebliche Überprüfungen und Qualitätsrevisionen nicht effektiv. „Die Menschen evaluierbar und sie verwertbar zu machen, ist ein und derselbe Vorgang.“ (BRÖCKLING 2007, 241).

zwar bisher gezeigte Verhaltensweisen, doch dient der Blick zurück allein dazu, morgen die Fehler von gestern zu unterlassen“ (ebd., 243).

Unterwerfungsmodus. . . . meint die schon im Vorhinein erfolgte Kapitulation vor dem Wettbewerb. Vor dem Markt erlischen sämtliche Ideale, mit Ausnahme effizienter Marktgängigkeit also Produktivität. So ist die Utopie vom Glück durch Produktivität im Neoliberalismus schon per Definition ohne Alternative.

Selbstformungstätigkeit. . . . inkludiert Techniken der Selbstführung wie die permanente Selbstevaluierung und -ausschöpfung individueller Produktivitätsreserven und das Nacheifern hinter prinzipiell uneinlösbaren Zielvereinbarungen. Da sich trotz maximaler Anstrengung eine *Eierlegende Wollmilchsau* nicht verwirklichen lässt, sind die Bemühungen derjenigen, die bei der Bewertung ihrer Qualifikation aufzufallen trachten, vergleichbar mit den krankhaften Versuchen junger Mädchen und Burschen, ihre Körper den fiktionalen weil mittels Bildbearbeitung designten Models anzugleichen. Im Bezug auf die Führung mittels Überforderung verweist Ulrich Bröckling auf ein sehr bildhaftes Zitat von Manfred Moldaschl und Dieter Sauer: „[gesucht wird] der begnadete Selbstvermarkter, der die Sache in den Vordergrund stellt; der einfühlsame Moderator mit dem feinen Gespür für Situationen, aus denen sich Kapital schlagen lässt; und der zweckrationale Nutzenmaximierer mit Einsicht in die Erfordernisse des Ganzen“ (MOLDASCHL und SAUER 2000, 221).

Teleologie. . . . verweist auf die Zielbestimmungen neoliberalen Entrepreneurs. Diese sind recht schnell umrissen: es gibt sie schlichtweg nicht. Die Unendlichkeit des unternehmerischen Programms, mit dem man nie fertig sein kann, erlaubt es ja gerade nicht, Ziele zu verfolgen, die über die permanente Selbstoptimierung hinausgehen. „Das Wachstum der Firma Ich & Co. hat kein Ziel, Wachstum *ist* das Ziel. Wer diesem Ziel folgt, wird nie ankommen, aber bleibt immer in Bewegung“ (BRÖCKLING 2007, 245).

Bröckling⁸⁹ legt nicht zuletzt Wert auf die Unterscheidung zwischen Unternehmer_innen als Agent_innen des Wandels und kühl berechnenden, Nutzen maximierenden, also zweckrationalen Manager_innen. Von der Befreiung statisch-bürokratischer Fesseln versprechen sich (!) alle Beteiligten mehr Leistungsfähigkeit

⁸⁹ Als viertes Programm benennt Bröckling das Denken in Projekten, welches für die Fragestellung in dieser Arbeit zunächst weniger relevant erscheint. Definiert als „spezifische Form, die Wirklichkeit zu organisieren – ein Rationalitätsschema, ein Bündel von Technologien, schließlich ein Modus des Verhältnisses zu sich selbst“ (ebd., 251) sind Projekte ein wichtiger Bestandteil neoliberaler Subjektivität und produktivistische Selbsttechnologie zugleich (vgl. ebd., 248-282).

und mehr Autonomie. Einerseits führt die neoliberale Rationalität des unternehmerischen Selbst zur Verlängerung des Arbeitstages bis hin zur Unmöglichkeit, zwischen Arbeits- und Frei- bzw. Erholzeit zu unterscheiden. Altersgrenzen, die zum Eintritt in den Lebensabschnitt Pension bzw. zum dafür notwendigen Rentenbezug berechtigen, werden diskutiert und angehoben. Arbeit nimmt in der eigenen Biographie einen immer größeren Stellenwert ein. Zudem gilt es, auch auf den Arbeitstag bezogen länger zu arbeiten. Es lassen sich zwei komplementäre Entwicklungen beobachten. Zum einen nehmen Überstunden zu. Zum anderen werden Tätigkeiten, die bisher nicht dem Bereich der Lohn- bzw. Erwerbsarbeit zugerechnet wurden vom Arbeitsethos erfasst, als Teil der expandierenden Arbeitssphäre gezählt. Die Arbeitsbereitschaft steigt, zumindest für diejenigen Gruppen von Menschen, die über Arbeit verfügen. Die Arbeitsmoral des unternehmerischen Selbst ist neu, ist neoliberal.

5.3. Das produktive Subjekt

In der theoretischen Verschmelzung flexibler und unternehmerischer Theoriebruchstücke zeichnen sich die Konturen der Utopie vom produktiven Menschen ab. Mit dem Ziel, „flexible, prekäre, bewegliche und für alle Arten und Varianten von Märkten offene Individuen zu bekommen“ (DUFOUR 2011, 212), wird kontinuierlich an der Realisation des neoliberalen Menschenbildes gearbeitet. Dabei fungiert die These von der *totalen* Subjektivierung von Arbeit verstanden als Vollzug flexibler und unternehmerischer Identitätsdispositive als Ausgangspunkt einer Analyse produktivistischer Anrufung. Der produktive Mensch speist sich aus den beiden Wirkprinzipien Flexibilität und Unternehmmergeist. Seine Wesensmerkmale manifestieren sich in den diversen Arenen gesellschaftlicher Auseinandersetzung. Eine schematische Darstellung produktivistischer Utopie findet sich in Abbildung 5.3.

Die empirische Auseinandersetzung mit drei Werken fiktionaler Literatur (Kap. 7) nimmt das produktive Selbst als Ausgangspunkt der Argumentation. Die Rationalitäten des flexibel-produktiven Menschen determinier(t)en die Auswahl der Texte genauso wie sie den Pfad der Lektüre thematisch anleiten. Dabei geht es nicht darum, mittels plakativer Zitate etwaige Bestandteile der Theorie zu bestätigen. Im Hauptaugenmerk stehen erstens die Produktionsverhältnisse neoliberaler Rationalität und zweitens die pathologischen Konsequenzen einer radikalen Hinwendung zum Produktivismus. In Abbildung 5.3 sind die beiden Pole Flexibilität und Unternehmmergeist skizziert, zwischen denen das produktive Selbst changiert. Diese wurden auf den vorangegangenen Zeilen umfassend behandelt. Weiters sind drei Arenen des

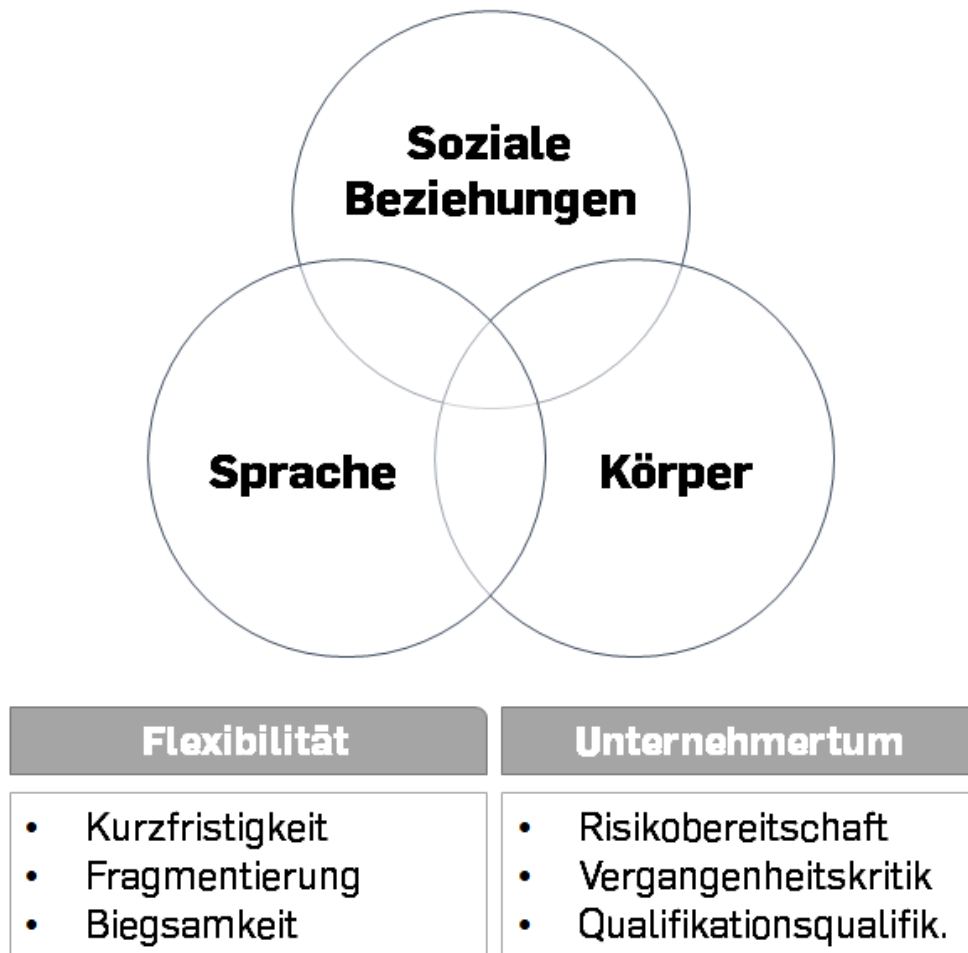


Abbildung 5.1.: Dimensionen des produktiven Menschen, wie sie in der Literaturanalyse (siehe **Teil III**) untersucht werden.

täglichen Kampfes eingezeichnet: Sprache, Körper und Soziale Beziehungen. Ein Kampf (mit und gegen sich selbst) um die Deutungsmacht in der Welt, um die Unterscheidung zwischen normal und anormal, zwischen wahr und unwahr, um die Grenze zwischen Denk- und Undenkbarem. Diese *Dimensionen des produktiven Selbst* geben die Gliederung der Literaturanalyse vor und finden an anderer Stelle eine entsprechende Bedeutung (Kap. 7.3.1, 7.3.2 & 7.3.3). Quer dazu liegen zwei entsprechende Programme produktiver Rationalität, die ich als *Kreuzungen des produktiven Menschen* begrifflich dingfest machen möchte: Selbstverantwortung und Zeitknappheit.

Zur Erreichung aktiv-unternehmerischer Flexibilität suggerieren sich diverse Hebel, an denen die Subjekte im Zuge ihrer Optimierung voller Tatendrang ansetzen können. Kämpfe um die Transformation zum produktiven, (und damit dem Anspruch folgend) erfolgreichen und glücklichen Menschen vollziehen sich in mehreren Arenen. In meiner Analyse fokussiere ich auf 1) den Körper, 2) die Sprache und 3) die sozialen Beziehungen. Das Funktionsprinzip des neoliberalen Zugriffs auf den Arbeitswillen des Menschen ist diffizil. Neue Zeitstrukturen werden nicht wie noch in Zeiten der Industrialisierung gewaltsam *von oben*, also mittels der Ausübung von Zwängen, durchgesetzt. Die Geschichte der Neoliberalisierung von Arbeitsmotivation und -bereitschaft wird von unten, von den Individuen selbst geschrieben. Neoliberale Politik erklärt prinzipiell alle Menschen zu potentiellen Kollaborateur_innen.

Kreuzungen des produktiven Selbst

Selbstverantwortung: Neoliberale Arbeitsmotivation ist, um noch einmal auf Foucault zu verweisen, auch eine Regierungstechnologie, die zwischen Anormalem (Faulheit, Muse, Unproduktivität, mangelnder Einsatz, mangelndes *commitment*) und Normalem (Begeisterungsfähigkeit, Produktivität, Einsatz, Wille, Überzeugung, Aufopferung) unterscheidet, und letzteres als überlegene Art und Weise, persönliches Glück zu finden, propagiert. „Selbstechnologien ermöglichen Individuen, mit eigenen Mitteln bestimmte Operationen mit ihren Körpern, mit ihren eigenen Seelen, mit ihrer eigenen Lebensführung zu vollziehen, und zwar so, dass sie sich selber transformieren, sich selber modifizieren und einen bestimmten Zustand von Vollkommenheit, Glück, Reinheit, übernatürlicher Kraft erlagen“ (FOUCAULT 1984, 35 f.; zit.n. BRÖCKLING, KRASMANN und LEMKE 2000, 28 f.). Flexible Individuen ausgestattet mit einem unternehmerischen Selbst – eben der produktive Mensch, wie er in diesem Kapitel definiert wurde – können/kann nunmehr mit Rückgriff auf die Prinzipien Angst *oder* Freiheit bzw. Selbstverantwortung produziert werden. Wenn

der Markt innerhalb der neoliberalen Matrix zum organisierenden und regulierenden Prinzip des Staates aufsteigt, gilt komplementär dazu auch, dass sich der Produktivismus zum organisierenden und regulierenden Prinzip des Subjektes erhebt. Anders formuliert: „Sah sich der alte Neue Mensch als Produkt der Gesellschaft, so versteht sich der neue Neue Mensch als Eigenprodukt‘ (HONDRICH 2001, 8). Er schafft sich selbst, indem er sich verwirklicht. Der Unternehmer, letzter Heros einer heldenlosen Ära, verallgemeinert sich: Jeder wird zum Unternehmer seiner selbst“ (MICHALITSCH 2006, 14).

Zeitstrukturen: Die Ausrichtung des Lebens entlang der Muster (neuartiger) Arbeit, die den überwiegenden Teil des Lebens vereinnahmt, ist ein weiterer Schritt in der umkämpften Arbeitsgeschichte. Schon die Durchsetzung der Industriearbeit und der Bruch mit den von der Natur vorgegebenen Zyklen erklärte bestehende Zeitstrukturen für obsolet. Frühling, Sommer, Herbst und Winter verloren ihre lebensentscheidende Bedeutung.⁹⁰ Feiertage wie jener des Erntedankfestes bekommen einen anachronistischen Anstrich, werden häufig nur noch in ländlichen Gebieten zum Zwecke der Traditionsbewahrung zelebriert. Getragen von einer erstarkenden Interessensvertretung der Arbeiter_innen, der Arbeiterbewegung*, wurde nach jahrzehntelangem Kampf ein in vielen Ländern ähnlich verfasstes Modell fixer Zeitverhältnisse konstituiert. Die gewerkschaftlich erkämpfte Dreiteilung des Tages in je acht Stunden Arbeits-, Erhol- und Freizeit, etabliert als gültige Zeitstruktur im Leben vieler Menschen, wird hinterfragt. Rund um dieses von Planbarkeit, Berechenbarkeit und letztlich Kontrollierbarkeit getragenen Zeitmodell ist der typische Arbeitstag der fordististischen Arbeitskraft aufgebaut. Die institutionelle Verankerung der fordistischen „Disziplinarzeit“ (FOUCAULT 1977, 173 ff.) stellte das Modell auf Dauer und etabliert eine „Detailorganisation von Raum- und Zeiteilen, die den einzelnen Menschen in seiner Lebenswelt wie in ein Korsett einspannt“ (NEGT 2008, 143). Meine These ist, dass dieser eingeschränkte und durch rechtliche Vereinbarungen (scheinbar) geschützte Zeitkompromiss in der Dämmerung gewerkschaftlichen Engagements und Zeit bewahrenden Widerstandes aufgekündigt wird und einseitig – von Arbeitgeber_innenseite – eine (Neu-)Aneignung der Zeit vorgenommen wird, die in ihrer Konsequenz mit Entwicklungen im 18. Jahrhundert vergleichbar ist. Diese durch Flexibilisierung ermöglichte (vermeintliche) freie Verfügungsgewalt über

⁹⁰ Heute sind Jahreszeiten für uns lediglich im Kontext der Urlaubsplanung relevant. Und selbst dort verlieren Sie für Gutverdiener_innen im Rahmen leistbarer Fernreisen ihre Bedeutung. Der Mensch beherrscht heute noch mehr als damals die Natur insofern er unabhängig von den Jahreszeiten leben und arbeiten kann.

meine Zeit ist in ihrem Kern hochgradig pathologisch. Das Wegfallen der zeitlichen Bewegungsfreiheit zwischen Arbeits-, Erhol- und Freizeit gilt gemeinhin als Einlösung eines Freiheitsversprechens, dass wir schon bei Thomas Hobbes finden: „Nach meiner Ansicht ist die Freiheit nichts anderes als die Abwesenheit von allem, was Bewegung verhindert“ (HOBBS 1949, 171 f.; zit.n. NEG 2008, 145). Seit dem 17. Jahrhundert gilt die Verkürzung der Arbeitszeit als „Mittel [der] Befreiung“ (NEG 2008, 148). Im Gegenteil dazu wurde die „Verfügung über Raum und Zeit zu einem wesentlichen Herrschaftsmittel [...] [D]ie langwierigsten und opferreichsten Arbeiterkämpfe [waren] darauf gerichtet, den Arbeitstag zu verkürzen und den Lebenstag zu verlängern“ (ebd.). Diese marxistische Zeitdiagnose hat heute noch Gültigkeit. Der Ausgang dieser Kämpfe jedoch hat sich hin bewegt zu einer, die Freizeit minimierenden Ausweitung der Arbeitszeit, die unter dem Schlagwort der Flexibilisierung vor allen Dingen bei Vielbeschäftigten reüssiert. Es gilt der Zusammenhang: Work hard – Play hard. Heute wie damals hat das Kapital die Tendenz, „Arbeit während aller Zeiten des Tages anzueignen, also den Arbeitstag auszuweiten, daß [sic!] Arbeitstag und Lebenstag praktisch miteinander verschmelzen“ (ebd.).

Passage

Ziel des Abschnitts war es, eine Arbeitsdefinition des Neoliberalismus zu formulieren. Zu diesem Zweck wurde kurz den Ursprüngen des (neo)liberalen Projekts nachgespürt. Letztlich wird Neoliberalismus als an das Individuum zielgerichtete Utopie eines produktiven Lebens operationalisiert, die in kapitalistische Verhältnisse eingebettet ist. Als Idolfigur agiert der stetig disponible, allzeit bereite und unablässig produktive Mensch. Richard SENNETT (2010) mit dem Entwurf des flexiblen Menschen und Ulrich BRÖCKLING (2007) mit seiner Analytik unternehmerischer Rationalität haben wichtige Bestimmungsmerkmale des produktiven Selbst beschrieben. Beide Konzepte gehen über die Arbeitswelt der Betroffenen und demnach neoliberal Subjektivierten hinaus. In der Zusammenschau entsteht eine erste Skizze menschlicher Dauerproduktivität. Deren Grundriss ist vom Diktum der Selbstverantwortung umrahmt. Als Bestandteil eines sich im Aufbau befindlichen Unterfangens kommt – wie in sovielen Utopien – die Freiheit als Projektion für die parallelen Sehnsüchte von Arbeitgeber_innen und Arbeitnehmer_innen zum Einsatz. Der Erfolg- und Autonomieversprechende Glanz einer besseren Zukunft auslobenden Fassade für das neoliberale Projekt zum Umbau der Arbeitsbereitschaft gebart sich

den Karrieresuchenden der Gegenwart als Faszinosum, „als etwas das auf seltsame, geheimnisvolle Weise fasziniert, fesselt [und] anzieht“ (DUDEN-ONLINE 2013).

Teil III.

Empirie

6. Fiktionale Literatur und Politikwissenschaft

*[...] dem Soziologen gegenüber
fühlte [Flaubert] sich auch moralisch überlegen,
weil er glaubte, sich als Autor
den gesellschaftlichen Zwängen entziehen zu können.*

LEPENIES 2006, 119

6.1. Methodische Vorbemerkungen

Gesellschaftlichen Phänomenen aus einer politikwissenschaftlichen Perspektive unter Zuhilfenahme literarischer Texte auf den Leibe zu rücken, stellt innerhalb der akademischen Disziplin selbst eine Randposition dar. Umso mehr bedarf der selbstverständliche Umgang mit fiktionaler Literatur (leider) immer noch der Rechtfertigung. In einem ersten Schritt soll kurz meine Vorstellung einer literaturfreundlichen Politikwissenschaft skizziert werden. Darauf aufbauend folgen einige Sätze zu dem dieser Arbeit zu Grunde liegenden Wirklichkeitsbegriff in Wissenschaft und Literatur. Bevor ich im zweiten Abschnitt meine konkrete methodische Vorgehensweise darlege (Kap. 6.2), werden folgende Fragen gestreift: Warum kann auf den ersten Blick Er- bzw. Ausgedachtes auch für eine politikwissenschaftliche Analyse gesellschaftlicher Verhältnisse fruchtbar sein (Kap. 6.1.2) und welches Verständnis von (Politik-)Wissenschaft ist hierfür notwendig (Kap. 6.1.1)?

6.1.1. Prämissen einer *interpretativen* Politikwissenschaft

Welche Art der Politikwissenschaft ist überhaupt mit den theoretischen Voraussetzungen ausgestattet, die einen Zugriff auf Literatur ermöglichen? In Anlehnung an Max Webers Konzept einer verstehenden Soziologie sind interpretative Ansätze für literarische Texte prinzipiell aufgeschlossen (vgl. MOZETIČ 2003, 105).

Mindestens seit dem Symbolischen Interaktionismus nach George Herbert Mead (siehe [Abschnitt 2.1](#)) ist es Ziel dieser der hermeneutischen Schule zugerechneten Perspektive, den Sinn respektive die Bedeutung von Aussagen zu verstehen. Als erste Prämisse gilt: Menschliches Zusammenleben konstituiert sich durch soziale Handlungen.⁹¹ Menschen wiederum handeln auf Basis von Bedeutungen, also dem Sinn, den sie bestimmten Objekten, Phänomenen etc. zumessen.⁹² Intentionen, Überzeugungen, Bedeutungen und die Sprache sind für menschliches Handeln konstitutiv. Hauptaufgabe einer interpretativen Politikwissenschaft ist die Untersuchung von Sinnverhältnissen. Damit befinden sich verstehende Soziolog_innen respektive interpretativ-hermeneutisch forschende Politikwissenschaftler_innen zum einen im Widerspruch zu funktionalistischen Positionen, denn nicht Strukturen, Ordnungen, Systeme etc. sind primär, sondern die die Gesellschaft überhaupt erst begründenden Handlungen stehen im Fokus des Interesses. Andererseits, und hier tut sich der Unterschied zur konflikttheoretischen Schule auf, setzen Menschen Handlungen nicht (nur) auf Basis ihrer Interessen, sondern aufgrund ihrer Interpretationen der Wirklichkeit. Ziel einer so konzipierten Wissenschaft ist es nunmehr, Handlungen in erster Linie zu verstehen, um sie erklären zu können (vgl. [MOZETIČ 2003](#), 71-78; [SCHIMANK 2000](#)).

Daraus lässt sich auch ein zweiter methodologischer Schluss zur Verortung der Literatur innerhalb einer prinzipiell aufgeschlossenen Sozialwissenschaft ziehen: „Wenn belletristische Literatur für Zwecke der Soziologie [und auch Politikwissenschaft, *Anm. L.R.*] in Betracht kommen soll [erscheint] dies aus einer mikro- oder meso-soziologischen Perspektive – in der es um Handlungen und Interaktionen von Personen in einem lebensweltlichen und institutionellen Kontext geht – am ehesten möglich“ (vgl. [MOZETIČ 2003](#), 108). Die Analyse (polit-)ökonomischer Strukturen ist der Erkenntnis über individuelles menschliches Handeln nachgeordnet. Insofern versteht sich diese Arbeit als Beitrag zu einem besseren Verständnis neoliberaler Lebensweise. Die subjektive Dimension neoliberalen Daseins bietet der Sozialwissenschaft – so eine weitere Prämisse des vorliegenden Texts – dabei ebenso Ansatzpunkte

91 „Soziologie [...] soll heißen: eine Wissenschaft, welche soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich erklären will. ‚Handeln‘ soll dabei ein menschliches Verhalten (einerlei ob äußeres oder innerliches Tun, Unterlassen oder Dulden) heißen, wenn und insofern als der oder die Handelnden mit ihm einen subjektiven Sinn verbinden. ‚Soziales‘ Handeln aber soll ein solches Handeln heißen, welches seinem von dem oder den Handelnden gemeinten Sinn nach auf das Verhalten anderer bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist“ ([WEBER 1972](#), 1).

92 Hier beziehe ich mich auf die Anerkennung des subjektiven Blickwinkels innerhalb der Sozialwissenschaften, weg von der Diskreditierung und Trivialisierung einzelmenschlicher Erfahrung hin zur Akzeptanz ihrer gesellschaftlichen und sozialwissenschaftlichen Relevanz.

zur Kritik von Macht- und Herrschaftsverhältnissen, wie in etwa eine Analyse der global ungleich organisierten Arbeitsteilung im kapitalistischen Wirtschaftssystem. Die Auffassung von Text(en) als sozialwissenschaftliches Erkenntnisobjekt bedarf einem weit gefassten Verständnis des Politischen. Politikwissenschaft darf sich anderen, in diesem Bereich progressiveren Wissenschaftsdisziplinen wie etwa der Soziologie, nicht verschließen. Der im Anschluss vorgenommenen Literaturanalyse liegt im Kontext einer hermeneutisch-interpretativ konzipierten Politikwissenschaft eine vierte wichtige Prämisse zu Grunde: Bei der Beschäftigung mit Literatur geht es oft um plausible Glaubhaftmachung und weniger um stringente Beweisführung (vgl. MANTL 2000, 18).

6.1.2. Realitätsgehalt fiktionaler Literatur

Der Rückgriff auf fiktionale Literatur – in welcher Form auch immer – bedarf der Legitimation, denn eine politikwissenschaftliche Suche nach den Produktionsverhältnissen von Wahrheit unserer Zeit bedient sich in aller Regel Primärtexten wie z.B.: Gesetzes- und Verfassungsschriften, politischen Reden oder (Partei-)Programme, Umfrageergebnisse aus Marktforschungsstudien etc. Trotz eines sich hartnäckig haltenden Selbstverständnisses als Lektüre- und Recherchewissenschaft rücken, stärker als zuvor, sekundäre Informationsquellen in die Möglichkeitsräume sozialwissenschaftlicher Arbeit. Dies ist auch in der wachsenden Anzahl methodischer Herangehensweisen zur Analyse von Liedtexten, Filmen, literarischen Texten uvm. belegt, deren theoretische *Heimat* von der Hermeneutik über die Cultural Studies bis zu konstruktivistischen Ansätzen reicht. Trotz zum Teil sehr unterschiedlicher Zielsetzungen wird das Heranziehen fiktionaler Texte im Rahmen des eigenen wissenschaftlichen Tuns zunehmend anerkannt.

Der Bezug auf *erfundene* Zeilen ist kongruent mit dem hier vertretenen Kritikbegriff, dessen Kernaufgabe sich als Aufzeigen von Differenzen versteht, zwischen den in einer Gesellschaft um Hegemonie kämpfenden Ansprüchen und der zwar auch konstruierten, aber in ihren Konsequenzen wahr und richtig empfundenen, Realität. Im strengen Sinn trachtet eine hermeneutische Perspektive im vorliegenden Kontext danach, „möglichst viel in der Welt mittels Literatur zu verstehen [...] und Erkenntnisse über Macht oder über das Politische aus solchen Werken herauszupräparieren“ (LÖFFLER 2011, 3). Einen aktuellen Beitrag zur hermeneutischen Nutzbarmachung der Literatur aus Sicht der Politikwissenschaft leistet Jacques RANCIÈRE (2007). Mit Blick auf die Demokratisierung *moderner* Machtverhältnisse, auch im Bereich des Literarischen, vergleicht Rancière das Feld der Literatur in der

Gegenwart als eines, das weitestgehend ohne Zugangsbeschränkungen auskommt, als Raum der (beinah) allen offen steht, unabhängig von Inhalt, Form und Position. Ein offener Literaturbetrieb (sic!) verbreitert den Raum des Denk- und vor allen Dingen Schreibbaren, als zunehmend mehr Versatzstücke des Realen Eingang in die vormals elitäre Welt zwischen den zwei Buchdeckeln finden. Aufgabe der Wissenschaft ist daher auf Basis eines festen, theoretischen Fundaments, den verhandelten Rationalitäten und möglichen Erfahrungsmatrizen politischer Literatur nachzuspüren – gleichwohl die behandelten Texte ein fiktionales oder nichtfiktionales Attribut tragen. In der Literatur kommt es mitunter zu einer Herausforderung für Grenzen des Denkbaren. In der politischen Literatur werden alte Ordnungen hinterfragt, Handlungsspielräume für Subjekte neu festgelegt, nicht jedoch ohne dabei neue Demarkationslinien zwischen wahr/unwahr, möglich/unmöglich, produktiv/unproduktiv zu ziehen. Rancièrs Politikbegriff „meint die immer umkämpfte Konstituierung eines spezifischen Erfahrungsraums: hier ist festgelegt welche Subjekte agieren können, welche Identitäten anerkannt und welche verworfen werden, was überhaupt als politisch relevant denkbar ist usw. Er bezeichnet dies auch als die Verteilung des Denkbaren (distribution of the sensible)“ (LÖFFLER 2011, 4). Literatur ist für die *Konstitution von Denkräumen* essentiell und als solche von politischer und politikwissenschaftlicher Relevanz. Literatur hilft Subjekten bei der Formulierung von Ansprüchen genauso wie sie bei der Einordnung des Erlebten unterstützt und die Interpretation gesellschaftlicher Verhältnisse (vor)strukturiert. Nicht zuletzt sind besonders fiktionale Erzählungen beim Nachdenken über Alternativen von großer Bedeutung, erlauben Sie doch utopische Gedankenexperimente und subtil-verdeckte Kritik an der Gegenwart. Sie fungiert als Komplement zur wissenschaftlichen Herangehensweise, da die Diffizilität gesellschaftlicher Mikroverhältnisse, die Komplexität menschlichen Zusammenlebens in der Literatur *doppelt anders* als wissenschaftlich möglich beschreibbar und somit fassbar gemacht werden können. Qualitativ korrelieren ausschweifende Sprachbilder, gewieft Pointen und die Unzahl an zur Verfügung stehenden Adjektiven (um nur einige Unterschiede zur wissenschaftlichen Sprache anzudeuten) stärker mit der Vielfalt postmoderner Gesellschaften. Zusätzlich stellt sich aus quantitativer Perspektive die Frage, ob die Uneindeutigkeit kontemporärer (Ideal-)Biographien, mit einer auf Knappheit, Präzision und Schärfe abzielenden Wissenschaftssprache überhaupt vollständig abgebildet werden kann.⁹³ Ist nicht die sprachliche Kombination aus literarischer

93 Ich danke an dieser Stelle Christoph Novak für seinen Hinweis, dass diese Art und Weise, Wissenschaft schreibend zu betreiben, als männliche-elitäre Form auf Exklusion abzielt. Eine

Ausschweifung und wissenschaftlicher Sparsamkeit am besten dazu geeignet, den komplexen Rationalitäten des 21. Jahrhunderts auf den Leib zu rücken? Gerade auch wenn mit den Cultural Studies die Ubiquität von Text und Diskurs kaum noch hinterfragt werden kann. „In Sprache und damit in jedem Text wird notwendig eine Fiktion der Wirklichkeit oder eine virtuelle Realität entworfen“ (ebd., 5).

Mit Marion Löffler lässt sich noch ein weiteres wichtiges Argument für die wissenschaftliche Nutzbarmachung fiktionaler Literatur finden. Während eine klare Abgrenzung, sozusagen die Kontextualisierung der eigenen Thesen, in theoretischen Texten nicht nur Usus sondern gleichzeitig notwendig ist, gehören enge Prämissen eben gerade nicht zum Anforderungsprofil literarischer Texte. Anders formuliert: Sowohl Richard Sennett als auch Ulrich Bröckling – um beim Thema dieser Arbeit zu bleiben – opfern die Reichweite ihrer Ansätze zu Gunsten der Stringenz. Je weniger mit den eigenen Thesen erklärt werden soll, desto eher sind diese auch in Übereinstimmung mit der beobachteten Realität zu bringen. Der Bruch mit Konventionen des eigenen Genres gehört in der Literatur schier zum guten Ton, während wohl bereits ein sarkastischer Unterton, den Erfolg jedes wissenschaftlichen Papers im Vorhinein schmälert, wenn nicht gar verunmöglicht (ebd., 11).

Des Weiteren gelten literarische Texte als mehr oder minder unverfänglich, wohingegen eine theoretische Elaboration immer den Anspruch impliziert, Überzeugungsarbeit zu leisten. Die Lektüre des flexiblen Menschen von Richard Sennett ist mitnichten Entertainment, und wird auch bei den Rezipienten nicht an einem Humor- und Unterhaltungsfaktor gemessen. Nichtsdestotrotz regen Texte – egal ob auf einer Kinoleinwand erzählt oder mittels Ebook-Reader vor der Nachtruhe konsumiert – immer auch zum Nachdenken an. Umhüllt vom unschuldigen Mäntelchen lesbarer Leichtigkeit existiert immer Subtext *zwischen den Zeilen*. Kaum jemand will sich heute noch die Welt von öffentlich finanzierten Rauschebärten erklären lassen (sic!), wo sich doch auch in der Biographie von Zlatan Ibrahimović oder in der (abscheulichen) Xenophobie eines Thilo Sarrazins Antworten auf die Möglichkeit zum Aufstieg und die Angst vor dem Abstieg finden. In der allabendlichen Zerstreuung manifestiert sich das Erkenntnissubjekt immer wieder neu.

Fiktionale Literatur in ihrer hegemonialen Definition bezeichnet eine Kulturtechnik, die ohne expliziten Anspruch auf Wahrheit auskommt und dem Anschein nach nicht oder nur in begrenztem Ausmaß mit der Realität übereinstimmt. Das bedeutet nun aber gerade nicht, dass fiktionale Texte realitätsfern sind und sich somit nicht

Abkehr gelingt u.a. Arbeiten aus dem Kontext der African-American Cultural Studies (vgl. DAVIDSON und YANCY 2009).

zur Analyse gesellschaftlicher Phänomene sprich der Realität eignen. Jede Utopie respektive Dystopie, möge sie noch so fantastisch sein, die sich auf den ersten Blick als empirisch nicht haltbar erweist, agiert, indem sie sich von einem in der Gegenwart vorfindlichen Zustand abgrenzt, in Bezug zur Wirklichkeit. In jeder Fiktion steckt also immer auch ein Fünkchen Wahrheit. Ihrer Idee nach angelegt als Kontrastprogramm zur Realität, also auch zum Status quo, ist fiktionale Literatur aus Sicht einer eingreifenden Politikwissenschaft insofern interessant, als sie demnach immer auch Ansätze zur Veränderung bzw. zur Überwindung herrschender Verhältnisse beinhalten kann.⁹⁴

Der „empiristische Konsens“ (MOZETIČ 2003, 59) vieler theoretischer Strömungen in der Wissenschaft, die unter dem Deckmantel des Realismus-Arguments quasi als *Gatekeeper* für die Literatur auftreten, wonach es eine von den Forschungsmethoden weitestgehend unabhängige Wirklichkeit gibt, erschwert bzw. verunmöglicht es Vertreter_innen dieser Perspektiven, in ihrer Arbeit auf literarische Quellen zurückzugreifen. Gerade weil Literatur mit dem Etikett der Subjektivität versehen ist, scheint sie auf den ersten Blick mit *objektiver* Wissenschaft inkompatibel. Verabschiedet man sich vom *unrealistischen* Idealbild einer objektiven Wissenschaft, die gemäß dem Postulat *Erkennen heißt Abbilden* der Vorstellung folgt, Realismus (in der Wissenschaft) sei nicht viel mehr als eine (wissenschaftliche) Abbildung der Realität, gewinnt Literatur als Werkzeug für Wissenschaftler_innen an Legitimität. Aus dieser Sichtweise ist all jenes realistisch, was uns hilft, Zusammenhänge zu entdecken respektive zu verstehen. Die politikwissenschaftliche Lektüre literarischer Texte gibt Auskünfte z.B. über den sozialen Wandel im Zuge der Industrialisierung v.a. bezüglich der subjektiv erfahrenen Veränderung von Lebensbedingungen. Literatur trägt also zu unserem Verständnis vom Leben der Menschen in dieser Zeit bei und ist in diesem Sinne hochgradig *realistisch*. Literatur ist dann nicht Abbildung der Realität, sondern hilft der/dem Wissenschaftler_in, den subjektiven Prozess der Weltaneignung zu verstehen. Denkt man diese Begriffsumdeutung konsequent zu Ende, verfügt nunmehr auch nicht-realistische Literatur, also Text der mit den Stilmitteln der Übertreibung und Zuspitzung operiert, über einen spezifischen Realitätsgehalt, da in ihm z.B. soziokulturelle Konfliktlinien, nationale Identitätskonstruktionen, Besonderheiten u.v.m. nicht in der *Blässe wissenschaftlicher Fakten* untergehen.

94 Zudem gelten Literat_innen in ihrer Arbeit als freier und den methodischen (Denk-)Zwängen erhabener als Wissenschaftler_innen. Ob die Freiheit im künstlerischen Feld auch heute noch größer als im wissenschaftlichen Feld ist kann in Anbetracht der Intrusionsdynamik des ökonomischen Feldes (vgl. VOLKMANN und SCHIMANK 2006, 232-242) auf alle anderen Felder zunehmend hinterfragt werden.

Unterm Strich finden wir diese Art des Realismus auch in der fiktiven Literatur, also in Texten, die an sich keinen Anspruch auf eine empirische Überprüfung haben (vgl. [ebd.](#), Kap.11). Die Analyse neoliberaler Gouvernamentalität unter Zuhilfenahme eines literarischen Textes kann sich jedenfalls nicht auf einen empiristischen Konsens stützen.

Autor_innen literarischer *und* wissenschaftlicher Texte sind immer auch Beteiligte. Die *textualistische* Herausforderung – egal ob von strukturalistischer oder relativierend post-moderner Seite – soll nicht den Blick für die Erkenntniskraft soziologischer Literaturanalysen verstellen. Trotz alledem sieht sich z.B.: Kathrin Röggla, deren literarisches Schaffen im empirischen Teil dieser Arbeit behandelt wird, als Involvierte. Weder Wissenschaftler_innen noch Literat_innen sind in der Lage, sich außerhalb der hegemonialen Ideologie des Neoliberalismus zu positionieren. Somit ist jede Vorstellung von Objektivität erst einmal in Frage zu stellen. Was macht neoliberales Denken mit uns, wie äußert es sich und warum erscheint uns die offensichtliche Malaise neoliberalen Wirtschaftens, Denkens und Lebens nur so selbstverständlich? Das sind jene Fragen, auf die ich in den nächsten Kapiteln in Reflexion der politikwissenschaftlichen Lektüre von zwei Romanen und einem Drama Antworten zu finden versuche. Im folgenden Kapitel finden sich konkrete Anmerkungen zu meiner methodischen Herangehensweise an die behandelten Texte.

6.2. Forschungsmethodischer Ansatz

Zuhören statt nachfragen

Ich möchte mich in meiner politikwissenschaftlichen Arbeit fiktionaler Literatur, gemeinhin als Literatur ohne expliziten Anspruch auf Wahrheit definiert, aus einer zurückhaltenden Perspektive nähern. Darunter verstehe ich eine Vorgehensweise, die den Texten *zuhört* und sie nicht mit konkreten Fragen konfrontiert. Im Sinne eines hermeneutischen Anspruchs, wonach literarischer Text auf seinen politikwissenschaftlich relevanten Sinn hin untersucht wird, stellt ebendieses *sprechen lassen* eine zentrale methodische Position meiner Arbeit dar. Beweismaterial für vorher formulierten Thesen zu sammeln und etwaige Erkenntnisse an eindeutig formulierte Forschungsfragen rückzubinden, ist meiner Meinung nach ungeeignet, um Literatur als Ausdruck einer analytisch wertvollen Beschreibung und Verarbeitung subjektiver Gefühlslagen zu verstehen. Gerade weil z.B. Kathrin Röggla in ihrem Roman eine ähnliche Arbeitsweise wählt und ihre Protagonist_innen *zu Wort kommen lässt*, ihnen *zuhört*, scheint mir ein solcher Weg sinnvoll und erkenntnisreich zugleich.

Da einer derartigen Verfahrensweise die Gefahr der Beliebigkeit immanent ist, will ich nicht gänzlich orientierungslos in die Texte *eintauchen*. Ein zentraler Haltegriff ist das von Röggl selbst postulierte Verständnis von Realismus. In Referenz an Elfriede Jelineks literarisches Schaffen und deren „punk atmosphäre“ (RÖGGLA 2011, 18) versteht Röggl Auseinandersetzungen mit der Wirklichkeit immer als Orientierung an den sozialen Problemen einer Zeit. Indem sie in ihrem dokumentarischen Ansatz Fakten und fiktionalen Text gleichwertig nebeneinander stellt, ineinander integriert und am Ende doch bis zur Unkenntlichkeit verwischt, betont Röggl den subversiven Charakter realistischer Literatur. Sie schließt damit an Alexander Kluges Vorstellung eines Realismus in der Kunst an, der gerade nicht die Realität abbildet, sondern danach trachtet, den Objektivismus überhaupt zu zerstören. Jeder Realismus ist daher notwendigerweise als Protest an der Wirklichkeit zu denken (vgl. PIRKER 2008, 17-20). Bei meinen Versuchen *zuzuhören*, möchte ich also immer dann genauer *hinhören*, wenn Widerstand, Protest, Diskontinuitäten, Pathologien u.v.m. thematisiert werden.

In einem ersten Schritt werden einzelne Sätze oder Satzfragmente aus ihrem Zusammenhang gerissen, um sie anschließend mit anderen Textpassagen, die in eine ähnliche Kerbe schlagen, zusammen zu bringen. Als Ergebnis steht dann die dem literarischen Text abgerungenen (Dekonstruktion) und kategorisch neu geordnete (Rekonstruktion) wissenschaftliche Erkenntnis eines Idealmodells neoliberalen Lebensstils.

Sich-Einrichten im selbstverständlichen Zwang der Verhältnisse

Die subjektive Dimension des Neoliberalismus wurde in der politikwissenschaftlichen Forschung bisher eher stiefmütterlich behandelt. Mit Verweis auf die Tradition der »Kritischen Psychologie« (vgl. GERLACH 2000) ist es nunmehr möglich, Mentalitäten, Weltsichten, subjektive Antriebskräfte neoliberalen Handelns, schlichtweg neoliberales Denken zum Gegenstand politikwissenschaftlicher Forschung zu machen. Der Prozess neoliberaler Bewusstseinsbildung wird mit Hilfe der Literatur nachvollzogen. Ein instruktives Beispiel für die Synthese von Literatur und wissenschaftlicher Erkenntnis ist Norbert Elias. Zeit seines Lebens interessierte er sich für die Sichtbarmachung von Gefühlsstrukturen, Handlungsweisen und Ausdrucksformen, welche (un)mittelbar für das Handeln der Menschen verantwortlich sind. Beinahe selbstverständlich zog er – wie u.a. auch J.P. Sartre – Belletristik als Unterstützung seiner soziologischen Texte heran (vgl. MOZETIČ 2003, 297-303).

Ebendiese Innensicht ist es auch, welche mich in meiner Arbeit zum Neoliberalismus, verstanden als auf das Selbst angewandte Regierungstechnik, interessiert. Der Suche nach den persönlichen bzw. individuellen Antrieben neoliberalen Handelns liegt die Prämisse zu Grunde, dass es gerade die Ideologie des Neoliberalismus und weniger seine Existenz als Organisationsprinzip bzw. Regulationsweise des Kapitalismus ist, die ihn so wirkmächtig, selbstverständlich und scheinbar alternativlos erscheinen lässt. Anhand dessen, was uns die Figuren in den Erzählungen vermitteln, soll das Wesen bzw. die Tiefenstruktur des gesellschaftlichen Phänomens Neoliberalismus erfasst werden.

Unter dem Eindruck der im vorigen Kapitel formulierten Prämisse, dass das Soziale in den Handlungen der Individuen entsteht, liegt der Fokus meiner Lektüre unbedingt auf der subjektiven Ebene. Gibt es ironische Schilderungen des Alltagslebens und erzählen uns die Protagonist_innen neoliberale Gouvernamentalität als pathologisches, extremes und destruktives Phänomen? Kathrin Rögglas Buchtitel, »wir schlafen nicht«, gibt hier gleich zwei Hinweise. Zum einen erzählt sie uns vom Zwang, etwas Schönes und Überlebensnotwendiges nicht zu tun, denn nicht zu schlafen bedeutet auch, den eigenen Körper ernsthaften Belastungen auszusetzen. Zum anderen geht dieser Zwang nicht von anderen, sondern von uns selbst aus. Wir selbst sind es, die uns zurichten, die uns disziplinieren, uns letztlich nicht schlafen lassen. In Rögglas Roman »wir schlafen nicht« kommen jene zu Wort, die innerhalb der neoliberalen Matrix unter Zwang funktionieren müssen (vgl. PIRKER 2008, 35f.). Sie sind dazu unter anderem deshalb bereit, da sie ebendiese Anforderung als Steigerung ihrer persönlichen Freiheit interpretieren. Auch Joshua Ferris greift auf das *gefährliche Pronomen*⁹⁵ »wir« zurück. Vermeintliche Immortalität als Bestandteil einer Vergangenheit, an deren Ende wohl die Erkenntnis über die eigene Sterblichkeit steht. Als solches erzählt der Roman »Wir waren unsterblich« vom täglichen Sterben in den Büros einer nach Prinzipien der Flexibilität und Produktivität organisierten Arbeitswelt. Schon die gewählte Metapher verweist auf mögliche pathologische Immanenzen.

In der Lektüre möchte ich die Analyse auf Dysfunktionalitäten fokussieren. So begeben mich auf die Suche nach von Alkoholismus, Narzissmus usw. gezeichneten Innenwelten, will die charakterlichen Abgründe neoliberaler Gewinner_innen rekapitulieren und letztlich jene destruktive Kraft des Neoliberalismus fassen, die auch

⁹⁵ Dieser Begriff entstammt SENNETT (vgl. 2010, Kap.8), der sein Schlusskapitel, indem er gemeinschaftliche Alternativen zum flexiblen Menschsein reflektiert, als Auseinandersetzung mit dem *gefährlichen Pronomen* »wir« tituliert und somit auch auf die Kontingenz solcher Konzepte rekurriert.

vor den (kollektiven) Schutzschirmen (vgl. CASTEL 2000, 401-413) angeblicher Profiteur_innen keinen Halt macht. Trifft der Neoliberalismus als Ideologie mit all seinen negativen Auswirkungen (vgl. ebd.) auch vermeintliche Nutznießer_innen? In der Arbeit wird das neoliberale Gesellschaftskonzept, dessen Regeln sich die Individuen selbst und insbesondere ihren Körpern auferlegen und das „Regierungsform und Subjektivierungsprozess ineinander verschränkt“ (PIRKER 2008, 36) thematisiert.

Ideologiekritik als Sprachkritik

Nicht zuletzt spielen rhetorische Ausdrucksformen in der literarischen Verdeutlichung von Lebenswelt, von Zwängen, von Wahrnehmungskategorien und Ideologien eine wichtige Rolle. Deshalb will ich in der Lektüre des Textes auch Sprache und Begrifflichkeit neoliberalen Gewinner_innentums erforschen. Kathrin Röggla meint in Anlehnung an Judith Butler, dass sich in der Sprache Macht- und Herrschaftsstrukturen manifestieren (vgl. ebd., 36-39, 104f.). Die Kenntnis bzw. Analyse des Gewinner_innen-Vokabulars ist für ein Verständnis neoliberaler Verhältnisse elementar, da sich im Sprechen der Akteur_innen hegemoniale Diskurse widerspiegeln und sich neoliberales Subjektbewusstsein permanent ausbildet. Sprache ist für die subjektive Sinnkonstruktion unersetzbar. Die Protagonist_innen interpretieren ihre Welt unter Zuhilfenahme eines speziellen, neoliberalen Vokabulars. Ebendiese spezifische Sprache beinhaltet selbst erste Indizien zur Beschreibung neoliberaler Lebensweise. Die Sprache der Literatur kann sich auch hier als günstig erweisen, unterliegt sie doch gerade nicht jenen wissenschaftlichen Konventionen, die Hubert Fichte zufolge „mit verantwortlich [sind] für die Verkrüppelungen in unserer Welt“ (FICHTE 1980, 361). Während diese Art der wissenschaftlichen Sprache die Sprache der Untersuchten respektive Unterdrückten eher zudeckt und ignoriert, kann Literatur in ihrer Freiheit die Sprache der Beteiligten sprechen, näher an die Erfahrungen und subjektiven Interpretationen der Individuen heranrücken. Ich meine, das ist es auch, was Flaubert mit einiger Selbstüberschätzung in dem diesen Abschnitt vorangestellten Zitat neben anderem anspricht.

Ein erstes Beispiel: Für Kathrin Röggla umfasst neoliberale Rhetorik „mehr als das, was man aus der Managementliteratur herauslesen kann [...] eben auch genau die Alltagserfahrung und diesen Antrieb, sich in Diskurse einzuschreiben und eine Position zu markieren“ (BÖHNKE und KAISER 2004). Wie und warum erscheint die eigene Position glaubhaft und auf welche Art und Weise wird (scheinbare) sprachliche Evidenz generiert (vgl. PIRKER 2008, 98)? Der (Erkenntnis-)Produktionsprozess in Rögglas Text misst der Sprache der Analysierten eine wesentliche Rolle bei. Sie

bedient sich der journalistischen Praxis des Interviews, lässt also die Personen selbst zu Wort kommen. In deren eigenen Worten schildern sie einen verdichteten Eindruck ihrer Erfahrungen. Im Vorwort heißt es hierzu: „diesem text liegen gespräche mit consultants, coaches, key account managerinnen, programmierern, praktikanten usw. zugrunde“ (RÖGGLA 2010, 4).

7. Literaturanalyse

*i work as hard as i can
that's my plan*

Charlywood

7.1. Zur Auswahl der Texte

Soweit der utopische Anspruch. Was passiert nunmehr, wenn die eigenen Kräfte, personale Kreativität, das Verlangen nach Anerkennung, entlang des neoliberalen Anspruchs eingelöst werden? Welches potentielle Ende, welche Konsequenzen können (!) radikale Bemühungen hin zu einem Maximum an Produktivität finden. Zur Beantwortung dieser Fragen lohnt ein Blick in die Gegenwartsliteratur. Kurz zur Auswahl der Datenbasis:

- Kathrin Röggla's Job-Drama *wir schlafen nicht*⁹⁶ (2006) über Insomnie als Ideal ist ein Werk über Ideale und Folgen bedingungsloser Neoliberalisierung.
- Joshua Ferris' *Wir waren unsterblich* (2007) ist ein Bestseller berufsorientierter Literatur und gleichzeitig fulminante Charakterstudie über das Schicksal jener Arbeitstypen, die die Arbeitswelt von heute bevölkern.
- Der zum Teil autobiographische Roman *Die Lebenspraktikanten* (2006) von Nikola Richter handelt von ambitionierten Berufseinsteiger_innen, welche den Versprechungen personaler Produktivität nacheifern und denen trotz massiven Einsatzes der ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen, die Einlösung des neoliberalen Glücksversprechens nicht unbedingt gelingen mag.

⁹⁶ Bei den direkten Zitaten aus Kathrin Röggla's Buch handelt es sich nicht um eine besondere Konzentration von Rechtschreibfehlern. Kathrin Röggla verzichtet in ihrem Buch auf Großbuchstaben. Hier und in allen weiteren Fällen handelt es sich bei kleingeschriebenen Hauptwörtern, Eigennamen, Orten etc. nicht um beim Korrekturlesen übersehene Fehler, sondern um ein bewusst von Röggla gewähltes Stilmittel.

Was folgt ist keine detaillierte Nacherzählung, keine quantitative Auflistung von Verkaufszahlen und keine biographische Abhandlung über Leben, soziale Herkunft oder Kontext der Autor_innen. Mit Fokus auf eine spezifische Dimensionen des produktiven Selbst, der Sprache, wird in einem ersten Schritt der von den Akteur_innen formulierte Anspruch extrahiert. Welche Ziele verfolgen einzelne Protagonist_innen (siehe Kap. 7.3.1). Anschließend steht die Lebensrealität auf dem Prüfstand: sind Linn, Nils, Joe, silke, herr gerhinger & Co. glücklich oder treffen sie in ihrem Privat- und Arbeitsleben immer wieder Arrangements mit den pathologischen Konsequenzen neoliberaler Lebensweise? Schwerpunkt der theoriegeleiteten Auseinandersetzung liegt auf krankmachenden Tendenzen, die Körper und soziale Beziehungen betreffend (siehe Kap. 7.3.2 & 7.3.3). Im Anschluss daran erfolgt eine Darstellung der von den Figuren in den Büchern teilweise vorgenommenen Umdeutung glücklicher Lebensweise. Untersucht werden potentielle Keimzellen des Selbstzweifels anhand von Beobachtungen, gerade jener Menschen, die sich in ihrem Tun nicht mehr glücklich fühlen (siehe Kap. 7.3.4).

Die Zusammenschau dreier arbeitsfokussierter Erzählungen ergibt den Bauplan des produktiven Menschen. Ebendieser hat mit einer Unzahl an Pathologien zu kämpfen, mannigfaltige Krankheitsbilder, die an den Körpern und zwischenmenschlichen Beziehungen der Subjekte alles andere als spurlos vorüber gehen. Es mag stimmen, dass sich für Einzelne der Zustand des Glücklichen tatsächlich einstellt. Für viele andere heißt die Radikalisierung neoliberaler Produktivitätsdogmen aber vor allem eines: körperliche Versehrtheit und soziale Unfähigkeit. Neoliberale Menschen sind von ihrem fordernden Leben, von der sie immer begleitenden, Arbeit gekennzeichnet. Der Kampf um Sinn und Gestalt jenes Ortes, an dem die meiste Zeit des Lebens zugebracht wird, ist keineswegs folgenlos. Zuerst sind es vermeintlich harmlose Phänomene wie Schlafstörungen, Erschöpfung und omniprésente Müdigkeit. Auf dem Fundament einer wiederum neoliberalen Interpretation werden derlei Schwächen auf mangelnde individuelle Anstrengung und Opferbereitschaft zurückgebunden. Daraus entwickelt sich bereitwillig eine noch stärker ausgeprägte Arbeitsbereitschaft, eine noch produktivistischere Arbeitsmoral. Diese wiederum hat gefährliche Auswirkungen auf Regenerations- und Reproduktionsfähigkeit. Allmählich sehen sich die gemeinhin Erfolgreichen mit den destruktiven Symptomen ihres Schaffens konfrontiert. Aber auch hierauf haben die Neoliberalisierten eine plausible (weil produktivitätsorientierte) Antwort: Schaue nicht zurück, hinterfrage nicht den Weg, der dich in diese Situation geführt hat, sondern behalte dir immer nur eine Blick- und Bewegungsrichtung bei: *Schaue nach vorne und lasse dich von*

allfälligen Rückschlägen nicht aus der Bahn werfen! Der Ausweg aus festgefahrenen und pathologischen Zuständen besteht einzig und allein aus einer Flucht nach vorne. Für den Blick zurück fehlen schlicht und ergreifend die Worte. Das neoliberale Vokabular kennt keinen Stolz auf Erreichtes und diffamiert den Blick zurück. Stabilität und Routine sind dem Bereich des Sag- und damit Denkbaren entrückt. Eine in die Zukunft gerichtete Sprache erlaubt kein Verweilen im Moment, kein Abfinden mit Tristesse, keine Resignation, keinen Kampf für die Bewahrung des Bestehenden. Überhaupt gibt es keine Anderen, kein wie auch immer geartetes *Wir*. Welch Ironie das in den Titeln der ausgewählten Schriften gerade diese Sehnsucht mitschwingt. Ausschließlich die hilflose weil unproduktive Arbeitskraft kann sich selbstständig aus ihrer wiederkehrend, prekären Situation befreien. Da ist niemand, kein Gott und kein Staat, der einen aus misslichen Lagen herausführt. Die Frage der Führung ist eine einsame. Zwar gibt es Vorbilder an denen man sich orientieren kann, aber diese eint vor allen Dingen der Umstand, dass sie selbstständig und ohne fremde Hilfe durchgehalten haben. *Challenges* sind ebenso Teil neoliberalen Lebens, wie auch jeder Misserfolg selbstverschuldet ist. Im Unglücksfall (Krankheit, Beziehungsverlust, Erschöpfung u.v.m.) gilt es, sich ganz in der Manier des Baron Münchhausen *am eigenen Schopf* aus der Misere zu befreien. Die hier vorgestellten Texte handeln vom unmöglichen Unterfangen, immer produktiv zu sein, vom Anspruch das eigene Glück zu finden sowie den destruktiven (Pathologien) und produktiven (Zweifel) Konsequenzen eines Lebens, indem alle immer und überall nur eines wollen: Arbeit. Der Kampf um die Subjektivierung von Arbeit als Lebensstil und Produktivität als ultimatives Glücksversprechen ist niemals zu Ende. In dieser Unabgeschlossenheit liegt das kontingente Potential zum Widerstand. Dieser zieht sich wie ein roter Faden durch die ausgewählte Literatur. Selbstregierung und Selbstermächtigung sind einander näher als es sich auf den ersten Blick vermuten lässt. Das Schlusskapitel beschäftigt sich mit dem Selbstzweifel der Protagonist_innen.

Die Selektion des herangezogenen Untersuchungsmaterials folgt konsequent der in der Einleitung thematisierten Spurensuche nach pathologischen Effekten neoliberaler Subjektivierung im Modus der flexiblen und unternehmerischen Arbeitskraft. Alle drei Texte thematisieren den beruflichen Alltag der beruflich Erfolgreichen und vermeintlich Glücklichen. Die Handlung wird von mehr oder weniger flexiblen Unternehmer_innen ihrer Selbst getragen. In Nicola Richters 2006 erschienenen Roman »Die Lebenspraktikanten« bestreiten potentielle Führungskräfte von Morgen ihren Berufseinstieg. Kathrin Röggla's erstmals 2004 aufgelegtes Drama »wir schlafen nicht« beschreibt in experimenteller Art und Weise die *yuppie-high-flyer-leben* derjenigen,

die es bis in die Aufsichtsräte von Top-Konzernen geschafft haben. Joshua Ferris thematisiert in seinem 2007 in erster Auflage publizierten Buch »Wir waren unsterblich« (»Then We Came to the End«) den herausfordernden Büroalltag einer angesehenen, sich mit dem Flair des Urbanen umgebenden Werbeagentur. Im Kontext der ökonomischen Krise rund um die Jahrtausendwende stehen hier diverse Karriereenden und -sprünge zur Disposition. In Auseinandersetzung mit der eigenen Arbeitsleistung wird den Protagonist_innen von Seite zu Seite eines immer klarer: Nur wer maximal produktiv und maximal-bereit zur Arbeit ist, wird am Ende seine Stelle behalten dürfen. Die drei Primärquellen verlaufen entlang der normal-biographischen Achse der alten, unflexiblen Arbeitswelt: Berufseinstieg (DLP), Karrierehöhepunkt (WSN) und (Angst vor drohender) Arbeitslosigkeit (WWU⁹⁷). Allen drei Texten ist die Selbst- und Regierungstechnologie des flexibel-unternehmerischen Subjekts inhärent. Eine spezifisch-neoliberale Rationalität beschränkt den Rahmen der Erzählungen. Die Autor_innen agieren alle im Spannungsfeld neoliberaler Glücksversprechungen. Ihre Figuren betreten die Arena der Lohnarbeit, deren Architektur die Verfolgung produktivistischer Lebens- und Arbeitsentwürfe Nahe legt.

Im Anschluss geht es nicht um eine haargenaue Überprüfung einzelner, das produktive Subjekt betreffende Thesen, viel mehr stehen zwei zentrale Fragestellungen dieser Arbeit auf dem empirischen Prüfstand:

- In welchen Worten interpretieren die Protagonist_innen die Anforderungsprofile ihrer Zeit und welchen Anspruch formulieren sie ihr eigenes Glück betreffend?
- Welche pathologischen Konsequenzen in den Bereichen Körper und soziale Beziehungen hat die auf Produktivität getrimmte Arbeitsmoral?

Die empirische Analyse konzentriert sich auf drei Arenen (Sprache, Körper und soziale Beziehungen) gesellschaftlicher Auseinandersetzung, um den Stellenwert von Arbeit und Arbeitsverhältnissen und ist dementsprechend gegliedert. Diese Vorgehensweise gewährleistet eine strukturierte und vergleichbare Analyse der Primärtexte. Methodisch wird auf das Konzept des *close reading* zurück gegriffen. Dabei werden einzelne Textpassagen herausgegriffen, um den theoretischen Argumentationsgang

⁹⁷ Der besseren Übersichtlichkeit wegen, werden im Text alle aus der Primärquelle zitierten Wortkreationen, Sätze und Textpassagen kursiv hervorgehoben. Die jeweiligen Seitenzahlen beziehen sich auf FERRIS (2007) (WWU = »Wir waren unsterblich«), RICHTER (2006) (DLP = »Die Lebenspraktikanten«), RÖGGLA (2010) (WSN = »Wir schlafen nicht«) und sind immer am Ende längerer Zitate eingeklammert angeführt.

zu verstärken sowie die Plausibilität der vorgebrachten Thesen zu überprüfen. Stringenz und Virulenz der theoretischen Behauptung stehen gewissermaßen auf dem literarischen Prüfstand. Die kurze Nacherzählung der Handlungsstränge in den einzelnen Büchern erfolgt zu Beginn des nächsten Abschnitts.

7.2. Buchzusammenfassungen

»Die Lebenspraktikanten« (DLP)

Die Lebenspraktikanten ist ein Potpourri an Kurzepisoden, die von der Herausforderung *Berufseinstieg* handeln. Die sieben Hauptfiguren, Nils, Jasmin, Linn, Viktor, Anika, Chris und Giulia, verfügen allesamt über ein hohes Ausbildungsniveau und konzentrieren ihre Bemühungen auf die Suche nach der glücklich machenden Fixanstellung. So unterschiedlich sie in einzelnen Situationen agieren, so teilen sie sich – wie der Klappentext verrät – doch eine gemeinsame Ausgangsposition:

Die Welt steht ihnen offen, sie sind behütet aufgewachsen, gesund ernährt und bestens ausgebildet, mobil, mehrsprachig, ideologisch unverdorben und informationstechnisch auf dem neuesten Stand – sie sind bereit und bestens gerüstet, das Leben in die eigenen Hände zu nehmen. Erwachsen zu werden. Sie sind Meister der Anpassung an eine Gegenwart, die außer dem Wandel nichts Stetiges mehr kennt. Sie sind flexibel durch und durch, erfinden sich täglich neu. Sie sind professionelle Lebenspraktikanten mit mehreren Visitenkarten. Sie leben auf Probe. Vermutlich für immer (DLP, 2).

Die große gemeinsame Schnittmenge mit denjenigen Stärken, die Richard Sennett und Ulrich Bröckling als notwendige Kompetenzen unserer Zeit diagnostizieren, sind unübersehbar. Die neoliberale Verzweckung der eigenen Fähigkeiten bildet den Kontext der Geschichte. Ihre Zugehörigkeit zu den potentiell Erfolgreichen ist schon an den Namen ersichtlich – sie heißen nicht Kevin, Jacqueline und auch nicht Stefanie oder Markus. Wenn Viktor, Linn und Anika über ihr Leben also über die Arbeitsverhältnisse reflektieren, dann sprechen Figuren zu uns, denen bestimmt kein Arbeiterklassen*- und nur begrenzt Mittelschicht-Stallgeruch anhaftet. Allen Beteiligten gemein ist die Sehnsucht nach produktiver Arbeit. Beschreibungen über den Joballtag beinhalten immer auch ein zum Teil ausuferndes Monieren über die Sinnlosigkeit diverser Praktikant_innentätigkeiten. Das Jammern über

die Stupidität, sich tagelang mit Kopierapparaten auseinanderzusetzen, kumuliert in dem, was Guilia, Linn & Co. als Subversion verstehen. Widerstand gegen das Dumm-halten äußert sich im Sabotieren der Produktivität. Die Lebenspraktikant_innen wollen nur eines: die eigene Produktivität unter Beweis stellen. Und sie sind dafür bereit, flexibel zwischen Freundschaften und Beziehungen, Wohnorten und Aufgabenbereichen hin und her zu springen. Im Extremfall geht Linn sogar zum Äußersten, wäre bereit das Udenkbare in die Wege zu leiten, dasjenige in Angriff zu nehmen, das sogar den Eltern – die stehen für das fordistische Arbeitsethos der *Trente Glorieuses* – als vollkommen absurd erscheint: dorthin zurück zu ziehen, wo man aufgewachsen ist und nah dem Elternhaus irgendeinen langweiligen Bürojob zu verrichten. Selbst das alte, als überholt geltende Berufsideal ist besser als ein Zustand anhaltender Unproduktivität.

»Wir schlafen nicht« (WSN)

Kathrin Röggla nachvollzieht in ihrem Buch »Wir schlafen nicht« den Reflexionsprozess von im neoliberalen System erfolgreichen Menschen auf sich selbst und ihr neoliberal geprägtes Umfeld. Wir finden bei Röggla keine umfassende Gesellschaftsdiagnose. Stattdessen bieten uns Silke⁹⁸ (*key account managerin*), Nicole (*praktikantin*), Andrea (*online-redakteurin*), Sven (*nein, nicht it-supporter*), Oliver (*senior associate*) und Herr Gehringer (*partner*) eine Innensicht auf ihre Lebensentwürfe, die ich etwas salopp unter die Klammer des neoliberalen Lebensstils einordne. Die Figuren schildern ihren Alltag mittels knapper, meist lakonischer Aussagen. Mit Verweis auf den methodischen Teil dieser Arbeit (Kap. 6.1) liefern sie damit eine auch für die Wissenschaft wertvolle Beschreibung neoliberalen Alltags. Im Buch erzählen die Protagonist_innen ihre (subjektiv wahrgenommenen) Situation im neoliberalen System und wählen dabei einen z.T. sehr persönlichen Stil. Was Röggla also nicht leistet, ist eine Analyse des Phänomens Neoliberalismus, das bisweilen alle Teile kontemporärer Gesellschaft auf höchst unterschiedliche Art und Weise betrifft.

98 Im Rückgriff auf Textpassagen der durchleuchteten Bücher beziehe ich mich meist direkt auf die sprechende oder *laut denkende* Figur. Ziel ist, die authentische Beschreibung persönlicher Gefühls- und Gemütszustände, welche als Ausgangspunkt für die Analyse gesellschaftlicher Phänomene herhalten, nicht aus den Augen zu verlieren. Nichtsdestotrotz hatten weder Ferris, Richter noch Röggla beim Verfassen ihrer Gegenwartsdiagnose das Schicksal von Erika Musterfrau bzw. Max Mustermann vor Augen. Vorgelegt wird keine Analyse moderner Gesellschaften. Das Angebot der Autor_innen sind spezifische Charakterstudien über ein Milieu, welches sich aus den personifizierten Speerspitzen der neoliberaler Ideenwelt zusammensetzt. Erzählt werden Geschichten einer Avantgarde, anhand derer sich ein in der Zukunft möglicherweise hegemonial werdendes Lebensmodell abzeichnet.

Das im Folgenden rekonstruierte neoliberale Leben trifft nur auf eine quantitativ sehr kleine, aber in Bezug auf das gesellschaftliche Kräfteverhältnis starke und über die hegemoniale Weltsicht verfügende Gruppe von Menschen zu. Kurzum: Röggl fasst die Lebenswelt jener Menschen, die sich der neoliberalen Idee vom *guten Leben* vollends verschrieben haben. Gemäß dem Klappentext bietet sie „ein Porträt der Menschen in unserer Gesellschaft, von denen man sagt, dass sie unsere Gegenwart gestalten.“

»Wir waren unsterblich« (WWU)

Joshua Ferris erzählt eine Milieustudie aus der Welt prekären Erfolgs. Zentraler Ort der Handlung ist eine mehrstöckige Werbeagentur in Chicago. Der Wettbewerb um die immer weniger werdenden Arbeitsplätze ist omnipräsent. Da der Erzähler, wie am Ende des Buchs aufgelöst wird, aus der Riege der Beschäftigten selbst kommt, gelingt eine authentische Innensicht auf Dynamiken des Büroalltags von grenzenlos Erfolgreichen/*Unsterblichen*. Im ersten Teil des Buches: »Auf ins neue Jahrhundert« (WWU, 22-228) wird die Handlung kontextualisiert und die Agentur als Konglomerat diverser Arbeitseinstellungen beschrieben. Je älter (und unproduktiver) die einzelnen Mitarbeiter_innen, desto unpassender/unzeitgemäßer deren Arbeitsmoral, desto früher ist mit deren Kündigung zu rechnen. Aus Perspektive neoliberaler Utopie interessieren insbesondere Lynn Mason und Joe Pope als arbeitswütige Hauptfiguren. Joe gilt als strebsames und maximal produktives Arbeitstier, dem von den Teammitgliedern *der alten Schule* wenig Sympathien entgegen gebracht werden. Lynn ist als Leiterin der Agentur die Hauptfigur des zweiten (»Genau das Richtige jetzt«) und dritten (»Rückkehr und Aufbruch«) Abschnitts. Gezeichnet von einer schweren Krankheit, beschreibt Ferris Lynns Kampf gegen das Sterben. Ihre einzige Waffe: die Arbeit. Lynn ist arbeitssüchtig. Als Interpretationsschablone der bedrohlichen Ereignisse (Brustkrebs, Niedergang der Agentur, Erosion der eigenen Beziehung) reicht Ferris Lynn lediglich arbeitsbezogene Lösungsvorschläge an die Hand.

7.3. Dimensionen des produktiven Selbst

7.3.1. Der produktivistische Anspruch:

Sprache als Beleg neoliberaler Subjektivierung

*Wahrscheinlich kannst du dich
gegen diese Business-Sprech nicht ewig wehren –
auch wenn du eigentlich ganz normal bist*

RICHTER 2006, 101

Aus der theoretischen Reflexion in Kapitel 5 ergibt sich folgender Leitfaden, anhand dessen sich der von *produktiven Menschen* formulierte Anspruch zeigt. Handelnde Personen orientieren sich in ihrem Streben nach Glück/Produktivität (zu Beginn der einzelnen Geschichten) an folgenden Rationalitäten erfolgreichen Verhaltens: (1) prinzipiell alles auf Optimierungspotential abklopfen, (2) kreativ sein, (3) *totales Commitment* zur neoliberalen Idee leisten, (4) biegsam also flexibel sein, (5) trotz mangelnder Zeitressourcen *performen*, (6) risikobereit sein sowie (7) Qualität abliefern.

Evaluieren & Optimieren: Nils, der im Zuge seines sozialwissenschaftlichen Studiums ein Feingefühl für Macht- und Herrschaftsverhältnisse entwickelt hat und dessen mangelnde Zielstrebigkeit von den anderen schon mal belächelt wird, ist vom Nutzen permanenter Optimierung überzeugt. Begeistert „von der ‚strategischen, völlig systemunabhängigen, offenen Lösung‘ bei der er durch ‚Knowledge-Management in ein Kreativ-Team einsteigen und zu einem Kreativ-Partner‘ werden soll“ breitet er vor seiner besten Freundin, Linn, zu Beginn eine seiner unzähligen Geschäftsideen aus: „[E]in ‚Backkonzept [mit dem er] Geschäftsprozesse und [...] damit die Wettbewerbsposition [verbessert]‘“ (DLP, 9).

Den Optimierungsimperativ haben auch die Werbegrafiker_innen, Art Directors und Bildbearbeiter_innen im Roman »Wir waren unsterblich« verinnerlicht. Nicht umsonst basiert ihr Erfolg auf der insbesondere sprachlich erfolgreichen Vermarktung diverser Produkte. Sie sind schon von Berufswegen zur permanenten Innovation und Verbesserung angehalten. Schon auf dem Weg zum Arbeitsplatz veranlasst Carl die Beobachtung zweier Straßenreinigungskräfte zur marktlogischen Aussage: „Gleichmäßige Feuchtverteilung garantiert bemerkenswerte Reinigungsintensität für

maximale Reichweite und Effizienz“ (WWU, 280) – Optimierung als universales Beurteilungsprinzip.

Auch Rögglas Figuren sitzt stets die Angst vor Ineffizienz und nicht ausgeschöpftem Potential im Nacken. Als Angehöriger einer Beratungsagentur fungiert der *senior associate* als personifizierte Gefahr und perpetuiert das permanente Neudenken von Geschäftsprozessen sowie eine Reflexion über die möglicherweise nicht voll ausgeschöpften, eigene Leistungsfähigkeit.

gut: nach außen hin herrsche ja mehr das bild des beraters vor, der die bösen sachen sage. der sage: »ihr braucht weniger leute, ihr seid ineffizient.« und das sei ja auch richtig, das werde natürlich auch gemacht. »alsberater schickst du deine sturmtruppen da rein, d.h. wir gucken uns all eure geschäftsfelder an, wirklich topdown, unterlegen alles mit zahlen, und dann gucken wir mal, ob wir neue geschäftsfelder aufreißen können oder ob wir geschäftsfelder kippen müssen, weil sie einfach nicht rentabel sind. und dann sitzt da der kleine business-analyst und rechnet sich das aus« (WSN, 10).

Die Grenzen zur eigenen Performance unterliegen der regelmäßigen Überprüfung. Dabei wird auch das *commitment* der Manager_innen und Angestellten evaluiert. Obschon im Buch zwei Protagonist_innen⁹⁹ ihrer Berufsbezeichnung nach als Berater* arbeiten, betritt der Themenbereich *consulting* bei Rögglä als Metonymie die Bühne. Als namenlose aber jedenfalls männliche Angstfigur *mckinsey-king*¹⁰⁰ lässt Rögglä Berater* als Bedrohung für die zu optimierende Welt der Manager_innen auftreten.

»brrrt, der mckinsey-king geht wieder einmal über die flure, brrrt«, da schüttele es sie, da spürte man doch gleich, »der macht aus allen fluren gleich mckinsey-flure, schneller, als man schauen kann«, seien sie alle

99 Wie eine kurze Liste der Charaktere zeigt, ist Beratungswesen bei Rögglä eine Sache von Männern: silke mertens (*key account managerin*), nicole damaschke (*praktikantin*, 37), andrea bülow (*ehemalige tv-redakteurin, jetzt online-redakteurin*, 24), sven (*nein, nicht it-supporter*, 34), oliver hannes bender (*senior associate*, 32) und herr gehringer (*partner*, 48).

100 McKinsey & Company ist eine in den 1920er Jahren von James O. McKinsey in Chicago gegründete Beratungsfirma. Die global in über 50 Ländern agierende und vom Umsatz weltgrößte Unternehmens- und Strategieberatung verfügt über keine Zentrale und beschäftigt ca. 9.000 Berater_innen. Auf ihrer Homepage beschreibt sich das global agierende Unternehmen wie folgt: „McKinsey & Company is a global management consulting firm. We are the trusted advisor to the world’s leading businesses, governments, and institutions“ (vgl. MCKINSEY&COMPANY 2014).

in dem mckinsey-ding drin. alle stünden sie da und schüttelten sich, bis sie an der reihe wären, man könnte direkt vermuten, sie stellten sich darum an. kaninchen vor der Schlange, sage sie mal, heute wieder ein beliebtes modell (WSN, 42).

Dabei haben Beratungsunternehmen eine doppelte Strategie zur Legitimierung ihrer Veränderungsvorschläge entwickelt. Ihrem Selbstverständnis nach präsentieren sich Beratungsfirmen entweder als Konglomerat von „kühlen Rechnern“, die für eine rationale Betriebsführung sorgen oder eher [...] von „kreativen Visionären“, die zu mehr und verbesserter Teamarbeit motivieren, die angeblich Synergie-Effekte erzeugt“ (RESCH 2005, 122 f.). Die unverblünte Wahrheit betriebswirtschaftlicher Maßzahlen untermauert die Sinnhaftigkeit des Beratungsengagements. Schließlich verkaufen Beratungsfirmen wirtschaftswissenschaftliches Wissen an nachfragende Unternehmen oder andere Organisationen. Sie überzeugen mit Effizienzkompetenz (vgl. ebd., 126 f.). Kurzum: Sie sind in *harter bwl* (WSN, 54) geschult, denn *gegen verkaufszahlen lasse sich eben nicht anargumentieren und auch nicht gegen notwendige veränderungen in der unternehmensstruktur* (WSN, 48). Des Weiteren schildert eine Managerin ihre Erlebnisse mit einem Berater* folgendermaßen:

dabei habe er immer nur gesagt: »das ist grundkenntnis.« das habe er eigentlich dauernd gesagt, um dann wieder weiter über lebenszyklen von produkten zu sprechen. über naturgesetze des marktes, die er immer wieder abgeschlossen habe mit der feststellung, daß das grundkenntnis sei und daß hier wohl ein grundkurs in bwl abzuhalten sei (WSN, 56 f.).

Zudem spielt psychologische Menschenkompetenz (Kommunikationsfähigkeit, Gespür für Machtverhältnisse etc.) in wirtschaftlichen und persönlichen Beratungsprozessen eine bedeutsame Rolle. RESCH (vgl. ebd., 84, 109, 171 f., 180) betont die nicht zu unterschätzende Rolle der Psychologie (als Wissenschaft) für den Siegeszug des Beratungswesens, insbesondere im Bereich von Alltagsratgebern zur Entwicklung der eigenen flexiblen Arbeitskraft. Röggl greift diesen Punkt auf und schildert die Herangehensweise eines Beraters*:

also zunächst würde er sich erst mal ums klima kümmern. er mache sich meist erst so ein stimmungsbild. er habe ja immer dialoge mitgekriegt. [...] dialoge im treppenhaus, dialoge in der etagenküche, im fahrsstuhl und eben in taxen [...] überhaupt gebe es dinge, die wisse man besser, wie zum beispiel, daß die sekretärin ein verhältnis mit dem

abteilungsleiter habe oder daß die abteilungsleiterin ein verhältnis mit einem aufsichtsratsmitglied habe und man sich erst gar nicht zu wundern brauche, dass die trotz inkompetenz in jener position sei [...] natürlich gibt es irgendwo einen betriebswirtschaftlichen hintergrund, aber bis man »harte bwl« wieder vorfinden könne, müsse man schon eine weile graben (WSN, 56 f.).

Der *mckinsey-king* arbeitet sowohl mit *psychotricks* als auch mit *einem rotstift*, der alles zusammenstreiche, was nicht einer direkten wirtschaftlichkeit (WSN, 47) entspricht.¹⁰¹

Kreativ sein: Linn, eine der Lebenspraktikant_innen, konzentriert sich ebenso auf die Optimierung „ihrer Bewerbungstechnik“ und sucht unter anderem im (völlig verstaubten!) „Career-Center“ ihrer ehemaligen Hochschule um Rat. Optimieren meint die eigene Kreativität in den Bewerbungsformulierungen widerzuspiegeln. Ihr Anspruch hinter der Selbstanpreisungstortur, etwas „Kreatives und Spannendes machen“ (DLP, 22), stimmt mit dem Kreativitätspostulat des unternehmerischen Selbst überein. Ihre Taktik entspricht denjenigen Charakterzügen, die schon Richard Sennett als dem flexiblen Menschen eigentümlich beschrieb:

[...] sich bloß nicht festlegen, vielseitig anschlussfähig sein – wie ein Joker. Immer so tun, als sei sie diejenige, die gerade gesucht wird, die genau hineinpasst. Sie ist flexibel, mobil und formbar. (DLP, 21)

Commitment leisten: Neoliberales Leben lässt sich nicht als Freizeitprojekt verwirklichen. Neoliberaler *lifestyle* ist ein Full-time Job, welcher sich nicht nebenbei, quasi als halbherziges Projekt (durch)leben lässt. Damit steht die nachfolgend skizzierte Art zu Leben im Widerspruch zur Ideenwelt des neoliberalen Programms. Das, was ich mit dem Begriff des *commitments* zu fassen suche, entspricht dem ganzheitlichen Bekenntnis zu einer Ideologie, die dauerhafte Bindungen als Übel anprangert. Neoliberale Werte und Normen zum Maßstab des eigenen Handelns sprich Lebens zu erklären bedingt die vollständige Selbstverpflichtung zu ebendiesen

¹⁰¹ In ihrem Bemühen das größtmögliche Übel, nämlich Stillstand verbalisiert als *lähmungskreisläufe* (WSN, 62) zu verhindern, argumentieren Berater_innen mittels offensiver Kriegsrhetorik, vermitteln ihre Idee von der richtigen Arbeitsmoral unter Zuhilfenahme eines breiten, neoliberalen Vokabulars. Berater_innen führen geradezu einen *kinder-kreuzzug* (WSN, 46), bei dem man auf der Hut sein muss, nicht auf einer Abschussliste zu landen. Mit ihren *sturmtruppen* (WSN, 10) entern sie das Unternehmen und agitieren mit Anglizismen und *bwler-deutsch* (WSN, 219) gegen Minuswachstum und Management.

Werten und Normen. Die Figuren müssen, um ein *schweinegeld* (WSN, 30) zu verdienen, ständig *zu einigem bereit sein* (WSN, 92), müssen sich *komplett reinhängen* (WSN, 30) und im Zuge von *professionalisierungsprozessen* (WSN, 142) ihr Leben dem neoliberalen Diktum (Kap. 5) der Flexibilität (Kap. 5.1) mit all seinen kultur- und selbstzerstörerischen Konsequenzen (Kap. 7.3.2 & 7.3.3) *anpassen* (WSN, 33, 140).

sehen sie, es geht ja nicht um fähigkeiten, es geht darum, die richtigen abschlüsse an den richtigen unis im richtigen tempo erworben zu haben, es geht um ein commitment für das system, das man nicht so einfach erwerben kann, das sitzt tiefer in einem drin. darum geht es hier (WSN, 158).

Die Faszination einer Lebensweise, die Konkurrenz als ubiquitäres Motiv allen Handelns festlegt, vollkommene Hingabe einfordert und – wie wir später noch sehen werden – weit- und tiefreichende Folgeerscheinungen hervorbringt, speist sich nunmehr nicht aus spezifischen (moralischen) Normen und/oder Werten. Eine Idee, die von außen betrachtet viele Irrationalitäten in sich birgt, generiert ihre funktional notwendige Strahlkraft, indem sie die emotionale Ebene potentieller Anhänger_innen in Angriff nimmt. Man muss *mitfiebern* (WSN, 142). Neoliberale Lebenshaltung evoziert ein starkes Zugehörigkeitsgefühl, indem sie auch an affektive Wahrnehmungsbereiche, die nicht nach dem Prinzip rationaler Logik funktionieren, adressiert ist. Die Charaktere bei Rögglä erörtern ihre Loyalität zum Schlafentzug zudem explizit mit Verweis auf den Mangel denkbarer Alternativen:

anfangs sei er da ja mehr rangegangen mit der haltung – »sozusagen«: das sei ja nicht er, der den job mache. er spiele vielmehr eine rolle, er spiele vielmehr mit und schaue sich das sozusagen an. oder eine art experiment, das er mit sich durchführe, unter dem motto: mal sehen, wie sich diese welt so anfühlt. das sei eine haltung, die man so nicht durchziehen könne. er würde sagen, nicht länger als zwei wochen durchhalten könne, weil das eben ein job sei, der einen 100% fordere. man könne nicht 16 stunden am tag arbeiten und dem team gegenüber eine emotionale schranke haben, das ginge nicht. zumindest bei ihm nicht. möglicherweise könnten das andere, aber er sei nicht der typ, der 24 stunden ein rolle spiele, nein, das sei er nicht (WSN, 14).

Biegsam also flexibel sein: Folgt man Rögglas Ausführungen sind es keine substantiellen Regeln, Gesetzmäßigkeiten oder Routinen, nach denen neoliberaler *lifestyle* organisiert ist. Diejenigen Menschen, die eine neoliberale Idee vom guten Leben kompromisslos in die Tat umzusetzen trachten, sind zur universalen Beweglichkeit verdammt. Von ihnen wird die vorbehaltlose Aufgabe strukturierender Elemente eingefordert. Befreit von den Restriktionen, die ebensolche ordnenden Faktoren ausüben, ist die Willigkeit zu allem bereit zu sein ein elementarer Bestandteil gelebter Flexibilität. Wer diese Anpassungsfähigkeit nicht unter Beweis stellen kann, muss zwangsläufig scheitern:

nein, meist gingen die leute dann weniger aus moralischen gründen, sondern weil der life-style sie total ankotze: all das short-sleeping, quick-eating und diese ganzen nummern. und das hotelgeschlafe, das business-class-gefliege, das first-class-gewohne. irgendwann könne man das alles nicht mehr sehen. man könne die minibar nicht mehr sehen. man könne die minibar nicht mehr sehen und die immergleichen gesichter an der rezeption. auch die kästchen auf dem teppich, die habe man schon durchgezählt. und fliegen wie busfahren, das könne man auch nicht mehr haben. aber auch diese ewige wachstumslogik, die man irgendwann gegen sich selbst anwende (WSN, 37 f.).

Die von Kurzfristigkeit und Konkurrenz geprägte Lebenswelt sieht nur eine Bewegungsachse vor. Ganz allgemein konstituieren die Begriffe oben bzw. unten die zwei einzig denkbaren Richtungen des eigenen Lebenslaufes. Flexible Menschen im Neoliberalismus können entweder aufsteigen oder abstürzen. Eine Fahrstuhlmetapher wäre an dieser stelle verkürzend, ist ihr doch die grundsätzliche Möglichkeit zum Stillstand und noch viel mehr zur Zielerreichung eingeschrieben. Weder Anhalten noch Aussteigen gebaren sich als tatsächlich mögliche Optionen innerhalb des neoliberalen Universums. Konkret beschreibt Rögglas literarisch das, was Richard Sennett, der im Übrigen selbst einige Ausflüge ins literarische Feld wagte (vgl. SENNETT 1982, 1984, 1986), in seinem Buch »Der flexible Mensch« darlegt. Neoliberalismus verlangt von seinen Anhänger_innen flexibles Verhalten, Risikobereitschaft und Unabhängigkeit von förmlichen Prozeduren und starren Regeln. Routinen werden zum Übel stilisiert, Karrieremuster als Hindernis auf dem Weg zum Erfolg diskreditiert. Wechselnde Arbeitsverhältnisse in Form und Substanz anstatt linearer Lebensläufe (vgl. SENNETT 2010, 10-12). Der offensichtliche Verlust an Sicherheit stützt sich auf eine Argumentation, die unter dem Deckmantel produktiven Heilsversprechen im

Stande ist, Bedenken über die Legitimität der Flexibilitätsidee auszuräumen. Die von Sennett geforderte kritische Reflexion des Prozesses der Arbeitsflexibilisierung gerinnt im literarischen Text von Kathrin Röggla zur alltäglichen Normalität. Wenn es stimmt, was im Klappentext zur achten Auflage von Sennetts Buch (vgl. SENNETT 2010) abgedruckt ist und „der ewige Zwang zum Neuen den Menschen deformiert [und] Beruf, Wohnort, soziale Stellung, Familie [...] den zufälligen Anforderungen der Ökonomie unterworfen [werden]“, dann finden wir im Buch »wir schlafen nicht« die düstere Realitätswerdung ebendieses Prozesses.

Wenn Jasmin, eine Protagonistin bei Nikola Richter, über ihre Leidenschaft – das Backen – doziert, tut sie das aus einer spezifischen Perspektive. Zwanghaft möglichst wenig Zutaten für die Zubereitung heranziehen bedeutet, auch Zuhause den Umgang mit begrenzten Ressourcen einzuüben und so eine berufliche Notwendigkeit im Arbeitsalltag sogar in der eigenen Küche unter Beweis zu stellen. An einem nicht näher definierten Ort, der aufgrund einer weiteren befristeten Anstellung zu Jasmins kurzfristigem Lebensmittelpunkt wird, passiert der scheinbar nebensächliche Fauxpas und Jasmin kauft aufgrund von Sprachbarrieren die falschen Zutaten ein. Innovativ wie sie ist, lässt sich Jasmin von Rückschlägen der Art, die Arbeitsnomaden wie sie hinzunehmen bereit sind, überhaupt nicht beeindrucken: „Selbst ein Scheitern bei der Warenauswahl kann zu weiterer Kreativität führen und verführen“ (DLP, 33). Das Versagen als Chance, als Möglichkeit, die eigene Produktivität (wenn auch nur in der Singleküche für sich selbst) auch unter widrigen Bedingungen zu beweisen. Linn steht das Scheitern betreffend gern mit aufmunternden und zum Weitermachen motivierenden Ratschlägen zur Seite: „Im Scheitern liegt die Kraft‘ [...] Und vielleicht ermöglicht das Scheitern eine Phase der Evaluierung, um die wirklichen Ziele besser zu erkennen“ (DLP, 100). Etwa zur Hälfte des Buches kommen den Akteur_innen erstmals leise Zweifel (siehe Kap. 7.3.4), *aber sie machen weiter* und versichern sich selbst: „Ich stehe das durch“. In einer kurzen, krankheitsbedingten Phase der Reflexion kommt es Chris, seit Buchbeginn *Jetsetter* zwischen Indien, Indonesien und Ingolstadt, „so vor, als ob das gesamte Leben ein Auf- und wieder Zusammenfallen wäre“ (DLP, 115). Aber auch bei ihm sind aufkommende Zweifel schnell ausgeräumt.

Der bewusst die längste Zeit unbekannte Erzähler in Joshua Ferris’ »Wir waren unsterblich« thematisiert gleich zu Beginn allfällige Vorteile eines flexiblen Arbeitsethos. Zwar wird vom Mobiliar über die Kolleg_innen bis hin zu den *Fotos der Lieben* alles, was mit der Arbeit zu tun hat, verabscheut. Dennoch folgt jedweder räumlicher (von einem Büro ins andere) oder positionsbezogener (Aufstieg in eine

höhere Position der innerbetrieblicher Hierarchie) Veränderung die Euphorie und die Bereitschaft zur Vielarbeit: „In unseren Seelen gab es dann keinen Zweifel mehr daran, dass wir die richtigen Entscheidungen getroffen hatten“ (WWU, 14). Der für die deutschsprachige Fassung titelgebende Begriff von der eigenen Unsterblichkeit dient als Synonym für die Flexibilität, verstanden als Dehnbarkeit und Elastizität – immer mit der selbstverständlichen Prämisse, dass *Brechen*, also Aufgeben, keine denkbare Alternative darstellt.

In einer kurzen Episode schildert Linn ihre Vorstellung von Flexibilität. Kurzer Hand gestaltet sie sieben verschiedene Visitenkarten. Die vielen Praktika und diversen Abschlüsse hätten wohl für noch mehr gereicht. Als „Frau der Tat“ ist Linn „auf die Eventualitäten des Lebens vorbereitet“ (DLP, 57 f.). Giulia beschreibt mit beinahe Sennett'scher Brillanz den Flexibilitätsimperativ ihrer Lebensrealität: „Man darf nicht vergessen, sich mit dem Wind zu drehen, nicht wie eine Fahne, sondern wie ein Segel“ (DLP, 108). Giulias Rhetorik radikalisiert sich in Richtung gewerkschaftlicher Forderungen nach regulierten Arbeitsverhältnissen und einem Mehr an Frei- und Erholzeit. Sie spricht vom *Menschenrecht auf Arbeit* und arbeitet derweil an den Argumenten für die bevorstehende Konfrontation mit ihrem Vorgesetzten*. Giulia hat vor – selbstbestimmt wie man heutzutage aufzutreten hat – ihren Chef mit der zeitlichen Über- und thematischen Unterforderung ihrer Tätigkeit als Praktikantin zu konfrontieren. Dabei ist sie sich ob der Unzeitgemäßheit schützender Kollektive bewusst: „Ich hoffe nicht mehr darauf, dass der Staat auf mich als Bürgerin zukommt und mich schützend in die Arme schließt“ (DLP, 133). Giulia muss ihren Kampf für eine produktive Tätigkeit alleine ausfechten. Der elterlichen Aufforderung *Besetzt Arbeitsplätze!* (DLP, 139), die offensichtlich zur sogenannten 68er Generation zählen und mit überholten (!) Empfehlungen, nunmehr aber offensichtlich auch den Stellenwert von Arbeit als primäre Identifikationsquelle akzeptieren, schmettert Giulia entgegen: „Und was hat [euch] bloß so unflexibel gemacht?“ (DLP 137). Trotz diverser Rückschläge, die Lebenspraktikant_innen sind flexibel und stehen immer wieder auf, lassen sich nie endgültig verbiegen oder gar brechen.

Keine Zeit haben: Ein essentielles Merkmal neoliberaler Lebenswelt ist die Überformung von Lebenszeit mit Arbeitszeit. Es kommt zu einer Veränderung in den das Leben ordnenden und beherrschbar machenden Zeitstrukturen. Im Morgengrauen kapitalistischer Wirtschaftsweise waren 16-Stunden Tage in den Fabriken keine Seltenheit. Am Wochenende zu arbeiten galt als alternativlos. Obschon den Arbeiter_innen in Zeiten der Industrialisierung, dazu zählten Frauen, Männer, Kinder

und Alte gleichermaßen, aus heutiger Sicht unmenschliche und menschenunwürdige Arbeitszeiten aufgebürdet wurden, unterlagen diese zumindest erwartbaren Gesetzmäßigkeiten und Regeln. Später wurde das Arbeiten an der eigenen Biographie respektive Karriere auf den Lebensbereich zwischen Ausbildung und Ruhestand begrenzt. Im Zuge der Etablierung fordristischer Arbeitsweise erreichten Gewerkschaften und andere gesellschaftliche Gruppen eine massive Beschneidung der Arbeitszeit, die in der aus achtstündigen Arbeitstagen bestehenden 40 Stunden Woche ihren bisherigen Tiefpunkt fand. Was vorherige Generationen an Arbeitskraft verkauften Menschen als Steigerung der eigenen Lebensqualität empfanden und als Etappensieg auf dem Weg hin zum »guten Leben« verstanden, gilt dem neoliberal denkenden Menschen als Einschränkung der persönlichen Freiheit. Die im Vergleich mit den geregelten Arbeitszeiten des fordristischen Zeitalters und sogar in Anbetracht der Bedingungen in den englischen Fabriken des 19. Jahrhunderts als gestört empfundenen Arbeitszeiten sind Ausdruck jener Freiheit, die es den Neoliberalen ermöglicht, den gesamten Tag (24h) der Arbeit und ihren vielschichtigen Anforderungen unterzuordnen.

müsse er zugeben: ein wenig geistesgestört seien die arbeitszeiten schon, das sei ihm klar, wenn einem die arbeit nicht über alles gehe, dann könne man das auch nicht machen. das verstehe sich von selbst. man mache ja locker 14 stunden, wenn nicht gar 16 oder mehr (WSN, 34).

Das schlaflose Ideal des neoliberalen Full-Time Lebensstils zerstört jegliche Zeit(struktur). Eine Unterscheidung in Privat- und Arbeitsleben scheint absurd. Den Alltag strukturierende gesellschaftliche Konventionen, wie z.B. Tageszeiten, die Existenz eines Feierabends oder der Begriff des Wochenendes verlieren im neoliberal zur Spitze getriebenen Leben ihre kulturelle Bedeutung. Um es bildhaft auszudrücken: Zeitkategorien verflüssigen und lösen sich in letzter Konsequenz auf.

»es ist 16.30!« das werde man doch mal aussprechen dürfen – nein? dürfe man nicht? »ist gut.« sie rede schon von was anderem weiter, sie rede gleich von anderen dingen weiter, sie hätte sich nur gerne einen moment lang in dem gedanken gesonnt, daß jetzt eben eine uhrzeit sei, die traditionellerweise den späteren tageszeiten zuzuordnen wäre, auch wenn man hier auf alles pfeife: tageszeiten, müdigkeiten, feierabend. sie habe schon verstandenen, ja, ja (WSN, 20).

Darüber hinaus verunmöglicht die bedingungslose Selbstverpflichtung und die daraus folgende, obligatorische emotionale Verbundenheit das Nehmen einer Auszeit.

In letzter Konsequenz erleben neoliberal Subjektivierte das Abschalten, sich von der eigenen Arbeit zu distanzieren, schlichtweg Zeit für die eigene Persönlichkeit einzufordern, als belastenden Stress. Auszeiten behindern nicht nur das eigenen Fortkommen und erhöhen so prinzipiell die Gefahr des Scheiterns, ferner tragen sie in ihrer der Theorie nach stressfreien, unorganisierten, nicht der Arbeit zurechenbaren Zeitkonstitution nicht wünschenswerte Spannungen in sich. Lassen sich Auszeiten doch (noch) nicht vollständig umschiffen, gilt es sie mit aus der Arbeit bekannten Charakteristika erträglich zu machen und sich selbst zum Beispiel der „challenge wegen ein wenig frauenstress“ (WSN, 170) zu organisieren.

Obschon man ja prinzipiell keine Zeit (für Dinge abseits der Arbeit) hat, sind die Protagonist_innen in ihrer selbstverantwortlichen Freiwilligkeit dennoch gezwungen, Zeitstrategien zu entwickeln. Mit Überlebensdrang und dem Arbeitsprozess abgerungenem Adrenalin wird versucht nicht runterzukommen. Nicht runterkommen entspricht einer permanent sich selbst zu vergewissernden Arbeitsbereitschaft. Arbeit wird zur Droge, die einen süchtig macht, Schlaf hingegen gleicht einem *Cold Turkey* und bringt mannigfaltige Entzugserscheinungen mit sich. Dagegen hilft nur eine effiziente Schlafstrategie als Facette neoliberaler Zeitstrategie, deren Aufgabe es ist, *verflüssigte* Zeit zu ordnen. Da sich „vorschlafen“ (WSN, 21) als unmöglich erweist kommen „ein nickerchen zwischendurch, der killer-minutenschlaf, schlafen am bürotisch oder in geparkten autos“ (WSN, 21) sowie *nächtliches arbeiten* (WSN, 35) als mehr oder wenig erfolgreiche Schlafstrategien in Frage. Letztlich sind ebendiese Schlafvermeidungsstrategien auch dann bereits im Vorhinein zum (ungeliebten) Scheitern verurteilt, wenn – wie einige Akteur_innen bemerken – im Kontext militärischer Experimente bereits beeindruckende Ergebnisse bezüglich der Verminderung menschlicher Schlafbedürfnisse vorgelegt wurden. Trotz allem *short-sleeping und quick-eating* (WSN, 37) ist es schlichtweg unmöglich, nicht zu schlafen, ständig erreichbar und immer arbeitsbereit zu sein. Doch die in der vom Flexibilisierungsimperativ getragenen Ideologie angelegte Sehnsucht alles zu verändern macht auch vor menschlichen Grundbedürfnissen nicht halt.

ja, warum nannten sie einen arbeitssüchtig? [...] so einfach lasse sich ja so was nicht mehr behaupten, aber man mache es manchmal, wenn jemand seine zeit fast vollständig mit arbeit verbringe. da kursierten so vorstellungen, da würden plötzlich sauber getrennt die arbeitszeiten von den freizeiten, als ob man das noch könnte. also er müsse sagen, er finde diese vorstellung seltsam, um nicht zu sagen, so ziemlich absurd (WSN, 132).

Auch den Photoshopkünstler_innen mangelt es an Zeit. Zeit haben ist dem Logischen entrückt: „Die können doch nicht ernsthaft erwarten, dass man an einem Dienstag von zehn bis zwei zu Hause bleibt und auf den Kabeltypen wartet, oder?“ (WWU, 344). Im Haupthandlungsstrang wendet sich dieses Keine-Zeit-Haben bei Ferris aber gegen die Hauptfigur. Die hat überhaupt keine Zeit mehr und das hat fatale Folgen für Lynns Wohlergehen (siehe Kap. 7.3.4). Die Anerkennung versprechende Einsatzbereitschaft und die Ausweitung der Arbeitszeit auf Bereiche, die vormals nicht der Arbeit zugerechnet wurden, gehen Hand in Hand. Linn „nimmt sich vor [...] am Wochenende zu arbeiten und immer als Letzte zu gehen. ‚Nur wer lange bleibt, qualifiziert sich für die guten Jobs‘, ist ihr Credo“ (DLP, 19). Überhaupt erfolgt bei den Lebenspraktikant_innen eine De- und Rekonstruktion einer an sich negativen Erfahrung, des Keine-Zeit-Habens, hin zu einem positiven Bestandteil des eigenen Qualifikationsportfolios. Jasmin, die aus Berufswegen schier monatlich ihren Wohnort und ihr soziales Umfeld wechselt, versichert sich ob ihrer Gestresstheit: „Ich bin ein Steh-auf-Männchen, das, sobald es sich irgendwo hingesetzt hat, sofort wieder aufspringt und zum nächsten Termin rennt. Manche nennen das Sozialstress, ich aber nennen es Berufsfeldorientierung“ (DLP, 43). Das sie ihre Botschaft in einen Ratschlag verpackt und ihren gerade aktuellen Freund_innen vom massiven Zeitdruck erzählt (ebd.), ist ein weiteres Indiz für die in den letzten drei Jahrzehnten erfolgte Transformation glücklich machender Zeitstrukturen. Termindruck als Mußezeit der Produktivitätswütigen.

Risikobereit sein: Schier konspirativ grübeln Linn und Giulia über die Möglichkeiten zum Widerstand (wohlgemerkt: gegen diejenigen Kräfte, die ihr hart erarbeitetes Produktivpotential hemmen). Als plakativer Wahlslogan einer noch zu gründenden Interessenvertretung für Praktikant_innen einigen sie sich auf: „Sei risikobereit! Setz dich ein! Verlass dich auf dich selbst!“ (DLP, 143). Aber auch für die von Arbeit überformte Privatsphäre haben die rebellierenden Lebenspraktikant_innen Innovationspotential ausgemacht. Ausgerechnet wenn es um die anstehende Reproduktionsarbeit geht, wenn Linn über das Kinderkriegen nachdenkt, konfrontiert sie ihren Freund mit einer *no risk, no fun* Perspektive. Immerhin:

Am liebsten ist es Linn, wenn Viktor [Linns Freund, Anmerkung, L.R.] ungeplant und ungehemmt agiert. Wenn er mal seinen Kopf verliert und alle Sicherheitsgurte ablegt (DLP, 157).

Überhaupt sind die Männer in Nikola Richters Roman weniger flexibel als ihre weiblichen Mitstreiterinnen. Der überraschenden Schwangerschaft seiner Freundin,

Margarete, steht Nils positiv gegenüber, weiß er doch von einem männlichen Professor: „Weibliche Flexibilität und Mobilität werden mit kleinen Jobs belohnt (sic!)“ (DLP, 162). So sind sogar die vorher wenig geliebten Teilzeitjobs mit einmal positiv konnotiert. Er selbst feilt indessen weiter an ingeniosen Geschäftsideen – immerhin kommt es auf das Innovationsvermögen, das Nutzen von Gewinnchancen in der heutigen Berufswelt mehr denn je an. Ein etwaiges Risiko wird im Sinne der *größeren Idee* vom Glück durch Produktivität bereitwillig in Kauf genommen.

Qualität liefern: Joshua Ferris beschreibt ein Milieu, indem ein harter und unbarmherziger Wettbewerb als eine Art Damoklesschwert über den Existenzen der einzelnen Protagonist_innen hängt. Dieser ist selbstverständlich alternativlos. Unter kompetitiven Rahmenbedingungen haben diejenigen höhere *Überlebenschancen*, welche Qualität garantieren und ihre Produktivität hoch halten. Als dem Bedrohungsszenario Arbeitslosigkeit und dem damit einhergehenden Prestigeverlust reale Bewertungs- und Kündigungsgespräche folgen, stechen zwei besonders produktive Menschen heraus: Joe Pope und Lynn Mason. Joe ist ob seiner immensen Arbeitsbereitschaft jedem Zweifel an seiner Nutzlosigkeit enthoben. In einem Umfeld, dass niemanden kennt der noch vor Sonnenuntergang nach Hause geht, ist es Joe, der noch immer am längsten arbeitet. Er ist es, der nach einer mit Arbeit *erfüllten* Nacht die besten und kreativsten Ideen präsentiert. Kein Wunder das Joe Pope über weite Strecken des Textes ausgeglichen und glücklich scheint. Joes Überlegenheit ergibt sich auch durch das Naheverhältnis zur unternehmerischen Qualitätsprogrammatik. Konsequenter startet Joe immer wieder seine Bemühungen, die anderen von der Wichtigkeit einer radikalen Kundenperspektive zu überzeugen, „[d]enn verdammt, kapierten die das nicht? Wir mussten die Neukunden kriegen!“ (WWU, 368).

Im Sprechen der Produktiven vermittelt sich der subjektivierte Anspruch im Neoliberalismus. Ulrich Bröcklings und Richard Sennetts Überlegungen, in Kombination weiter oben als Modell vom produktiven Menschen angedacht, finden in der fiktionalen Literatur mannigfaltig Entsprechung. Überdies hat das *Business-Sprech* die Funktion, in die Zukunft gerichtete Subjekte hervorzubringen. „Nach vorne denken, sagt sich Linn, das nehme ich von zu Hause mit – ebenso wie die Schuhe“ (DLP, 56). Ein Verweilen im Augenblick oder das Schwelgen in der Vergangenheit sind dem Möglichkeitsraum des Denkbaren entnommen. Es fehlt schlicht das entsprechende Vokabular, um stolz auf bereits Geleistetes zurück zu schauen. Die Übereinstimmungen zwischen fiktionaler Literatur und politischer Theorie sind frappant. Viele Aspekte des flexiblen Menschen finden sich in den ausgewählten Geschichten wieder.

Darüber hinaus ist die Existenz des unternehmerischen Selbst empirisch angedeutet. Welches Ende sehen die Autor_innen für die nach produktiven Maßstäben Arbeitenden vor?

7.3.2. Von *libidinösen Durststrecken*, Insomnie und dem Tod: Arbeitsmoral und Körperpathologien

Über weite Strecken ihres Buches beschäftigt sich Rögglä mit den körperlichen Belastungen neoliberaler Lebensweise. Thematisiert werden Körperpathologien, die mit einem u.a. von krankmachenden Schlafstrategien ermöglichten neoliberalen Lebensstil in Beziehung stehen. Während einige Akteur_innen mit eher harmlosen Problemen wie Haarausfall, Stimmverlust oder dem Zwang zur Überkommunikation ringen, korrelieren auch Erkrankungen der Psyche, Panikattacken, Alkoholismus und Herz-Kreislauf Beschwerden mit einer destruktiven also neoliberalen Lebensweise. Neoliberalismus verursacht also schon seinen Nutznießer_innen Schmerzen und bietet ihnen ein Dasein, das über weite Strecken durchlebt und nicht erlebt wird. Ein Leben, das abseits von bekannten Wachmachern wie *frischluft*, *red bull*, *kaffee*, *alkohol* (WSN, 176 ff.) nur unter Zuhilfenahme pharmazeutischer Erzeugnisse überhaupt gelebt, respektive ertragen wird. Der Einsatz von Antidepressiva erweist sich jedoch als wenig erfolgreicher Plan.

Schon bevor die Arbeitsbelastungen negative Auswirkungen auf Psyche und Körper der flexibel Subjektivierten haben, hadern die Verfolger_innen der Utopie vom produktiven Leben mit ihrer leiblichen Konstitution. Schlaflosigkeit und Rückenprobleme als Effekt erneuter Bewerbungsrückschläge. Beruhigungsmittel erleichtern das *runter kommen* vor obligaten Vorstellungsgesprächen. Magen-Darm-Probleme als ständige Begleiter auf dem Weg nach oben. Der erfolgreiche Abschied vom akademischen Milieu mit all seinen Unproduktivität fördernden Elementen wie „überfüllte Seminare, unmotivierte Dozenten, einer lückenhaften Bibliothek, asbestverseuchte Arbeitsräume und fehlender Praxis“ (DLP, 29) wird mit bedingungslos optimistisch in die Zukunft blickende (Vor-)Freude auf die Arbeitswelt gefeiert:

Sie fühlte eine „neue Leichtigkeit“, wie sie es nennt. Und wenn sie singen könnte, würde sie singen und nicht sagen: Jetzt weiß ich endlich, was ein Flow ist. Ich brauche keine Aufputzmittel mehr [...] Und dann will sie endlich den Start ins Berufsleben anpacken. Sie schreibt angriffslustig Bewerbungen, spart nicht an Kopiergeld und Portokosten, verschickt ihre gesammelten Werke in die weite Welt, denn sie ist offen für alles [...]

Sie freut sich über diese Chance [gemeint ist ihre erste Praktikant_innenstelle, Anm. L.R., eigene Erfahrungen zu machen, Verantwortung zu tragen, interkulturelle Kompetenz zu üben, eigenständig Initiative zu ergreifen und Flexibilität am Arbeitsplatz zu lernen (DLP, 30).

Den zyklisch Wiederkehrenden Zwang zur Neuorientierung (neuer Wohnort, neue Freunde, neuer Job. . .) kompensiert Chris mit „Dauergerede“ und entgeht damit der bedrohlichen Gefahr, „in einen ewigen Erholungstiefschlaf zu fallen“ (DLP, 88). Giulia plagt vor arbeitsintensiven Wochenenden die arbeitsbedingte Schlaflosigkeit. Wenn sie es dann doch schafft und ein paar Stunden Erholzeit schlafend für sich beansprucht holt sie die Arbeit in ihren Träumen ein (DLP, 99). Ein produktiver Mensch ist selbst unter der eigenen Bettdecke nicht vor den Anforderungen der Arbeit sicher. Viktor vermutet ob des überraschenderweise etwas ungepflegten Auftretts einer Vorgesetzten, dass diese ihm mehr oder minder unbekannte Person, „weil sie so viel arbeitet, [...] keine Zeit hat, sich länger als nötig mit ihrem Körper zu beschäftigen. Und in Phasen von Arbeitsstress setzt die Periode ja sowieso mal aus und dann wieder ein“ (DLP, 69). So sehr die Menstruation immer noch ein Tabuthema darstellt – wenn überhaupt, dann hat das Sprechen über Menstruation bzw. Monatszyklus nur in eindeutig weiblich konnotierten Konstellationen eine Berechtigung (sic!) –, wenn es Auswirkungen auf die Leistungsfähigkeit am Arbeitsplatz haben könnte, gehören selbst Männer zu den Eingeweihten. Trotzdem sich immer wieder selbst versichert wird, dass auch für den Körper spürbare Konsequenzen der produktivistischen Anstrengung im Endeffekt überwindbar sind und irgendwie dann doch Energiereserven freisetzen: das Ideal vom Phönix aus der Asche hilft zwar, somatische Rückschläge hinzunehmen, ganz und gar spurlos geht die Vielarbeit an niemandem, auch nicht an Viktor, vorüber:

Viktor schaut nicht gerne in den Spiegel. Weil er nicht mehr frühstückt, weil er zu wenig schläft, weil er tags und nachts vom Computerbildschirm bestrahlt wird und weil seine Augen so müde sind, dass sie abgesehen von Word- und Excel-Tabellen nichts mehr scharf stellen können. Er [...] arbeitet rund um die Uhr. Abends geht er in der kleinen Wohnung, in der er für sechs Monate mit seinem Koffer lebt, am reflektierenden Fensterglas vorbei und sagt mechanisch: „Mensch, du siehst fertig aus.“ (DLP, 83).

Doping gibt es auch in der Chicagoer Werbeagentur. Beiläufig wird davon erzählt, dass selbstverständlich jedeR mit Depressionen zu kämpfen hat(te). Bildhaft

beschreibt der Autor Angstzustände, die quasi logische und daher unternehmensfinanzierte Therapie sowie die tägliche Einnahme rezeptpflichtiger Psychopharmaka:

Wir hatten mit Depressionen zu kämpfen [...] Wir duschten im Sitzen und kamen am Wochenende nicht aus dem Bett. Schließlich sprachen wir mit der Personalabteilung über die Möglichkeit einen Spezialisten zu konsultieren, und der Spezialist verschrieb Medikamente. Marcia Dwyer nahm Prozac. Jim Jackers nahm Zoloft und noch irgendwas anderes. Ein halbes Dutzend anderer nahm den ganzen Tag lang Pillen, die wir zu identifizieren versuchten, es gab so viele davon, in allen möglichen Farben und Größen. Janine Gorjanc nahm einen Cocktail verschiedener Sachen, darunter Lithium... (WWU, 71 f.).

Körperliche Schwierigkeiten werden nicht offen thematisiert. Immerhin wäre das ein Eingeständnis mangelnder Leistungsfähigkeit. Wenn der eigene Körper ohne fremde Hilfe nicht mehr mitmacht ist die eigene Produktivität prekär. Also: Abneigung gegenüber Ärzten. Aus diesem Grund lässt sich Carl seine Medikamente auch nicht verschreiben. Stattdessen entwendet er diese lieber von den Schreibtischen diverser Mitarbeiter_innen, wohlwissend, dass er sich damit selbst in Gefahr bringt (vgl. WWU, 105 ff.). Risikobereitschaft ist eben auch ein notwendiger Bestandteil des eigenen Kompetenzprofils. Angstzustände werden einerseits mit Verweis auf die drohende Arbeitslosigkeit erklärt. Andererseits – so meine Vermutung – ist es auch eine Angst vor der Unproduktivität, vor dem zu wenig Leisten und vor dem Ausbleiben der durch Erfolg evozierten Glücksgefühle.

Bei Ferris sieht ein verstorbener Kollege am Totenbett sogar gesünder als an seinem Schreibtisch aus (vgl. WWU, 92). Verwaiste Büroräumlichkeiten symbolisieren die Grabkammern der Erfolglosen, also Unproduktiven (vgl. WWU, 311). Noch einmal ein längeres Zitat aus Kathrin Rögglas Buch, denn *in extremis* sprechen sich Rögglas Figuren selbstverantwortlich die eigene Lebendigkeit ab. Sie schlafen nicht nur nicht, sie leben nicht:

nein, sie erspare sich schmerzen nicht, sie ginge da immer voll durch. wahrscheinlich brauche sie diese kathartische erfahrung, dieses »ich-habe-überlebt-ding«, wobei sie sagen müsse: so richtig überlebt habe man dann meist nicht. man rede sich ein, man habe überlebt, man habe sogar eine menge überlebt, aber überlebt hätten ja meist eher so die firmen. man selbst habe zwar so einige situationen durchgemacht, wo man sich nachher frage: »wie bist du da wieder lebendig rausgekommen?« aber

lebendig rausgekommen sei man hernach eigentlich nicht. man habe es lediglich überstanden, »wie man sagt« (WSN, 151).

Die Sozialwissenschaft kennt für Phänomen dieser Art den Begriff der Entfremdung¹⁰², siedelt ihn jedoch wertend und in seiner Exklusivität irreführend, für gewöhnlich aber als schichtspezifisches Phänomen am unteren Ende der gesellschaftlichen Sozialstruktur an. Die schwindende Distanz zur Arbeit geht mit einer steigenden Distanz zu sich selbst einher. Wer nichts mehr persönlich nimmt, sich selbst ständig diszipliniert, kontrolliert bzw. regiert, wird bei Rögglä zur/zum Untoten:

wahrscheinlich sei er mit keinem sinn für sterblichkeit ausgestattet, den habe er einfach nicht, der sei möglicherweise irgendwann verlorengegangen, so unterwegs, den habe er möglicherweise irgendwo liegenlassen nach einem meeting, vor einem termin, während einer besprechung. irgendwann sei der einfach liegengeblieben und habe sich nicht mehr gerührt, sein sinn für sterblichkeit, aber deswegen schaffe er überhaupt seine ganze workload (WSN, 200).

Rögglä weißt darauf hin, dass derlei *gespenster* (196) auch in den Chefetagen ihr Unwesen treiben. Ebensolche Ungeheuer nehmen nichts mehr persönlich und praktizieren perfektionierte Selbstkontrolle als Antwort auf die potentiell alle betreffende, pausenlose Absturzgefahr. Teil dieser Entfremdungsstrategie ist der Abbruch bestehender bzw. die Verhinderung kommender sozialer Beziehungen. Im Normalfall hat Partnerschaft weder Zeit noch Raum im Leben der Neoliberalen. Gerade dort, wo soziale Beziehungen noch existieren, in etwa in Form von Fern- bzw. Wochenendbeziehungen, hat man ebendiese – wie es die Praktikantin idealtypisch vorzeigt – bereitwillig zu Gunsten des eigenen Erfolgs aufzugeben:

letztendlich würde sie gerne weniger privatleben haben und mehr ein ordentliches berufsleben [...] sie lebe ja auf abruf. sie wisse jetzt, wenn sie nach london gehen müsse, was sicherlich nicht passieren werde, dann

¹⁰² Bereits Émile Durkheim kritisierte moderne Formen des Individualismus, da sie seiner Meinung nach soziale Desintegration und Anomie, also die Entfremdung der Individuen den anderen Individuen gegenüber zur Folge hätten. Auch Georg Simmel konstatierte mit seinem Begriff der Blasiertheit Entfremdung als ursächlich dem Bedeutungsgewinn von Geld geschuldetes und für in Städten lebenden Menschen destruktives Phänomen menschlichen Zusammenlebens. Karl Marx identifizierte die Entfremdungsfunktion von Lohnarbeit innerhalb der kapitalistischen Gesellschaftsordnung (vgl. NECKEL 2010). Aus dem Bereich der Kultur kommt die Kritik Michael Hanekes, der in seiner Vergleitscherungs-Trilogie Entfremdungsprozesse nachzeichnet.

müsse sie hier auch alles liegen- und stehenlassen. das seien nun mal die zwänge, denen man unterworfen sei, das seien nun mal die spielregeln [...] dann müsse sie auch ihren freund zurücklassen (WSN, F72).

Zombies gibt es auch bei Joshua Ferris. Die Figuren schildern den Beginn des Arbeitstages wie folgt: „An einem von hundert Morgen war der Gang zurück ins eigene Büro fast so schrecklich wie der Tod“ (WWU, 71). Kein Wunder also, dass die Hauptfigur, die mehr als alle anderen für und in der Arbeit lebt, am Ende stirbt. Neben diesen Schlaglichtern auf pathologische Effekte der Vielarbeit bestätigt das Schicksal von Lynn Mason krankmachende Tendenzen einer freiwillig zur Sucht entwickelten Dauerarbeitsbereitschaft. Lynn Mason hat ihr ganzes Leben lang hart gearbeitet und ihr eigenes Wohlbefinden genauso vernachlässigt, wie den Aufbau nicht berufsbezogener Sozialkontakte. Trotz einiger Verdachtsmomente über einen Knoten in ihrer Brust scheut die *toughe*¹⁰³ Chefin der Werbeagentur das Aufsuchen ärztlichen Rats. Lynn fühlt sich unsterblich. *Neukundenpitches* und das Überleben der Firma sind Lynn Mason die längste Zeit wichtiger als die Gewissheit über die potentielle Gefahr in ihrem Körper. Die Krankheit selbst wird zwar nicht mit Verweis auf ihre Arbeitswut erklärt, doch selbst die vermeintlich Erfolgreichste aller Figuren, hat mit den Folgen neoliberaler Subjektivierung zu kämpfen. Ihr Freund, selbst unermüdlich mit Arbeit beschäftigt, schafft es unter einem Vorwand dennoch, Lynn Mason in ein Krankenhaus zu locken. Ein Operationstermin wird fixiert und an dieser Stelle beginnt Ferris seine Geschichte in der Geschichte (»Genau das Richtige jetzt«) über das verheerende Schicksal von Lynn Mason.

Am Abend vor der Operation steht nichts an, kein Geschäftsessen, keine Preisverleihung, keine Netzwerkkontakte [...] Aber immer wenn sie keine Arbeit dabeihat, selbst wenn es nur für die Dauer einer Taxifahrt ist, fühlt sie sich ängstlich. Zum Glück ist es nur eine kurze Fahrt (WWU, 233).

Der Abend beginnt für Lynn, die sich selbst als herzlos und als „völlig ohne Gefühle“ (WWU, 234) bezeichnet, mit dem sie immer begleitenden schlechten Gewissens, zu wenig *Effort* in ihren Arbeitstag investiert zu haben. Anstatt an

103 Joshua Ferris zeichnet über Lynn kein androzentristsches und klischeehaftes Bild fleischgewordener Männlichkeit. Gefühlskälte und Ehrgeiz Vorrang gegenüber überholten Rollenbildern von Haus und Garten zu geben wird nicht ob ihres Geschlechts hinterfragt. Die Schilderungen einer arbeitsfixierten Lebensweise, also der hohe Stellenwert von Arbeit, sind Männer und Frauen betreffend gleichermaßen prekär.

wichtigen Präsentationen zu arbeiten, hat sie sich doch tatsächlich für einen faulen Abend auf der Designercouch entschieden. Das Gefühl des Alleinseins ist bedrückend. An dieser Stelle ist (noch) nicht klar, ob ihr depressiver Gemütszustand auf die Folgen sozialer Isolation oder doch die Abwesenheit von Arbeit zurückzuführen ist. Schließlich beschließt Lynn, den Menschen zu suchen, zu dem sie noch am ehesten so etwas wie eine soziale Beziehung aufrecht hält. Sie tut dies übrigens trotz verabsäumter Geburtstagsglückwünsche und vieler, wegen Arbeitsverpflichtungen verschobener Rendezvous. Schnell stellt Ferris klar, dass von Martin, dem Partner von Lynn, wenig Zuspruch zu erwarten ist, denn Lynn rekapituliert ihr Verhältnis zu ihm folgendermaßen:

Wir waren uns immer einig, dachte sie, wie wichtig die Arbeit ist, und wenn wir zusammen Zeit verbrachten, dann sprachen wir über die Arbeit – eine Enttäuschung, ein faszinierender Fall, Erfolg und Scheitern und harte Arbeit (WWU, 239).

Immer wieder wenn Ferris soziale Beziehungen oder pathologische Signale von den Körpern der Protagonist_innen thematisiert bietet er parallel dazu stets dieselbe Interpretationsschablone an. Die Beziehung wird überformt von Arbeit und Themen welche die Arbeit betreffen. Der einzig denkbare Ort, an dem Lynn Martin um 21:30 vermutet, ist sein Büro irgendwo im Nordosten Chicagos. „Tatsächlich kommt es ihr, trotz der späten Stunde, gar nicht in den Sinn, dass er irgendwo anders sein könnte“ (WWU, 266). Als sie ihn nach einer wilden Fahrt zum Bürokomplex in irgendeinem Vorort der Stadt dort nicht auffindet, ist Lynn enttäuscht. Enttäuscht davon, dass Martin doch tatsächlich schon zu Hause ist und nicht mehr arbeitet. Anders als zuvor und auch danach schildert Ferris Lynn Mason an diesem Abend als überraschend irrational und verwirrt. Als sie endlich wieder zur Besinnung kommt fällt es ihr wie Schuppen von den Augen. Der einzige Ort, der ihrer Situation am Vorabend einer komplizierten Operation angemessen ist, ist selbstverständlich die Arbeit. Nach Mitternacht kommt Lynn endlich an. Ferris vollzieht innerhalb der ausdrucksstarken Textpassage, nachdem Leser_innen an dieser Stelle wohl damit begonnen haben, in Lynn Mason mehr als eine ehrgeizige Karrieristin zu sehen, eine sehr gewiefte Wende:

So fühlt sie sich jetzt auch: stabil, ruhig, intakt, wiederhergestellt [... Lynn] weiß [...] genau, wo er ist, der richtige Ort, den sie den ganzen Abend gesucht hat, und was sie die ganze Zeit über hätte tun sollen. Das Drama des Abends hat sie verwirrt, ihr den klaren Blick auf die eigentliche

Bestimmung verdunkelt [...] Sie betritt das Gebäude und grüßt den Mann, der hier nachts Aufsicht führt. Er kennt ihren Namen. „Ich bin überrascht, Sie hier so spät zu sehen!“, sagt er, und bei diesen Worten versteht sie plötzlich, dass ihr größter Fehler darin bestand, sich überhaupt auf den Weg gemacht zu haben. Ein Taxi nach Hause genommen zu haben. Sie fährt in den sechzigsten Stock hoch und geht in ihr Büro [...] Sie greift nach ihrer Maus und unterbricht den Bildschirmschoner. Kurz nach eins. Einfach nur sehr früh am Morgen, das ist alles. Sie arbeitet bis sechs (WWU, 269 f.).

Arbeit ist *genau das richtige jetzt*.¹⁰⁴ Arbeit gibt ihrem erschöpften Körperkraft, Arbeit lässt ihre unbefriedigende Beziehung zu Martin vergessen, mit Arbeit wird doch auch dieser *verdammte Tumor* in ihrer Brust totzukriegen sein. Noch am Krankenbett nach der Operation und trotz nicht näher beschriebener Komplikationen geht von Lynn – ganz im Unterschied zum unproduktiven und verstorbenen Old Brizz (siehe weiter oben) – „die größte Energie im Raum aus“ (WWU, 401) und so ist es auch nur konsequent, dass sie den Besuch ihrer Arbeitskolleg_innen im Spital für die Besprechung erfolgreicher Strategien nutzt. Lynn Mason ist wieder ganz die alte und aus diesem Grund immer um maximale Produktivität bemüht. Noch härter und länger und produktiver zu arbeiten ist Lynn Masons ganz persönliches Streben nach Glück. Die Einlösung ihres *pursuit of happiness* kann ausschließlich vom Tod verhindert werden „[u]nd in Anbetracht dieser neuen Geschäftsmöglichkeiten wird der Tod wohl noch warten müssen“ (WWU, 270 f.). Er tut es nicht und Lynn Mason stirbt einige Jahre später an den Folgen ihrer Krebserkrankung.

7.3.3. Zur omnipräsenten Sehnsucht nach dem Wir: Arbeitsmoral und soziale Beziehungen

Neben den krankmachenden Folgen neoliberaler Arbeitsmoral existieren auch im Bereich des Zwischenmenschlichen pathologische Formen, die in fiktionaler Literatur bildgewaltig thematisiert werden. Gemeinhin tun sich viele mit der Kritik an neoliberalen Entwicklungen schwer. Das liegt nicht zuletzt an der inneren Logik des Neoliberalismus: „Wenn die Einzelnen immer Kosten und Nutzen abwägen, dann ist das Bestehende immer rational und damit gerechtfertigt. Menschen haben

¹⁰⁴ Ferris arrangiert sein Buch im Übrigen so, dass Impressionen aus dem Arbeitsalltag der anderen, mit weniger *commitment* ausgestatteten Figuren, den Rahmen dieses Dramas vom Abend ohne Arbeit bilden.

demnach ihre Arbeitszeit und ihren Lohn gewählt“ (NICOLL 2013, 30). Das gilt auch dann, wenn es sich um Aufforderungen zur Asozialität handelt: „Neoliberal sein heißt unsozial zu sein, weil der Markt als gesellschaftlicher Regelungsmechanismus vergöttert wird“ (BUTTERWEGGE, LÖSCH und PTAK 2008, 218). Aus einer Akteursperspektive auf die Macht in und hinter neoliberalen Arbeitsverhältnissen finden sich Ansatzpunkte zur Kritik, denn ein Blick in den fiktionalen Alltag der Protagonist_innen belegt die Folgen eines auf Produktivismus getrimmten Lebensstils mit zum Teil verheerenden Folgen auf Ebene der sozialen Beziehungen. Bei Rögglä untergraben u.a. der permanenten Erreichbarkeit geschuldete inkompatible *stimmungslagen* und inkongruente *gesprächslogiken* (WSN, 73) noch existente Sozialkontakte. Des Weiteren verzahnt Rögglä den Alltag neoliberal lebender Menschen mit einer quantitativen und qualitativen Reduktion des Sexuallebens. *libidonöse durststrecken* (WSN, 73) als Normalfall. Im zehnten Kapitel »privatleben« kommen beinahe alle Protagonist_innen der schlaflosen Chefetagen zu Wort:

er schwöre ja auf fernbeziehung, das wäre noch lebbar neben der beruflichen belastung. aber so ein normales familienleben ginge nicht. das könne er sich nicht vorstellen [...] er bekomme seine wohnung kaum noch zu gesicht, also ihn würde es nicht wundern, wenn er sie eines tages nicht mehr fände [...] ja, er habe zwei kinder. sicher, es sei mehr so eine wochenendbeziehung, die er zu ihnen unterhalte [...] und am sonntag müsse er sich dann meist wieder regenerieren, damit er montag morgen wieder fit auf der matte stehen könne. also da heiße es, schon früh zu bett gehen, kein alkohol, kein Extremsport, nicht einmal zum fußballspielen gehe er mehr am sonntag abend, weil ihn das zu sehr anstrengt [...] letztendlich würde sie gerne weniger privatleben haben und mehr ein ordentliches berufsleben [...] sie habe kein privatleben. nicht, daß sie davon wüßte [...] „nein da läuft nichts. wie denn auch, wenn man den ganzen tag hier am arbeiten ist“ [...] „die bars geben auch nichts mehr her, wenn man zu müde ist“ [...] was er sich vorstellen könne, sei der bordellbetrieb [...] (WSN, 70-77).

Die Qualität sozialer Beziehungen bemisst sich stark an der den Beteiligten zur Verfügung stehenden Zeit. Die wiederum ist stark von Gemeinsamkeiten wie der Stammkneipe und sonstigen Übereinstimmungen im Tagesablauf abhängig. Gemeinsame Erinnerungen an gestern mögen die Bande zwischen Menschen eine Zeit lang bewahren, aber irgendwann stellen sich Fragen nach dem Mehr. „An einem

Abend ist die Zeit nicht aufzuholen“ (DLP, 42). Neue Kontakte zu knüpfen fällt den Lebenspraktikant_innen jedoch ebenso schwer, denn „nach einem anstrengenden Tag [möchte sich Jasmin] nicht gerne ‚ganz neu gewöhnen‘“ und überhaupt „[d]urch die Anwesenheit zweier Unbekannter wird die Entfremdung zwischen den ehemaligen Freunden noch offensichtlicher“ (DLP, 42). Trotz „Workout-Beat“ ist Nils gerade deshalb Linns bester Freund, „[w]eil er immer Zeit hatte“ (DLP, 8). Eine gelungene Beziehung speist sich aus gemeinsam zur Verfügung stehenden Zeitkontingenten. Und Zeit (für das Private) ist genau das, was ein produktives Leben ganz bestimmt nicht mit sich bringt.

„Es ging ja überall um technischen Fortschritt und Fortbewegung“ (DLP, 18) und deshalb besteht für Jasmin überhaupt kein Zweifel daran, „dass [sie] für *den* Job auch nach Castrop-Rauxel oder nach Timbuktu gehen würde“ (DLP, 29). Räumliche Ungebundenheit als individuell formulierter Anspruch des produktiven Selbst hat zwischenmenschliche Bindungsunfähigkeit zur Folge. Auch wenn „[d]as Verkehrsmittel Bus [...] maximale Spontaneität [garantiert]“ (DLP, 46) – schon in der Anbahnungsphase etwaiger Partnerschaften ist aufgrund des „jobbedingten Ortswechsel [...] klar], dass der Beginn dieser Affäre schon der Schlussstein ist“ (DLP, 30). Anstatt dagegen aufzutreten und die *Sinnlosigkeit* kurzfristiger Flirts, deren Ablaufdatum „jobbedingt“ schon nach wenigen Tagen überschritten ist, zu hinterfragen, finden sich die Figuren mit ihrer Einsamkeit ab, nehmen all das als notwendig in Kauf zu nehmendes Übel ihrer glücksverheißenden Bemühungen quasi als Kollateralschäden beruflichen Erfolgs hin (vgl. DLP, 32-35). Die Entfremdung macht vor Freundschaften ebenso wenig halt. Bemühungen *alte Freundschaften* trotz divergierender Zeitzonen Aufrecht zu erhalten sind zum Scheitern verurteilt, „über die Begrüßung und den Austausch von Freundschaftsgesten“ (DLP, 39) kommt der produktive Mensch nicht hinaus. Der Versuch, möglichst viele Kontakte zu pflegen, endet resignativ. Gespräche mit Tiefgang sind rar. Immerhin ist der nunmehr oberflächliche Kontakt mit den alten Bekannten und der langweilige Smalltalk mit neuen Fremden eine Form der Geschäftsbeziehung, die einem bestimmt irgendwann nützlich sein kann. Aus Freundschaften werden strategische Beziehungen, für die man auch schon mal zu martialischen Mitteln greift und Karten mit den Stützpunkten der verstreuten Mitstreiter_innen entwirft. „Er weiß, dass, wenn er seine Bekanntschaften gut pflegt, diese sich brav und konstant verhalten, dass sie sich zu einem feinmaschigen Netz aufspannen, das ihn auffängt“ (DLP, 67). Ein gut gewartetes Beziehungsgeflecht ersetzt ehrliche Freundschaften und – so zumindest der Anspruch – kompensiert die neue Heimatlosigkeit. Die Clique wird zum Netzwerk. Und auch

wenn abgespeicherte Vorlagen eine effiziente und unpersönliche Kontaktaufnahme erleichtern, „[i]n Wirklichkeit [ist Viktor] überall fremd und alleine“ (DLP, 71). Mehr ist aufgrund der räumlichen Distanz einfach nicht möglich. Jasmin berichtet von der Gleichzeitigkeit von Karriere- und *Beziehungssprüngen*:

Eigentlich lebt sie in emotionaler Gleichzeitigkeit. Weil keiner der Männer, die sie mag, vor Ort ist, weil keiner sich wirklich zu ihr bekennt, weil sie selbst nicht vor Ort ihrer Männer ist, muss sie die Beziehungen zu ihnen auf kleiner Flamme weiter köcheln lassen [...] Das Springen von Beziehung zu Beziehung – die Beziehungen so oft wie die Orte und Wohnungen zu wechseln – erschien ihr noch vor einiger Zeit als Ausweg [...] Vielleicht sollte Jasmin es so machen wie Anika und Chris. Die Doktorandin trifft sich ein paar Mal im Jahr mit ihrem Freund [...] Immerhin (Herv., L.R.) fahren sie einmal im Jahr gemeinsam in den Urlaub. Für einige Wochen sind sie ein wirkliches Paar. Danach trennen sie sich wieder. Sie trennen sich, weil es so abgemacht ist. Denn beide haben, außer ihrer Arbeit, kein festes Zentrum im Leben. (DLP, 51 f.).

Es herrscht Ungewissheit über den nächsten und übernächsten Lebensmittelpunkt, über die nächsten Stationen einer dem Flexibilitätsprinzip nach unplanbaren Laufbahn. Der als eher karriereunbewusst dargestellte Nils informiert lakonisch: „Suche neuen Freund. Weil du nicht da bist“ und resigniert ob der jetzt minderen Qualität seiner vormals guten Freundschaften: „Wenn schon wegfahren, dann richtig [...], auswandern, für immer Abschied nehmen, aber nicht dieses Mal-hier-mal-da-Sein“ (DLP, 65). Jasmin, die hyperflexible Arbeitsnomadin, müsste „[e]igentlich [...] zufrieden sein. Sie müsste sich wohl fühlen“ (DLP, 31) in der fernen Singlewohnung. Als Gegenmittel für die geheim gehaltene Einsamkeit (DLP, 31-35) unternimmt Jasmin den Versuch, bei seltenen Kurzbesuchen „alle zu sehen und von allen gesehen zu werden“. Dies gelingt wahrscheinlich ob der in der Arbeit eingeübten Zeitmanagement- und Organisationskompetenz überaus gut. Die Anzahl an sozialen Events korreliert allerdings negativ mit deren Qualität. „Sie muss sich für einen Moment in ihr altes Leben so einfügen, als sei sie nie weg gewesen. Das ist anstrengend, denn eigentlich ist sie ja weg und lebt ihr eigenes, den anderen recht fremdes Leben“ (DLP, 37). Der *oberflächliche* Ansatz bringt wenig ein und ein erhofftes Gefühl von Anerkennung und Geborgenheit mag sich nicht recht einstellen. Etwaige Kollateralschäden, wie die vergraute Freundin Linn, die annimmt für Jasmin sei diese Art der Beziehung mittlerweile ausreichend, wären darüber hinaus zu berücksichtigen.

Es lebt sich ungewiss in einer Welt des Unbekannten. Nichts ist von Permanenz, weder Wohnort noch Nachbarschaftsbeziehung, nicht einmal das Lieblingscafé gibt es nach der Rückkehr aus dem Ausland noch. Jede Art von Kontakt, der nicht nach den Spielregeln der Arbeitswelt organisiert werden will, ist für neoliberale Menschen eine enorme Herausforderung. Zum einen fehlt schlicht die Energie, die für das Aufrechterhalten der bestehenden oder die Anbahnung neuer Sozialkontakte von Nöten wäre. „Viktor meldet sich dagegen selten bei ihr, weil er so viel zu tun hat, wie er sagt. Weil er den ganzen Tag kommuniziert und dann abends nicht noch mehr kommunizieren will“ (DLP, 84). Andererseits ersetzt kein via Skype geführtes Videotelefonat und keine noch so gut gemeinte elektronische Kurznachricht den direkten (Körper)Kontakt – der qualitative Unterschied zwischen küssenden Paaren und Küsse andeutenden Smileys ist schlicht zu groß, um dem Vergessenwerden entgegen zu wirken. Die Alternativen an den jeweils aktuellen Wohn- und Arbeitsorten sind rar und unbefriedigend:

Michel [ein kurzfristiger Mitbewohner Viktors, Anm. L.R.] ließ ihn mitfeiern, aber niemand wusste, dass Viktor neben dem Mitbewohnerdasein einen eigenen Feiertag hatte. Er war zwar dabei, aber nicht wirklich da [...] Viktor ging aufs Klo, blickte in den Spiegel und prostete sich mit zusammengekniffenen Augen zu [...] Viktor war durch seine Arbeit so eingebunden, dass er ein paar Tage später schon vergessen hatte, wie einsam er sich bei Michels Party gefühlt hatte. Er war seinen Freunden nicht böse. Vielleicht gratulieren sie nur, wenn sie durch eine Party auf den Jahreswechsel hingewiesen werden, dachte Viktor, sie alle haben ja so viele Termine heutzutage, das rappelt förmlich in den Kalendern. Er hatte sich vorgenommen, nie wieder an seinem Geburtstag eine halbherzige Party mit Fremden zu feiern (DLP, 130).

Meist konzentrieren sich die überschaubaren Treffen der zeitlich und räumlich *Versprengten* rund um die wenigen Tage konzentrierter Unproduktivität (wie z.B. zu Weihnachten). Der Anlass für den Sozialkontakt folgt weder einer eingespielten Gewohnheit und schon gar nicht dem akuten Bedürfnis, die bzw. den jeweils andereN genau jetzt zu sehen. Die Voraussetzungen für gelungenes Wiedersehen sind suboptimal, denn es ist nicht der Zufall, sondern ein etwaiger Feier- oder Geburtstag, der die gemeinsame Zeit zwar ermöglicht aber gleichzeitig auch begründet. Spätestens wenn selbst die obligatorisch via Facebook & Co. übermittelten Geburtstagsglückwünsche ausbleiben regt sich jedoch Zweifel an einer Lebensweise, die sich augenscheinlich

sehr destruktiv auf die sozialen Beziehungen auswirkt und Skepsis über die *Richtigkeit* des Weges, den man da eingeschlagen und voller Tatendrang verfolgt hat, macht sich breit (siehe Kap. 7.3.4).

Die pathologischen Veränderungen in den zwischenmenschlichen Beziehungen halten sich überdies sehr hartnäckig. Aufgegebene oder zu informellen Businesspartnerschaften transformierte Freundschaften lassen sich selbst dann nicht mir nichts dir nichts erneuern, wenn die Wohnorte wieder übereinstimmen. Weder Jasmin, die sich mit dem doppelt fremden Leben (in der Fremde und mit Fremden) abgefunden hat, noch Chris, der nach jahrelangen Auslandsaufenthalten mit nur wenigen Kurzbesuchen, der Beziehung wegen wieder zurück gekehrt ist¹⁰⁵, werden von Richter als glückliche Menschen beschrieben. Gezeichnet vom vormals auf Produktivität und Erfolg getrimmten Lebensstil plagen Chris diverse Symptome. Anzeichen einer Grippe, Kopfschmerzen und Probleme im Magen-Darm-Trakt mischen sich mit anhaltender Antriebs- und Kreativlosigkeit. Die ungesunde Ernährung stellt eine Gefahr für seinen Fitnesszustand und damit seine Arbeitsfähigkeit dar. Für Anika, seine Freundin, hat er nichts als Langeweile übrig und weil sie, die unablässig an der eigenen Karriere weiter arbeitet, „so viel nörgelt, ist Chris froh, wenn sie wieder geht. Zum Glück kann sie nie lange bleiben [...]“ (DLP, 111). Jasmin, einsam in der Fremde, und Chris, in der alten Heimat sind mehr denn je auf sich allein gestellt, haben ihre Sozialkontakte verspielt. Die unwiederbringlichen Freundschaften sind verloren und das Gefühl alter Vertrautheit einzig in alten Geschichten konserviert.

Röggla und Ferris thematisieren darüber hinaus soziale Beziehungen am Arbeitsplatz. Linn und Joe eint die bedingungslose Kundensicht und der unbändige Wille nach Erfolg. Gemeinsam sind sie – daran lässt Ferris keinen Zweifel bestehen – die tragenden Stützen des Unternehmens. Joe ist es auch, der aus Sicht der anderen, den *besten Draht* zu Lynn hat und deshalb endlich Licht in die ungeklärte Frage über den Gesundheitszustand der Vorgesetzten bringen soll. Es sind die ersten Anzeichen zwischenmenschlicher Sympathiebekundungen, wenn sich Joe nach ihrem Wohlbefinden erkundigt, ihr in dieser schweren Zeit gerne zur Seite stehen möchte. Doch schnell wird klar: es geht nicht um Empathie und Aufmerksamkeit, hier geht es ums Geschäft also um die Arbeit:

¹⁰⁵ Chris und Anika wollen keine Fernbeziehung mehr führen und dennoch erfolgreich sein. Ein verhandelter Kompromiss sieht vor, dass man bei jedem Wohnortwechsel *mitkommt* und den eigenen Lebensmittelpunkt an den Aufenthaltsort des jeweils anderen knüpft. Chris ist als erster an der Reihe und kehrt mit der hoffnungsfrohen Erwartung, Partner- und Freundschaft(en) zu revitalisieren, aus Indonesien nach Deutschland zurück. Die abrupte Veränderung seines Lebensstils bekommt Chris erstmals nicht gut. In Form eines *Burn-Outs* begleiten ihn nach wie vor diverse Körper- und Sozialpathologien (vgl. DLP, 110-121).

„Möchtest du, dass ich während der Operation draußen warte? Oder kann ich anschließend irgendwas tun?“

„Du kannst uns den Neukunden an Land ziehen“, sagte sie.

„Etwas für *dich* [Herv. i.O., *Anm.*, *L.R.*], meinte ich“

„Das wäre für mich“, sagte sie. „Das ist mein Leben, Joe. So sieht es aus.“[...]

„Wann soll ich es den anderen sagen?“, fragte er.

„Ich bin am Donnerstag dran“, sagte sie. „Dann kannst du es ihnen sagen.“ Sie hielt inne. „Aber was wirklich wichtig ist“, fügte sie hinzu,

„und das meine ich ganz ernst. Wichtiger als alles andere. Du musst den Kunden gewinnen“ (WWU, 370 ff.).

Aber auch diejenigen, die Joe und Lynn den produktiven Lebensweg betreffend hinterher hinken, wissen nichts voneinander, sind sich vollkommen fremd. Eine enge Freundschaft zu denjenigen, mit denen man einen Großteil seiner Lebenszeit verbringt, kommt nicht in Frage. Die Erkenntnis, „absolut nichts über das Innenleben dieser Menschen hier [zu] wissen“ (WWU, 112), beunruhigt zwar ein wenig, aber die notwendige Distanz erleichtert das eigenen Fortkommen. Schließlich sind Kolleg_innen gleichzeitig immer auch Konkurrent_innen. Das Thema Partnerschaft stellt sich selten „und schon gar nicht mit jemandem aus der Branche, jemandem, dem man am nächsten Tag wieder gegenüberstehen müsse“ (WSN, 75).

7.3.4. Die Ausweitung des Denkbaren: Scheitern, (Selbst-)Zweifel und neoliberaler Lebensstil

*Sie vertritt sich als Fraktal.
Sie beobachtet sich in ihren Zersplitterungen.*

Linn (DLP, 21)

SENNETT (2010, 159-187) bemerkt die Bedeutung des Scheiterns als Ausgangspunkt kritischer Reflexion. Am Beispiel motivierter und gut ausgebildeter IT-Fachkräfte, die bei der Transformation von IBM hin zu einem schlanken und flexibel organisierten Konzern nicht mehr Schritt halten konnten, zeichnet er das Scheitern in drei Schritten nach. Zuerst macht sich die Wut über Inkompetenz und Unwissen der Führungsriege breit, sogar der bewusste Betrug an den Mitarbeiter_innen wird als erklärende Folie herangezogen. Danach verschieben sich die Erklärungsansätze

über die missliche Lage, einen Abbruch der eigenen Karriere zu erleben, auf Ebene des globalen Wettbewerbs. Aus der Wut wird Verständnis, denn den Marktzwängen und Naturnotwendigkeiten (sic!) einer globalisierten Ökonomie müsse man eben Respekt in Form persönlicher Opferbereitschaft zollen. Beide Interpretationen verfügen über ein externes Feindbild. Persönliche Antagonismen gegenüber den eigenen Vorgesetzten und die Anerkennung von marktlogischen Verschlinkungsmaßnahmen zum Wohle der Firma (und des Marktes) beziehen sich auf negative, dem Subjekt äußerliche Kräfte. Die dritte Perspektive auf die Geschehnisse der postfordistischen Transformation von IBM unterscheidet sich grundlegend. In ihr werden aus den Problemen Herausforderungen und aus der Schuld Anderer das Eigenversagen. Man habe zu wenig Risiko genommen, sich viel zu spät nach anderen Berufsmöglichkeiten umgesehen und überhaupt hätten ja auch die Mitarbeiter_innen das Unternehmen vor dessen Untergang¹⁰⁶ bewahren können. Die Folge multipler Missachtungserfahrungen sind nicht mehr Wut oder Verständnis. Das Erleben des Mangels der eigenen Leistungsbereitschaft schlägt um in eine Resignation vor sich selbst. Sennett interessiert sich für diese dritte Perspektive des Scheiterns und verweist auf die von Foucault aufgeworfene Frage: „Wie ‚regiert‘ man sich selbst, wenn man selbst das Objekt der eigenen Handlungen ist, der Bereich, in dem sie sich abspielen, das Instrument, dessen sie sich bedienen, und zugleich das Subjekt, das handelt?“ (FOUCAULT 1989, 123; zit.n. SENNETT 2010, 178). Im Endeffekt bleibt die Erkenntnis, dass man wohl selbst Schuld sei, weil man eben mit der Kreativität (Microsoft löste IBM als Marktführer ab) und Produktivität (*outgesourcte* Unternehmen in Indien lieferten schneller und billiger also effizienter ebenso hohe Qualität) anderswo nicht mithalten konnte.

„Die dritte Version aber hält stand. Jetzt bekommt die Geschichte einen klaren Verlauf. Sie hat ein deutliches Zentrum ‚Ich‘. Und eine gutkonstruierte Handlung. ‚Ich hätte mein Leben in die eigenen Hände nehmen sollen.‘ Der definierende Moment ist jener, als die Programmierer sich aus der passiven Opferrolle lösen und sich selbst aktiver sehen [...]. Dieses definierende Moment wird zu ihrer eigenen Verantwortung. Nur indem sie diese Verschiebung akzeptieren, können sie beginnen, sich der

¹⁰⁶ IBM, vormals Weltmarktführer im Bereich *Personal Computing* erlebte zu Beginn der neunziger Jahre die größte Krise der Unternehmensgeschichte. Die Monopolstellung, 1984 wurde der bis dahin höchste je in den Vereinigten Staaten erwirtschaftete Gewinn erzielt, wurde aufgrund massiver Fehleinschätzungen verspielt. Es gelang den Agenten* des flexiblen Umbaus jedoch, die aufgeblähte (sic!) Bürokratie und das feinmaschige, soziale Netz als Ursachen schrumpfender Wettbewerbsfähigkeit zu diffamieren (SENNETT 2010, 167 ff.).

Tatsache zu stellen, daß sie in ihrer Karriere gescheitert sind“ (SENNETT 2010, 180).

Die Selbsterkenntnis über individuelle Unproduktivität geht der Anerkennung des Scheiterns voraus, erlaubt überhaupt erst, Sinn in einer unsteten und fragmentierten Arbeitswelt zu generieren und ist – aus Sicht Sennetts – hinfert ständige Begleiterin quasi eine „Überlebensstrategie“ (ebd., 185) im unsicheren und ungewissen Feld postmoderner Arbeit. Scheitern im Postfordismus bedeutet auch die Anerkennung eines radikalen Perspektivenwechsels. In der Akzeptanz subjektiver Handlungsmacht verschiebt sich die Wahrnehmung der von Statten gehenden Effizienz- und Produktivitätssteigerungsmaßnahmen. Auch in Folge tiefgreifender Empowermentprozesse müssen sich flexible Menschen daran gewöhnen, dass das Schicksal als Interpretationsfolie erodiert. Das heißt aber auch: Immer wieder aufstehen, weiter machen, sich noch mehr anstrengen und jedwede Form des Rückschlags als eigenes Versagen auffassen.

Dazu noch ein Blick zu den Lebenspraktikant_innen. Das immer wieder aufflackernde Hinterfragen ist vielen Episoden immanent. Die Bewertung des Erreichten, eben des worauf hart und entbehrlich hingearbeitet wurde, ist immer auch Ansichtssache. Anfangs regen sich nur leise Zweifel z.B. ob der fernen Heimat, den großen Distanzen, der wachsenden Amnesie vormals bester Freund_innen gegenüber der eigenen Person etc. Überhaupt sind die neu geknüpften Kontakte zu den anderen mehr Leidensgemein- denn Freundschaften. Ein und dieselbe Jobchance ist tolle Möglichkeit und Gefahr für die Partnerschaft zugleich. Räumliche Distanz garantiert erwünschte Flexibilität. Allerdings schwingen immer auch Gedanken an die bevorstehende Einsamkeit mit (vgl. DLP, 31, 49, 86-90, 102). Chris „fühlt sich müde [...] weil er immer wieder neu anfängt und auf nichts bauen kann“ (DLP, 90). Er erkennt weder Wohnort noch Freundin nach langen Auslandsaufenthalten wieder. Das karitative Engagement in Indonesien kommentiert er nüchtern: „Ich reise eigentlich nie, ich bin immer nur dienstlich unterwegs“ (DLP, 117). Richter hält in diesem Punkt wenig von subtilen Anspielungen, denn soviel scheint fest zu stehen: „Toll ist das alles nicht“ (DLP, 90) und deshalb „würde [Chris, *Anm. L.R.*] gerne aufhören, immer etwas zu machen, das zu nichts führt“ (DLP, 94). Chris sieht keinen Fluchtpunkt, auf den er die aufkommende Subversion richten könnte. Resignation macht sich breit.

Ihm fällt auf, dass niemand mehr Hobbys zu haben scheint. Einige sind Mitglied in einem Sportverein, aber das dortige Verausgaben ist Teil der

Arbeit – um die müden Büro- oder Flugzeugsesselmuskeln aufzuwecken. Tennis oder Geige spielen, rhythmische Sportgymnastik, Pfadfinder sein, Blüten sammeln, Vögel beobachten, Weben, Flechten, Stricken, Häkeln, Schachfiguren hin- und herschieben, Skat kloppen. Gibt es noch Leute, die so was machen? Das einzige Hobby, das mich reizt, wäre „Erholung“, denkt Chris [...] Aber wie denn, wenn in der Kneipe bei einem Bier das nächste Projekt besprochen wird? (DLP, 117).

Schließlich findet er doch noch den Kern allen Übels. Seelenfrieden, auf sein Inneres hören und sich selbst vertrauen gebaren sich als alternativer Lebensentwurf. Selbstverantwortlich blickt Chris nach vorne, will aktiv und mit neuer Energie – Chris kämpft mit den Symptomen eines *Burnouts* – den Herausforderungen des Arbeitslebens entgegen treten. Was war geschehen? Chris hatte endlich eine Erklärung gefunden, mit der er Leben und im Anschluss wieder arbeiten konnte, „[d]enn die eigentlichen Störungen [...] kämen nicht von außen. Wir müssten erkennen, dass die meisten Störungen von innen kämen, erst dann fänden wir innere Ruhe, Selbstbewusstsein und Frische“ (DLP, 121).

Neben Chris ist vor allen Dingen der Werdegang der Hauptfigur Giulia und ihr Umgang mit dem Zweifel eine kurze Analyse wert. Während sich bei Ersterem erst dann Zweifel regt, als die Belastungen für Körper und Beziehung unerträglich werden, ist Giulias Misstrauen gegenüber dem was ist hartnäckiger und das obwohl sie im Vergleich mit den anderen verhältnismäßig wenige Rückschläge hinnehmen muss. Bereits kurz nach der relativ späten Einführung der Figur bekommen Leser_innen einen Eindruck vom widerständigen Potential das in Giulia schlummert. Sie konfrontiert Vorgesetzte mit der überbordenden Arbeitsbelastung und spekuliert über politisches Engagement. Da wird sogar das ehemals gewerkschaftliche Top-Thema Verkürzung des Arbeitstages angedacht, positiv konnotiert und als zumindest pilotierbares Projekt überlegt (vgl. DLP, 103). Interessant ist diesbezüglich das Ende des Buches. Giulias Geschichte kulminiert im dialektischen *Happy End*. Zuerst ist da Euphorie über das erste, zwar befristete aber geregelte, Arbeitsverhältnis. Die unablässigen Bemühungen sind endlich von Erfolg gekrönt und so tituliert Richter das vorletzte Kapitel ihres Buches mit dem so erfolgversprechenden Titel: »Der erste Job«. ¹⁰⁷ Mit der neuen Arbeitsstelle verändert sich auch der Anspruch. Giulia erwartet sich geregelte Freizeit an Wochenenden und wiederholende Zeitstrukturen, „[d]enn sie ist nun Arbeitnehmerin mit einem festen Einkommen für

¹⁰⁷ Nikola Richter beendet ihren episodischen Roman an der Stelle, wo Kathrin Röggla ihr Drama ansiedelt und Joshua Ferris seine Erfolgsstory (sic!) vom täglichen Sterben fortführt.

die nächsten zwei Jahre – eine Sicherheit wie eine Ewigkeit, ein Tagesablauf wie aus dem letzten Jahrhundert, eine seltsam ungewohnte Situation“ (DLP, 164). Die Realität sieht freilich anders aus. Geplagt von Asexualität und Lustlosigkeit fällt es der Protagonistin schwer, den Alltag abseits ihres Büros zu meistern. Gemeinschaft und Nachbarschaftsbeziehung existieren lediglich im Konjunktiv, Giulia hat keine Zeit, keine Libido, keine Freund_innen. Der zu Beginn des Kapitels sehr positive Grundton wendet sich ins Negative und gebart sich trotz beruflichen Erfolgs als Selbstzweifel am persönlichen Glück. Sie hat keine Kraft neue Freunde kennen zu lernen und schlägt selbst das sympathische Angebot ihres neuen Nachbars mit Verweis auf Antriebslosigkeit und Zeitmangel aus. Da ist einfach niemand, mit der oder dem ein neuer Job gefeiert werden kann. Von den alten Freund_innen befinden sich einige auf der *Terminrennbahn*, wiederum andere verweilen gerade nicht in der Stadt. Giulia entwickelt ein Problem mit Nähe und nimmt sich fest vor, in ihrer Mittagspause *nicht* zu kommunizieren, sich auf keine Gespräche mit irgendwelchen Menschen einzulassen. Davon ausgenommen sind selbstverständlich alle Kontakte die in Zusammenhang mit ihrer neuen beruflichen Tätigkeit stehen. Für die Kolleg_innen hat Giulia immer Zeit, nicht weil sie muss sondern weil sie es so will. Giulia kämpft immer noch oder besser schon wieder mit ähnlichen Problemen wie zuvor. Jobsuche und Jobhaben ziehen im neoliberalen Kontext pathologische Folgeerscheinungen nach sich, unterscheiden sich lediglich in der Intensität, mit der sich krankmachenden Tendenzen auf den kleinen Rest Privatleben produktiver Subjekte auswirken. Für Giulia (und Richter?) ist die erste Fixanstellung als *grande finale* Fluch und Segen zugleich. Ihr Umgang mit dem dennoch ausbleibenden Glück fungiert als Paradebeispiel für die erfolgreiche Subjektivierung der neoliberalen Utopie. Ihre durch Vereinsamung und Entfremdung befeuerte Enttäuschung über das Hier und Jetzt ihres Lebens, Giulias Selbstzweifel ob ihrer unproduktiven Wochenendgestaltung, ihre Angst die fordernde Arbeit nicht angemessen zu erledigen und das Gefühl nicht alles rechtzeitig zu schaffen dienen einem höheren Ziel. All das wird in Kauf genommen, „weil sie am Ende der Woche das Gefühl hat, [mit ihrer Arbeit, *Anm., L.R.*] die Welt ein Stück weitergebracht zu haben. Sie kommt sich gebraucht vor. Das Schwierigste ist für sie, ihren inneren Nutzfahrzeugmotor auszustellen, den Wagen zu parken und auszusteigen“ (DLP, 173). Es ist ein ambivalentes Problem mit dem Giulia zu kämpfen hat: Erstens kann die Produktivität zwischen Freitag und Montag nicht in dem Ausmaß aufrecht erhalten werden, wie sie es von Montag bis Freitag erfolgreich einübt. Sie kokettiert mit grenzenloser Arbeit und spielt mit dem Gedanken, sich für Samstag und Sonntag ein bisschen Arbeit aufzuhalsen. Arbeiten

in einem Zuhause, dass sie nur bei künstlichem Licht betritt (DLP, 166). Zweitens gelingt es ihr nicht, die Sehnsucht nach Muße(zeit) vor sich selbst zu legitimieren. Für Ausgleich und Erholung fehlen Zeit und eine gerechtfertigte Begründung. Mit Bezug auf den *harten Kampf bisher* kanalisiert Giulia den Zweifel an der Richtigkeit des *Status Quo* und projiziert die enttäuschende Gegenwart als Hoffnung auf Besserung in die Zukunft. „Die Arbeit als ein sehr fordernder Liebhaber“ (DLP, 171). Auch wenn „ihre Geschichte vielleicht wie eine Erfolgsstory klingt“ (DLP, 176) liegt noch viel Arbeit vor ihr, muss noch viel geleistet werden, damit sie den im Wort *vielleicht* mitschwingenden Zweifel irgendwann ausradieren kann. Darüber hinaus muss sie das Erreichte immer wieder aufs Neue argumentieren (auch vor sich selbst). Vor dem neuen Praktikanten präsentiert sich Giulia pflichtbewusst „als muskelbepackte Solitärin, die ihre Ärmel hochkrempelt, keine Mühen scheut, die weiß, was sie will“, erklärt ihm, dass sie „für diese Stelle wirklich hart gekämpft hat“ und formuliert den abschließenden Ratschlag: „Du musst nur dir selbst vertrauen“ (DLP, 178). Zuletzt kommt doch noch ein Treffen mit den alten Freund_innen zustande. Mittlerweile sind es Geschäftsbeziehungen durch und durch. Außer der obligaten Frage nach der aktuellen Arbeitsstelle bzw. Karriereperspektive gibt es wenig bis keine Gesprächsthemen. Netzwerken ersetzt Zuhören. Der resignative Ton des Schlusskapitels vermittelt jedenfalls nicht den Eindruck, dass wir es hier mit einem glücklichen Menschen zu tun haben. Dasselbe gilt auch für Chris. Zumindest für die beiden wird der utopische Anspruch nicht eingelöst.¹⁰⁸ Trotzdem machen sie weiter, erklären ihre Zweifel mit Verweis auf ein nicht näher spezifiziertes *Innere*, man könnte sagen auf den nie abgeschlossenen Prozess der Subjektivierung neoliberaler Utopie zeitlich und räumlich unbegrenzter Produktivität (vgl. DLP; 163-181).

Giulia, die Powerfrau (Stichwort: *Empowerment*), ist der beste Beweis für eine gelungen Nutzbarmachung des Zweifels. Trotz offensichtlicher Enttäuschung über das Erreichte stellt sich kein Glücksgefühl ein. Dennoch macht sie weiter, stilisiert ihren bisherigen Lebensweg vor der nachrückenden Generation zum erstrebenswerten Ideal, zur Utopie vom Glück durch produktives Leben. Sie ist die personifizierte Inkarnation dessen, was der Klappentext von Ulrich Bröckling's soziologischer Zeitdiagnose verspricht: „Die Maxime ‚Handle unternehmerisch!‘ ist der kategorische

¹⁰⁸ In dem eigentlichen Schlusskapitel feiert Richter die innovative Geschäftsidee von Nils, der keinesfalls sein „ganzes Leben in dieser Markt-Wirtschaft verbringen [will] aber ab und zu ist es ziemlich witzig“ (DLP, 189), und dennoch als sich erste Erfolge einstellen, sein Glück zu finden scheint. Meiner Meinung nach widerspiegelt sich die Botschaft des Buches mehr als anderswo in den beiden – aus Protagonist_innensicht – deprimierenden Enden von Chris und Giulia.

Imperativ der Gegenwart. Ein unternehmerisches Selbst ist man nicht, man soll es werden.“ Zu diesem nach Giulias Ermessen fatalen Ende passt auch ein Zitat ihrer besten Freundin Linn, mit dem sie das Unwohlsein ihrer Generation rechtfertigt, die auch dann in Sorge ist, wenn es gut läuft, wenn die Karriere Fahrt aufnimmt:

Der große Unterschied und eine größere Herausforderung ist, so erläutert Linn dann ihren Eltern, dass wir heute unsere Leben wochenweise organisieren müssen. Wenn eine Sache klappt, können wir uns nicht darüber freuen und kurz durchatmen, sondern müssen schon die nächste planen (DLP, 14).

Sowohl Sennett als auch Richter zollen dieser raffinierten Anpassungsstrategie des flexiblen Kapitalismus Tribut.¹⁰⁹ Der Zweifel, ursprünglich eine Gefahr für das Bestehende, wird zum Zweck der Produktivitätsmaximierung instrumentalisiert. Die neoliberale Utopie inkorporiert allfälliges Misstrauen gegenüber den eigenen Ideale.

Kathrin Röggla erörtert die *Moral von der Geschichte* betreffend weit weniger affirmativ. Ihre entlang von Berufsbezeichnungen struktuierten Collagen produktiver Menschen handelt von denjenigen, die sich den neoliberalen Lebensstil *freiwillig* zum Ideal gemacht haben. Vom persönlichen Gewinn, den eine derartige Art und Weise zu Leben mit sich bringt, sind die Protagonist_innen anfangs überzeugt. Mit zunehmender Seitenzahl nagt mehr und mehr der Zweifel an den Figuren, die sich immer weniger mit den Konsequenzen des produktivistischen Ideals identifizieren können. Diese Entwicklung entspricht dem Spannungsbogen in Rögglas Erzählung.

und außerdem: man ist ja nicht direkt hierher entführt worden, nein, das kann man nicht sagen, man ist ja aus freien stücken hierhergekommen. nein, von einer entführung kann man nicht reden. nein, also wirklich nicht. na also. wenn, dann müsste es sich um eine länger angelegte entführung handeln, also eine, die schon länger am laufen ist (WSN, 128).

Zusammenfassend lässt sich Rögglas Auseinandersetzung mit der modernen neoliberalen Kultur als anonymisierte Milieustudie denken (vgl. MARKOVIC 2006, 77), in

¹⁰⁹ Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass Sennett in seinem Schlusskapitel (vgl. SENNETT 2010, 187-203) einen Haken hin zum Optimismus schlägt. Die prekäre Situation von immer größeren und auch der ehemaligen Mittelschicht angehörigen Gruppen sowie das Fehlen einer durchgängigen Erzählung sind auch Ansatzpunkt zur Kritik: „Die Flexibilität, die sie feiern, liefert keine Anleitung, wie ein Leben zu führen sei, kann sie nicht liefern“ (ebd., 203). Die Hauptthese dieser Arbeit steht im Widerspruch zu dieser Aussage, denn die Verschmelzung individuellen Glücks und personaler Produktivität, definiert als Utopie vom Glück durch produktive Arbeit, ist sehr wohl in der Lage, als Leitstern für den Werdegang des flexibel-unternehmerischen Selbst zu fungieren.

der idealtypische Protagonist_innen ihre Lebenswelt durch- und letztlich überdenken. So wird z.B. die Bereitschaft zur Mobilität zur Charakterstärke heroisiert. Als Muster dienen die erfolgreichen Karrieren der anderen. Darüber hinaus haben sie, die für ihre Karrieren *zu einigem bereit sei[en]* (WSN, 92), ohnehin keine Wahlmöglichkeit, sind zum Aufstieg gewissermaßen verdammt. Als Alternative wartet im Buch der (Frei-)Tod, den einer der Protagonisten als logische Konsequenz krankmachender Arbeitsweise zu erklären versucht:

er habe nur gewußt, »da wird jetzt schluß gemacht«. ja, es sei der permanente kriegszustand gewesen, der hier den ausschlag gegeben habe. die permanente katastrophe, in die man gut eingearbeitet gewesen sei. er habe gewußt, daß in dieser handlung kein anderer sinn gelegen habe als die vollendung dessen, was in allen vorherigen angelegt gewesen sei. und jetzt wisse er noch, er habe gedacht: »da hat sich wohl jemand umgebracht« (WSN, 214).

Neoliberalismus gebart sich gegen Ende hin mehr und mehr als brüchiges Ideal. Christine Resch schreibt konkret über Rögglas dramaturgisches Werk: „Jede Störung [...] – sei es eine Krankheit, ein Urlaub, eine Auszeit oder auch nur ein Gespräch, in dem diese Haltung [der instrumentellen Überforderung als Routine, *Anm. L.R.*] nicht uneingeschränkt geteilt wird – wird zur Situation, in der ein Lebensentwurf zu scheitern droht, wird zur Lebenskatastrophe“ (RESCH 2005, 204). Jene Menschen, die man mit Robert Castel als positiv Individualisierte oder mit Richard Sennett als flexible Menschen bezeichnen könnte, die also im Grunde genommen in der Lage sind, Eigeninteressen ohne hemmende Einschränkungen zu verfolgen, sind sich dieser wertenden Fremdzuschreibung nicht unbedingt so sicher. Denn auch deren Leben ist – zumindest in der Version von Kathrin Röggla – von Zwängen und Abstiegsängsten geprägt. In Anklang an Richard Sennetts Ausführungen zur Kultur des neuen Kapitalismus vermögen nur bestimmte Menschen unter instabilen, fragmentierten sozialen Bedingungen zu prosperieren. Menschen die sich in einer vom Mobilitätsimperativ durchdrungenen Welt der kurzfristigen Beziehungen zurechtfinden. Nach Sennett fehlt diesen Menschen ein konstantes Ichgefühl (vgl. SENNETT 2005, 8 f.). Diesbezüglich könnte man Rögglas Buch als Charakterstudie lesen, die Menschen in ihrer Auseinandersetzung mit diesem ich-losen Anforderungsprofil begleitet und schlussendlich dessen destruktive Auswirkungen reflektiert. Der flexible Individualismus neoliberaler Lebensentwürfe präsentiert sich als belastend und entfremdend aber auch defizitär und instabil zugleich. Darin liegen möglicherweise Ansatzpunkte

einer kritischen Betrachtungsweise, die nach den Möglichkeiten der Verhinderung bzw. Überwindung eines solchen Lebensideals sucht.

Am Ende von »Wir waren unsterblich« steht die Suggestion, dass der heimlichen Hauptfigur bei Joshua Ferris – dem bis kurz vor Schluss unbekannten Erzähler –, ebendiese Überwindung gelingt. Nachdem Niedergang der Agentur haben sich die nunmehr *Sterblichen*, nach mehr oder minder viel einbringenden Bewerbungsmarathons, auf diverse neue Arbeitsplätze verteilt. „Es lag eine gewisse Freiheit darin, neu anzufangen [...]“ (WWU, 415). Die Geschichte beginnt quasi erneut. Nur einer, an dessen Namen, Hank Neary, sich keiner mehr zu erinnern vermag, meldet sich überraschend mit einer ominösen Mail bei den ehemaligen Kolleg_innen. Er habe ein Buch geschrieben und lade alle zu einer Lesung ein. Hank Neary hat sich der auf über 400 Seiten geschilderten Arbeitswelt entzogen, sich gewissermaßen Ent-Subjektiviert, indem er über die damaligen Verhältnisse reflektiert und sie in Form eines Romans über Lynn verschriftlicht. Das Buch trägt den Titel: »Wir waren unsterblich«. Hank Neary ist eine Allegorie, Hank Neary ist Joshua Ferris. Indem er ein Buch über die Arbeits- und Lebensverhältnisse in einer Chicagoer Werbeagentur verfasst, nimmt Ferris seine Figur quasi aus dem Kreis der Involvierten heraus. Hank verfügt – so wird es zumindest dargestellt – über eine externe Sicht und nur dieser Blick von Außen erlaubt ihm seine Kritik. Kritik, die sich in einer Beschreibung krankmachender Tendenzen und in der Omnipräsenz des Zweifels widerspiegelt. Selbst die von Arbeit *besessene* Lynn Mason zweifelt metaphorisch:

Und jetzt sollte sie vielleicht ein bisschen vom Gas runtergehen. Mit hundertvierzig auf dem Lake Shore Drive – das ist ein Selbstmordkommando, was manchmal auch ein Erlösungstraum sein kann (WSN, 264).

Der Tod angedeutet als suizidale Konsequenz von Körper-, Sozial- und Vertrauenspathologien. Der Zweifel betritt und verlässt in Form von Lynn Mason die Bühne als unabhängige, negativ regressive Variable der Produktivität. Ferris gelingt es, die Kritik an einer solchen Lebens- und Arbeitsweisen als legitim darzustellen. Damit kämpft er für eine Ausweitung des Denkbaren. Nur denjenigen wenigen, die in der Flexibilität aufblühen, die das unternehmerische Selbst glücklich macht, an denen kann und – abgesehen natürlich von einem moralischen bzw. normativen Blickwinkel – soll eine solche Kritik abprallen. Nur: Aus der Toleranz gegenüber einiger Ausreißer darf nicht die Akzeptanz einer Lebensweise folgen, die für die meisten Menschen zum Teil massive pathologische Konsequenzen hat. Aus Reflexion und dem Teilen der eigenen Erfahrungen, aus gemeinsamen Gesprächen über negative

Folgen tagtäglicher Überforderungen, können sich wirksame Gegenentwürfe zum produktiven Selbst entwickeln. Möglicherweise ist gerade die Literatur ein geeigneter Ort der passiven (als LesendeR) und aktiven (als SchreibendeR) Auflehnung. Es ist bezeichnend und konsequent zugleich, dass mit Joe Pope genau solch ein produktiver Mensch die Lesung verpasst. Die Spekulationen der Anderen über sein Fernbleiben kreisen um die einzig logische Erklärung: „Er war natürlich noch im Büro, bei der Arbeit“ (WWU, 431).

Als vorläufiges Ergebnis dieser Arbeit steht der Hinweis auf die pathologischen Folgen von Subjektivierungsprozessen entlang der neoliberalen Idee vom Glück durch Produktivität. Krankheiten schwächen die Körper der Involvierten und schmälern damit auch die Leistungsfähigkeit. Im radikal-depressiven Fall kann andauernde Überforderung zum (Frei-)Tod führen. Ein toter Mensch ist ein unproduktiver Mensch. Auch die Unfähigkeit zu sozialen Beziehungen senkt das Leistungsvermögen und den kreativen Output der Mitarbeiter_innen und ist eben kein individuelles Problem. Wenn Arbeit- und Freizeit verschmelzen und erfolgreiche Teamarbeit den Innovationsvorsprung garantiert wird die soziale Kompetenz mehr und mehr zum entscheidenden Kriterium für den Erfolg. Dissoziale Persönlichkeitsstörungen (vgl. THOMAS 2013) unterlaufen produktiven Output und gefährden in letzter Konsequenz den Bestand betroffener Unternehmen. Unabhängig von den potentiellen Folgen für politische Systeme, Demokratie oder Nachbarschaftsbeziehungen nagen psycho- und soziopathische *human resources* an den heiligen Säulen des Marktes (Produktivität, Leistung etc.) und unterwandern die Etablierung des Produktivitätsparadigmas. Die Übertreibung des produktiven Menschen hat jede Menge Unproduktivität zur Folge. Darüber hinaus kann das Hadern mit der eigenen Lebens- und Arbeitsrealität, vor dem in allen drei Quellen kaum einE Protagonist_in gefeit ist, zum Nachdenken und im Anschluss daran zu Formen des Nicht-Mehr-Mitmachens führen. Hier bedarf es jedoch einer wichtigen Unterscheidung. Ob Produktivität, wie sie aus einer neoliberalen Perspektive konzipiert ist, hinterfragt wird, hängt vor allen Dingen davon ab, wie der Zweifel kanalisiert wird. Das heißt: Zum einen kann es sein, dass das neoliberale Empowermentprogramm als Widersacher der Skepsis rasch zur Stelle ist, etwaiges Versagen mit personaler Unzulänglichkeit erklärt und die Subjektivierungsschlacht zu Gunsten der neoliberalen Utopie entschieden wird. Zweifel hilft, optimiert und bestätigt damit den Status Quo. Andererseits kann Misstrauen am Glück durch Produktivität auf die externen Kräfte innerhalb der Subjektivierungsarena zurück geführt werden. Aus dieser Perspektive wird der Zweifel ein Bestandteil postmoderner Regierungstechnologien und als solcher zum

Ausdruck der Unfreiheit. Zweifel hilft, optimiert und bestätigt aus dieser Perspektive die Subversion. Richter und Ferris zeigen mit ihren Texten, dass sich Einzelne sowohl der einen als auch der anderen Interpretation zuträglich verhalten.

Worin sieht Ulrich Bröckling mögliche Alternativen zu einem Pathologien hervorbringenden und Zweifel schürenden Lebens- und Arbeitsstil in neoliberal respektive produktivistischen Verhältnissen? Dem *totalitären* Anspruch hat das erst angerufene dann zugerichtete Selbst prinzipiell wenig entgegen zu setzen, da die kybernetisch geprägte Optimierungsutopie eben Brüche, Widerstände und „Verwerfungen des Regiertwerdens“ (BRÖCKLING 2007, 284) als Ansatzpunkte ihres Wirkens identifiziert.¹¹⁰ Widerstand ist wenn überhaupt dann nur als taktisches In-den-Weg-Stellen möglich. Strategische Gegenentwürfe sind im Angesicht einer leistungsfähigen Programmatik des unternehmerischen Selbst bzw. des produktivistischen Subjekts wirkungslos. Im spontanen Aufflackern von „Ent-Subjektivierung“ (FOUCAULT und TROMBADORI 1996, 27; zit.n. BRÖCKLING 2007, 286) liegt befristetes Potential, die Alternativlosigkeit wenigstens für kurze Zeit aufgrund mangelnder Plausibilität außer Kraft zu setzen. Ausgestattet mit dem Begriff der Ent-Subjektivierung benennt Bröckling drei *Unterströmungen* oder *Turbulenzen* des unternehmerischen Selbst, die seiner Ansicht nach in der Lage wären, den neoliberalen Verheißungen zumindest temporär etwas entgegenzuhalten und die Strömung zumindest ein wenig zu verlangsamen.

Depression und Abhängigkeit als Leistungsunwillen förderndes Ergebnis permanenter Überforderung als Antagonisten eines allzeit bereiten und immer produktiven Selbst. Neoliberale Antworten auf diese Form des Widerstands sind diffizil und erfolgreich zugleich. Einerseits gilt in bestimmten Berufsgruppen ein *Burnout* im Lebenslauf als der eigenen Karriere zuträglich. Immerhin hat man *totales commitment* gezeigt und erst *in extremis* vor den überfordernden

110 Bröcklings wohlfeil formulierte Kapitulation vor dem strategischen Konzept des unternehmerischen Selbst wirft jene kritischen Fragen auf, die mitunter in dieser Arbeit nicht beantwortet, aber immerhin gestreift werden soll(t)en: „Auf der Differenz zwischen totalitärem Anspruch und seiner stets nur partiellen Einlösung beruht die Wirksamkeit der unternehmerischen Anrufung – sie erzeugt den Sog“ sowie: „Dieses Regime [der unternehmerischen Selbstoptimierung] ist jedoch, wie die (neo-)liberale Gouvernamentalität überhaupt, in ihrem Kern selbst ein kritisches Unterfangen: Autonomie, Selbstverantwortung und Eigeninitiative usw. zu postulieren heißt, die Instanzen in Frage zu stellen, die über das Subjekt verfügen wollen. Wie aber eine Praxis des Regierens und Sich-selbst-Regierens kritisieren, die ihrerseits vom Grundverdacht angetrieben wird, es werde zu viel regiert? Wovon sich befreien wenn ‚grundlegendes Verlangen nach Freiheit‘ die Triebkraft unternehmerischen Handelns darstellt? Wie dem Paradox einer Anrufung entgegen, die vereinheitlicht, indem sie Unterschiede stark macht? [... Wie] anders anders [...] sein?“ (BRÖCKLING 2007, 284 f.).

Ansprüchen kapituliert. Andererseits bekämpft die neoliberale Utopie solche Krisen medikamentös. Mit dem „pharmakologische[n] Befindlichkeitstuning“ (BRÖCKLING 2007, 291) – wie auch die hier besprochenen Primärquellen belegen – hat sich ein effizientes Hilfsmittel zur Symptombekämpfung körperlicher oder sozialer Unzulänglichkeit etabliert. Die ökonomische Verwertbarkeit der S/substanziellen Hilfe zur Selbsthilfe geriert sich als kommodifizierender Nebeneffekt einer wachsenden Dopingindustrie für die Leistungssportler_innen in den Büros und Instituten einer sich neoliberalisierenden Welt. „In der zähen Schwere der Depression verliert der Sog an Kraft, weil das Selbst an Kraft verliert; die ironische Distanzierung dagegen erzeugt Wirbel“ (ebd.).

Ironisierung überspitzt die einseitige Zumutungen und leistet einen Beitrag bei der Umwandlung individueller Erfahrungszusammenhänge in kollektive Geschichten vom täglichen Leid (am Arbeitsplatz). Mit dem Aufzeigen von Absurditäten wird die Ratio des produktiven Menschen hinterfragt und deren Expansionstendenzen zumindest kurz konterkariert. Nur auch hierzu hat sich eine produktive Gegentaktik entwickelt: Wenn in die Lächerlichkeit gezogene Cartoons über den Büroalltag als Unterstützung zum Weitermachen fungieren und das täglich Erlebte überhaupt ertragbar machen, dann ist selbst die Ironie eine Kollaborateurin des hegemonialen Produktivitätsideals.

passive Resistenz oder anders formuliert: Faulheit als dritte Taktik im Kampf gegen ein Produktivität maximierendes Programm zur Transformation der Arbeit. „Nutzenmaximierung und Nichtstun vertragen sich schlecht“ (ebd., 293). Mit ironischem Unterton verweist Bröckling auf eine Gruppe *glücklicher Arbeitsloser*, die sich erstens nicht als arbeits- sondern als geldsuchend definieren, zweitens aufgrund ihrer Freisetzung das Wachstum des ehemaligen Arbeitgebers garantiert haben und drittens „kreative Passivität [...] Untat und vor allem Nicht-Tat“ praktizieren. Die Ideen sind simpel und planlos zugleich, eben taktisch und nicht strategisch, und sie kommen ohne Alternativentwurf aus. Heute sind selbst Faulheitspraxen der Logik des Marktes anheim gefallen und verkaufen sich prächtig in Form mannigfaltiger Ratgeberliteratur (vgl. ebd., 283-297).

Vielleicht müsste eine erneute Literaturanalyse auf diejenigen Figuren fokussieren, die Sympathie für derlei Formen des Widerstands hegen und der Erkenntnis vom Glück durch Ent-Subjektivierung konkrete Taten am Arbeitsplatz folgen lassen. Tom Mota, eine Figur von Joshua Ferris über die in dieser Arbeit gerade deshalb kein

Wort verloren wurde, weil er anders anders ist, würde sich als Objekt der Analyse anbieten. Allerdings erweisen sich bei genauerem Hinsehen alle drei Taktiken gegen das Regiertwerden als unzulänglich und maximal kurzfristig erfolgversprechend. Empowerment nach neoliberalen Spielregeln ist das perfekte Komplement zu Insubordination und Aufbegehren. Die Offenheit für eine Subsumption innerhalb der als Feindbild ausgemachten Utopie ist zu groß, der Sog – um in den Begriffen Bröcklings zu schreiben – ist einfach zu stark.

„Einer kritischen Analytik des unternehmerischen Selbst bleibt deshalb nichts anderes übrig, als dieses Kraftfeld [gemeint ist die Kombination aus Wissensregime(n) und Regierungstechnologie(n), *Anm., L.R.*] aus der Immanenz heraus zu vermessen, seinen Linien nachzugehen und seine Energiequellen freizulegen. **Sie kann die Zumutungen sichtbar machen, die dieses Subjektivierungsregime den Menschen abverlangt, sie kann aufzeigen, wo es seine eigenen Verheißungen dementiert;** Handreichungen zu geben, wie ihm zu entkommen wäre, vermag sie nicht“ (BRÖCKLING 2007, 288).

Der produktive Mensch wird zum unproduktiven Menschen. Das Schicksal der literarischen Figuren bietet hierfür Belege. Ich hoffe das mit dieser Arbeit ein kleiner, eben nicht nur normativ begründeter sondern wissenschaftlich untermauerter Beitrag zur Demontage des produktiven Selbst (siehe Hervorhebung im vorigen Zitat) geleistet werden konnte und verweise auf den wertvollen Beitrag literarischer Fiktion bei der taktischen Transformation neoliberaler Rationalität in pathologische Irrationalität.

Schluss – Der unproduktive Mensch

*Das zentrale philosophische Problem ist wohl das der Gegenwart
und dessen, was wir in eben diesem Moment sind.
Wobei das Ziel heute weniger darin besteht, zu entdecken,
als vielmehr abzuweisen, was wir sind.*

Michel FOUCAULT (1994, 250)

Weil die permanente Überforderung zu Übermüdung, Lustlosigkeit und Zweifel führt, braucht es diese geniale Idee von Autonomie und Selbstverantwortung, von der eigenen Freiheit alles zu tun aber auch für alles selbst Schuld zu sein. *Empowerment* als mächtige Idee in Subjektivierungsprozessen ist die beste Waffe im Kampf gegen die potentiell unendliche Schar an Antagonist_innen der produktiven Utopie. Am Anfang dieser Arbeit steht die Frage, was es eigentlich heißt, neoliberal zu leben bzw. die neoliberale Idee vom guten Leben radikal in die Tat umzusetzen. Angetrieben vom omnipräsenten Drang, alles (an sich) zu verändern und Entscheidungen immer an Produktivitätspotentialen des Selbst auszurichten, treiben sich die Karrierist_innen von heute selbst zur Höchstleistung. Die *totale* Subsumption von Denk- und Handlungsimperativen gegenwärtig hoch im Kurs stehender Lebensentwürfe unter den Produktivitätsaspekt errichtet ihr Fundament *in* den Individuen. Es ist die Potenzierung eines altbekannten Slogans, vom geschmiedeten Glück, das die Wirksamkeit der neoliberalen Subjektivierung begründet. Will man es heute zu etwas bringen, muss man schon selbst Hand anlegen, muss sich reinhängen, muss mensch bereit sein, Opfer zu bringen. Innerhalb der neoliberalen Gouvernamentalität, welche den Raum des Denk- und Sagbaren rational begrenzt, wollen nicht nur Standorte ihre Wettbewerbsfähigkeit erhalten und maximieren, sondern auch Individuen. Warum wollen, was wir sollen, wenn doch gerade das suggerierte Leben um zu Arbeiten historisch negativ konnotiert und in Anbetracht vieler Pathologien für Geist, Körper und soziale Beziehungen wenig verheißungsvoll erscheint und bisweilen sogar eine Gefahr für das eigene Leben darstellt?

Aktuell ist die neoliberale Idee vom Glück durch Produktivität eine Randscheinung, die bisweilen lediglich eine Gruppe von in luftigen Höhen arbeitenden Karriereakrobat_innen betrifft. Wirkungsvolle Strategien und Programme sorgen dafür, dass nicht nur die eigene Erschöpfung sondern insbesondere der darüber hinaus aufkeimende Zweifel *richtig* also neoliberal kanalisiert wird. „Wenn man sich immer bewegt, dann verwackeln die Bilder, und nichts ist deutlich zu erkennen“ (RICHTER 2006, 92).

Die Literatur ist auch ob der sprachlichen Differenz zur (Sozial-)Wissenschaft¹¹¹ eine empirische Fundgrube für Fragestellungen dieser Art.¹¹² Die Datenbasis dieser Arbeit erlaubt die Formulierung einer kritischen Perspektive, aus der die Differenz zwischen Anspruch und Wirklichkeit neoliberaler Subjektivierung sichtbar gemacht werden kann. Dennoch besteht immer auch die Gefahr, personale Unzulänglichkeiten als Ausgangspunkt des Unglücks zu identifizieren und im Zuge dessen einen Apell an die Aufopferungsbereitschaft der Arbeitseélite von morgen zu formulieren. Das Phänomen der Zeitnot, bei Kathrin RÖGGLA (2010) zugleich Maß für beruflichen Erfolg sowie Gefahr für Leib und Seele, dreht sich bei Nikola RICHTER (2006) zur dramatischen Dystopie dysfunktionaler Selbst- und Sozialbeziehung(en). Krankheiten können Anzeichen für selbstverschuldetes Versagen und Ansporn für Misstrauen gegenüber den Arbeitsverhältnissen gleichermaßen sein. Die radikale Überforderungen befeuert den Kampf im und um das eigene/n Selbst. Auf welcher Seite man steht, also ob man entweder Widersprüche betont und Alternativen bedenkt, oder doch an der eigenen Fitness zu arbeiten beginnt, ist Ansichts- und Einstellungssachen. Egal welche Interpretationsschablone den Leser_innen angeboten wird, eine entscheidende Sache eint alle drei Primärquellen dieser Arbeit: Das Glück ist nicht

111 Hierin liegt auch die Vorgehensweise begründet, möglichst direkt und unverfälscht die in den Texten vermittelten Sprachbilder wiederzugeben. Die vielen direkten Zitaten erklären sich gerade aufgrund eines Festhaltens an der methodischen Prämisse, dass die Sprache der Literatur, ein starkes Argument für das Heranziehen von fiktionaler Literatur zur Überprüfung theoretischer Behauptungen, überhaupt ist.

112 „Vielleicht sind ja Kulturschaffende die historische Avantgarde dieses postfordistischen Dramas?“ (OSTEN 2004, 6), fragt Marion Osten bereits 2004. Gemeint ist die Übereinstimmung von selbstständig-kreativer Arbeit in den Ateliers, Studierzimmern und Ich-AGs mit der aus Arbeitgeber_innensicht perfekten Utopie neoliberaler Idealarbeitskräfte. Sowohl beim Schreiben über neoliberale Gouvernamentalität (literarische Arbeit) als auch beim Nachdenken und Verknüpfen derselben (wissenschaftliche Arbeit) ist Vorsicht geboten. Immerhin kennt man das, worüber man schreiben will, als jungeR Autor_in oder angehendeR Doktorand_in sehr gut, denn „kreative Milieus und Arbeitsweisen passen besser mit den Anforderungen einer neuen Ökonomie und eines postfordistischen Produktionsmodus zusammen [...] Künstler_innen und Kulturschaffende mit ihren traditionell nichtlinearen Arbeitsbiografien und freien Projektarbeitsverhältnissen sind hier in eine Art Vorreiterrolle für jene geraten, die nun als für die Zukunft ausschlaggebend gilt“ (vgl. ebd.).

zu haben, weder auf die eine (neoliberale) noch auf die andere (widerständige) Art und Weise. In allen Büchern zeigen sich die pathologischen Effekte neoliberalen Mensch- und Arbeitskraftseins.

Einen konkreten Vorschlag macht Jakob SCHRENK (2014) in der auflagenstarken und meinungsbildenden Zeitschrift *Neon*. „Wir müssen weniger Einsatz zeigen“ (ebd., 92) knallt Schrenk der wohl verdutzten Zielgruppe des neoliberalen Programms vor den Latz. Der Autor hat gut recherchiert: „Jeder sechste Deutsche arbeitet 48 Wochenstunden oder mehr. 52 Prozent klagen laut dem Stressreport der Bundesanstalt für Arbeitsmedizin über hohen Termin- und Leistungsdruck. Könnte es sein, dass sie sich diesen Stress und diesen Druck auch selbst machen?“ (ebd.). Ja! – möchte man ihm entgegen schreien. Und wenn schon die *alten Griechen* bzw. genauer „Aristoteles glaubte[n], dass ein Mensch, der ständig arbeitet, nicht nur eine bleiche Hautfarbe, sondern auch keine Zeit habe für die wirklich wichtigen Dinge: die Freunde und die Politik“ (ebd.) erscheint jeder Widerspruch so und so als Majestätsbeleidigung. Mit Verweis auf die Studie von Luc Boltanski und Ève Chiapello (vgl. BOLTANSKI und CHIAPELLO 2006) wird der Anspruch treffend formuliert: „Gefragt ist seither nicht mehr der Befehlsempfänger, sondern der kreative Künstler, der sich verwirklicht. Ein Künstler lässt nicht den Pinsel fallen, wenn die Kirchturmuhf fünfmal schlägt, und ein Künstler eilt auch nachts zurück ins Atelier, wenn ihn die Muse geküsst hat [...] Künstler sind ja auch bekannt für Schreibblockaden, Selbstzweifel und Suizidgedanken“ (SCHRENK 2014, 94). Erklärt wird die maximale Arbeitsbereitschaft jedoch nur fragmentarisch und zwar mit Hinweisen auf das Übel von auf die Spitze getriebenem Perfektionismus. Bemerkenswert ist allerdings die Spezifikation der vorgeschlagenen Lösung: „weniger arbeiten. Ein Zehnstudentag zum Beispiel, für mich ganz normal, ist einfach Quatsch [...] und:] Durchschnitt abliefern [...] weil:] Der Rüffel, den man dafür bekommt, mindert die Lebensqualität weniger als all die Überstunden und Gedankenkreisel“ (ebd.). Allerdings besteht massive Ratlosigkeit gegenüber der Frage, wie dieses vage beschriebene *Loslassen* im Endeffekt auszusehen habe. Der Autor hofft auf Leser_innenzuschriften. Immerhin. „Aber nur positive“ (ebd.).

Die Aneignung und Umdeutung von Begriffen und Konzepten aus dem nicht-fiktionalen Leben entspricht den Vorgängen in einer Waffenschmiede, die Verantwortung und Einsatzzweck dieser Waffen obliegt jedenfalls den Schriftsteller_innen. Der Soziologie Andrew Ross, der sich u.a. mit den problematischen Arbeitsbedingungen in der boomenden IT-Industrie befasst hat, spricht sich für eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Feld neoliberaler Gouvernementalität aus: „For while the statistics about the growth and productivity of the creative sector have been

legion, there has been precious little attention to the quality of work life with which it is associated“ (ROSS 2007, 19). So hätten dieser kritischen Zeitdiagnose, an deren Ende die mahnende These von der klaffenden Lücke zwischen Glücksversprechen und Glückseinslösung steht, weitere zu folgen. Wo nicht nur Institutionen und Sozialstaaten destruktiv flexibilisiert¹¹³, sondern obendrein neoliberale Subjekte selbstständig produziert werden, ist der soziale Zusammenhalt mehr denn je in Gefahr. *Alles ist möglich*, wenn dabei nur die Freiheit des Individuums respektiert wird, beinhaltet auch ein negatives Konzept von Freiheit und meint auch die Freiheit der Gewinner_innen, nicht für die Verlierer_innen aufkommen zu müssen. (vgl. DUFOUR 2011, 226). Kritik am Neoliberalismus ist meist eine, die auf seine destruktiven Elemente fokussiert. Der Staat wird zurückgedrängt, weil sich der Markt auf alle Lebensbereiche ausdehnt. Der ungebremste Kapitalismus macht sich über erkämpfte Besserstellungen und Sozialleistungen für Arbeiter_innen her und überhaupt ist „das Signum des Neoliberalismus das Zurückdrängen des vom Staat verkörperten Gemeinwohls durch den Markt, die Ausdehnung der Ökonomie in die Politik“ (BRÖCKLING, KRASMANN und LEMKE 2000, 19). Schlussendlich begeben sich in den behandelnden Geschichten all die, die dem Zeitgeist nichts entgegen zu setzen haben, selbst in (selbstmörderische) Gefahr. Und so müsste man die Hypothese von Friedrich Engels 150 Jahre später korrigieren, denn der Siegeszug neoliberaler Arbeitsmoral hat auch vor dem *höchsten Genuß* nicht halt gemacht:

„Wenn die freiwillige produktive Tätigkeit der höchste Genuß ist, den wir kennen, so ist die Zwangsarbeit die härteste, entwürdigendste Qual. Nichts ist fürchterlicher, als alle Tage von morgens bis abends etwas tun zu müssen, was einem widerstrebt. Und je menschlicher der Arbeiter fühlt, desto mehr muss ihm seine Arbeit verhasst sein, weil er den Zwang, die Zwecklosigkeit für sich selbst fühlt, die in ihr liegen“ (ENGELS 1962b, 346).

Erste Bemühungen zur Rückeroberung des Rechts auf glücklichmachende Unproduktivität müssten jedenfalls alle Energien darauf wenden, die täuschende Umdeutung von der Unterjochung unter Arbeit zur Befreiung durch Arbeit, als ideologischen Treppenwitz der Geschichte zu enttarnen. Je mehr man arbeitet, desto mehr Freiheit erlangt man. Wer seine Leistung nicht erbringt – gleichwohl ob im Beruf, in sozialen (Nah-)Beziehungen oder sonst wo, dem blüht nichts gutes. Leistung findet

113 So scheint der Neoliberalismus ein Problem mit der Demokratie oder besser kein Problem mit repressiven Alternativen zur Demokratie zu haben (vgl. NICOLL 2013, 26-30).

Anerkennung, Unrast fasziniert. Wer sich nicht freudig bis zur Erschöpfung (an der man natürlich selbst Schuld trägt, immerhin hätte man sich ja fit, gesund und somit arbeitsfähig halten können) verausgabt und leistet, dem droht die Vertreibung aus dem Paradies, dass so paradiesisch gar nicht ist. Nichts zu leisten, faul zu sein, entrückt dem Plausiblen, wird als irrational abgestempelt und entfernt sich mehr und mehr vom in Subjektivierungsprozessen eingeübten *Raum des Denkbaren*. Arbeit verspricht Freiheit, aber die zynische und menschenverachtende List »Arbeit macht frei«¹¹⁴ hat auch 60 Jahre nach der leidvollen Ideologie des Nationalsozialismus keine Berechtigung und muss moralisch-normativ und wissenschaftlich-faktenbasiert aufs Stärkste zurück gewiesen werden. Schon dem Versuch, den Strom ein wenig abzubremsen, steht eine enorme Hürde bevor, denn Neoliberalismus beinhaltet eine *Idee vom guten Leben* und schreibt sich als solche tief in das Denken und den Körper von Menschen ein.

114 Diese gemeine Lüge prangerte als Ausdruck einer faschistoiden Obsession mit strebsamer Männlichkeit an den Aus- und Eingängen vieler Konzentrationslager. Die dahinterliegende Botschaft, der leistungsfixierte Subtext hat im Gegensatz zu Millionen von Menschen überlebt.

Literatur

- ABRAHAM, MARTIN und THOMAS HINZ (2008): *Arbeitsmarktsoziologie: Probleme, Theorien, empirische Befunde*. 2. Aufl. VS Verlag. 376 S.
- AGLIETTA, MICHEL (2000): *Ein neues Akkumulationsregime : die Regulationstheorie auf dem Prüfstand / Michel Aglietta. Aus dem Franz. von Marion Fisch*. Hamburg: VSA-Verl.
- AICHINGER, HEIDI (2012): „Wie anders wird Arbeit in Zukunft sein?“ In: *derStandard*. URL: <http://derstandard.at/1332324273609/Elf-praegende-Charaktere-Wie-anders-wird-Arbeit-in-Zukunft-sein> (besucht am 03.04.2012).
- ALTHUSSER, LOUIS (1977): *Ideologie und ideologische Staatsapparate. Aufsätze zur marxistischen Theorie*. Hamburg: VSA.
- ANDERSON, BENEDICT R. O'G (2005): *Die Erfindung der Nation : zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*. 2., um ein Nachw. von Thomas Mergel erw. Aufl. Frankfurt/Main ua: Campus-Verl. 306 S.
- ARENDT, HANNAH (1960): *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. Stuttgart: Kohlhammer.
- ARISTOTELES, v384-v322 (1990): *Politik*. Übers. von EUGEN ROLFES. 4. Aufl. Hamburg: Meiner. 365 S.
- ATZMÜLLER, ROLAND (2013): *Fit für die Krise?: Perspektiven der Regulationstheorie*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- AULENBACHER, BRIGITTE, MARIA FUNDER, HEIKE JACOBSEN und SUSANNE VÖLKER (2007): *Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft: Forschung im Dialog*. 2007. Aufl. VS Verlag für Sozialwissenschaften. 306 S.
- BACON, FRANCIS (1962): *Neues Organon*. Berlin: Akademie Verlag.
- BAUER, JOACHIM (2013): *Arbeit: warum unser Glück von ihr abhängt und wie sie uns krank macht*. München: Karl Blessing Verlag.
- BECK, ULRICH (1986): *Risikogesellschaft: auf dem Weg in eine andere Moderne*. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 391 S.
- (1999): *Die Zukunft von Arbeit und Demokratie*. 1. Aufl. Suhrkamp. 447 S.
- BERMES, CHRISTIAN (2012): *Maurice Merleau-Ponty zur Einführung*. 3. Aufl. Hamburg: Junius.
- BEVC, TOBIAS (2007): *Politische Theorie*. Konstanz: UTB. 314 S.
- BIELING, HANS-JÜRGEN und FRANK DEPPE (2001): *Flexibler Kapitalismus. Analyse, Kritik und politische Praxis*. Hamburg: VSA.
- BOHLENDER, MATTHIAS (1998): „Wie man die Armen regiert. Zur Genealogie liberaler politischer Rationalität“. In: *Leviathan* 26(4), S. 497–521.

- BOHLENDER, MATTHIAS (2007): *Metamorphosen des liberalen Regierungsdenkens : politische Ökonomie, Polizei und Pauperismus*. 1. Aufl. Weilerswist: Velbrück Wiss. 415 S.
- BÖHNKE, ALEXANDER und CÉLINE KAISER (2004): „Die gouvernementalen Strukturen. Kathrin Röggla im Gespräch mit Céline Kaiser und Alexander Böhnke“. In: *Navigationen. Siegener Beiträge zur Medien- und Kulturwissenschaft* 4(1), S. 171–184. URL: http://www.kathrin-roeggla.de/text/schlafen_interview.htm (besucht am 17.03.2012).
- BOKRANZ, RAINER und KURT LANDAU (2006): *Produktivitätsmanagement von Arbeitssystemen: MTM-Handbuch*. Schäffer-Poeschel. 838 S.
- BOLTANSKI, LUC und ÈVE CHIAPELLO (2006): *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz: UVK.
- BONVIN, JEAN-MICHEL, MONICA BUDOWSKI, PASCALE GAZARETH, KATIA IGLESIAS, KLAUS KRAEMER und ROLF KÜTTEL (2009): *Armut trotz Arbeit. Die neue Arbeitswelt als Herausforderung für die Sozialpolitik*. 1. Aufl. Seismo. 200 S.
- BRAND, ULRICH (2011): *Post-Neoliberalismus? : Aktuelle Konflikte ; gegen-hegemoniale Strategien*. Hamburg: VSA-Verl. 220 S.
- BRANZ, MANUELA (2005): „Gelungenes Scheitern. Scheitern in der postmoderne“. In: *Kunstforum International* 174, S. 262–267.
- BRÖCKLING, ULRICH (2007): *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- BRÖCKLING, ULRICH, SUSANNE KRASMANN und THOMAS LEMKE (2000): *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- (2011): „From Foucault’s Lectures at The Collège de France to Studies of Governmentality. An Introduction.“ In: *Governmentality. Current Issues and Future Challenges*. Hrsg. von ULRICH BRÖCKLING, SUSANNE KRASMANN und THOMAS LEMKE. New York: Routledge, S. 1–33.
- BUTLER, JUDITH (2001): *Psyche der Macht: das Subjekt der Unterwerfung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 197 S.
- BUTTERWEGGE, CHRISTOPH, BETTINA LÖSCH und RALF PTAK (2008): *Kritik des Neoliberalismus*.
- CARLES, PIERRE (2008): *Soziologie ist ein Kampfsport: Pierre Bourdieu im Porträt*.
- CASTEL, ROBERT (2000): *Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit*. Konstanz: UVK.
- (2011): *Die Krise der Arbeit. Neue Unsicherheiten und die Zukunft des Individuums*. Hamburg: Hamburger Edition, HIS.
- CASTEL, ROBERT und KLAUS DÖRRE (2009): *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung: Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts*. 1. Aufl. Campus. 424 S.
- CHOMSKY, NOAM (2000): *Profit over people: Neoliberalismus und globale Weltordnung*. Hamburg / Wien: Europa Verlag.
- CROUCH, COLIN (2011): *Das befremdliche Überleben des Neoliberalismus*. Berlin: Suhrkamp.

- CRUIKSHANK, BARBARA (1999): *The will to empower : democratic citizens and other subjects*. 1. publ. Ithaca ua: Cornell UnivPress. 149 S.
- DAHLMANN, CLAUS (2008): *Die Geschichte des modernen Subjekts: Michel Foucault und Norbert Elias im Vergleich*. Münster: Waxmann.
- DAVIDSON, MARIA und GEORGE YANCY, Hrsg. (2009): *Critical Perspectives on bell hooks*. 1 edition. New York: Routledge. 256 S.
- DELEUZE, GILLES (1993): *Unterhandlungen : 1972 - 1990*. Dt. Erstausg., 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 261 S.
- DEMIROVIC, ALEX (2008): *Das Problem der Macht bei Michel Foucault*. IPW Working Paper 2. Wien: Institut für Politikwissenschaft. Fakultät für Sozialwissenschaften. Universität Wien.
- DEMIROVIC, ALEX und HANS-PETER KREBS (1992): *Hegemonie und Staat: kapitalistische Regulation als Projekt und Prozess*. Münster: Verl. Westfälisches Dampfboot.
- DREYFUS, HUBERT L. und PAUL RABINOW (1994): *Michel Foucault: jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*. Weinheim: Beltz, Athenäum.
- DUDEN-ONLINE (2013): *Faszinosum*. URL: <http://www.duden.de/node/673967/revisions/1097905/view> (besucht am 02.05.2014).
- DUFOUR, DANY-ROBERT (2011): *Die Kunst, Köpfe zu schrumpfen : über die neue Knechtschaft des befreiten Menschen im Zeitalter des totalen Kapitalismus*. Wien: Löcker. 274 S.
- ELIAS, NORBERT (1970): *Was ist Soziologie?* München: Juventa. 207 S.
- (1994): *Die Gesellschaft der Individuen*. 2. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 316 S.
 - (1997a): *Über den Prozeß der Zivilisation: soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Wandlungen der Gesellschaft, Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation*. 1. Aufl. Bd. 2. 2 Bde. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 601 S.
 - (1997b): *Über den Prozeß der Zivilisation: soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes*. 1. Aufl. Bd. 1. 2 Bde. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 502 S.
 - (1999): *Norbert Elias: im Gespräch mit Hans Christian Huf*. 1. Aufl. Berlin: Ullstein. 144 S.
- ENGELS, FRIEDRICH (1962a): „Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen“. In: *Dialektik der Natur*. Bd. 20. 43 Bde. MEW. Berlin: Dietz-Verlag.
- (1962b): „Die Lage der arbeitenden Klasse in England“. In: *MEW*. Bd. 2. 43 Bde. Berlin: Dietz-Verlag, S. 229–506.
- FÄRBER, CHRISTINE, NURCAN ARSLAN und MANFRED KÖHNEN (2008): *Migration, Geschlecht und Arbeit*. 1. Aufl. Budrich. 260 S.
- FERRIS, JOSHUA (2007): *Wir waren unsterblich : Roman*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt. 442 S.
- FICHTE, HUBERT (1980): *Petersilie. Die afroamerikanischen Religionen. Santo Domingo, Venezuela, Miami, Grenada*. Frankfurt am Main: Fischer. 401 S.
- FOUCAULT, MICHEL (1976): *Überwachen und Strafen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- FOUCAULT, MICHEL (1977): *Überwachen und Strafen : die Geburt des Gefängnisses*. 2. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 396 S.
- (1981): *Archäologie des Wissens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
 - (1984): *Von der Freundschaft als Lebensweise: Michel Foucault im Gespräch*. Berlin: Merve-Verlag. 143 S.
 - (1989): *Résumé des cours, 1970 - 1982*. Paris: Julliard. 171 S.
 - (1993): „About the Beginning of the Hermeneutics of the Self Two Lectures at Dartmouth“. In: *Political Theory* 21(2), S. 198–227. URL: <http://ptx.sagepub.com/content/21/2/198> (besucht am 10.05.2013).
 - (1994): „Das Subjekt und die Macht“. In: *Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*. Hrsg. von HUBERT L. DREYFUS und PAUL RABINOW. Weinheim: Beltz Althenäum Verlag, S. 243–261.
 - (2004): *Sicherheit, Territorium, Bevölkerung: Vorlesung am Collège de France 1977 - 1978*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
 - (2005): *Analytik der Macht*. Hrsg. von DANIEL DEFERT. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
 - (2010): *Kritik des Regierens : Schriften zur Politik*. Berlin: Suhrkamp.
- FOUCAULT, MICHEL und DUCCIO TROMBADORI (1996): *Der Mensch ist ein Erfahrungstier : Gespräch mit Duccio Trombadori*. 3. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 144 S.
- FRAMBACH, HANS A. (2002): „Zum Verständnis von Arbeit im historischen Wandel. Eine Untersuchung aus nationalökonomischer Perspektive“. In: *Arbeit - Zeitschrift für Arbeitsforschung, Arbeitsgestaltung und Arbeitspolitik* 11(3), S. 226–243. URL: <http://www.zeitschriftarbeit.de/docs/3-2002/frambach.pdf> (besucht am 18.07.2012).
- FRANZ, WOLFGANG (2009): *Arbeitsmarktökonomik*. 7. Aufl. Springer. 492 S.
- FREY, MICHAEL, ANDREAS HEILMANN, KARIN LOHR, ALEXANDRA MANSKE und SUSANNE VÖLKER (2010): *Perspektiven auf Arbeit und Geschlecht: Transformationen, Reflexionen, Interventionen*. 1., Aufl. Hampp, Mering. 314 S.
- GALEANO, EDUARDO (1997): „Ich weigere mich, eine Ware zu sein“. In: *Neues Deutschland*. URL: <https://www.neues-deutschland.de/artikel/669145.ware.html?sstr=eduardo%7Cgaleano> (besucht am 07.06.2013).
- GERLACH, THOMAS (2000): „Die Herstellung des allseits verfügbaren Menschen. Zur psychologischen Formierung der Subjekte im neoliberalen Kapitalismus“. In: *UTOPIE kreativ* (121), S. 1052–1065.
- GÖLZNER, HERBERT (2006): *Erfolg trotz Führung : Das Systemisch-integrative Führungsmodell: Ein Ansatz zur Erhöhung der Arbeitsleistung in Unternehmen*. 1. Aufl. Wiesbaden: DUV. 335 S.
- GONZALES DE OLARTE, EFRAÍN (1998): *El neoliberalismo a la peruana: economía política del ajuste estructural, 1990-1997*. Instituto de Estudios Peruanos (IEP). 160 S.
- GORDON, COLIN (1991): „Governmental rationality: An Introduction“. In: *The Foucault Effect: Studies in Governmentality*. Hrsg. von GRAHAM BURCHELL, COLIN GORDON und PETER MILLER. London: Harvester Wheatsheaf.
- GÜNZEL, STEPHAN (2007): *Maurice Merleau-Ponty: Werk und Wirkung; eine Einführung*. Wien: Turia + Kant.

- HAHN, SYLVIA (2008): *Migration - Arbeit - Geschlecht: Arbeitsmigration in Mitteleuropa vom 17. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts*. 1. Aufl. V&R Unipress. 282 S.
- HARVEY, DAVID (2007): *Kleine Geschichte des Neoliberalismus*. Zürich: Rotpunkt.
- HAYEK, FRIEDRICH AUGUST VON (1948): „Wahrer und falscher Individualismus“. In: *ORDO* 1, S. 19–55.
- (1967): *Studies in philosophy, politics and economics*. London: Routledge. URL: <http://direitasja.files.wordpress.com/2012/05/studies-in-philosophy-and-economics-friedrich-a-hayek.pdf> (besucht am 02.04.2013).
- HEINZLMAIER, BERNHARD (2013): *Performer, Styler, Egoisten: über eine Jugend, der die Alten die Ideale abgewöhnt haben*. Orig.-Ausg., 1. Aufl. Berlin: Archiv der Jugendkulturen Verlag. 196 S.
- HEITER, BERND (1988): „Intersubjektivität und die Sorge um sich. Kommentierende Bemerkungen zu Foucaults interpretativer Analytik der antiken Ethik“. In: *Das Wahrsprechen des Anderen. Zwei Vorlesungen von 1983/84*. Hrsg. von ULRIKE REUTER. Frankfurt am Main: Materialis, S. 52–67.
- HIRSCH, JOACHIM (2001): „Wo bleibt das Subjekt für einen radikalen Reformismus?“ In: *Flexibler Kapitalismus. Analyse, Kritik und politische Praxis*. Hrsg. von HANS-JÜRGEN BIELING, KLAUS DÖRRE, JOCHEN STEINHILBER und HANS-JÜRGEN URBAN. Hamburg: VSA, S. 270–280.
- HOBBS, THOMAS (1949): *Lehre vom Bürger*. Bd. 3. 3 Bde. Grundzüge der Philosophie. Leipzig.
- HOLLSTEIN, TINA, LENA HUBER und CORNELIA SCHWEPPE (2010): *Migration, Armut und Bewältigung: Eine fallrekonstruktive Studie*. 1. Aufl. Beltz Juventa. 174 S.
- HONDRICH, KARL OTTO (2001): *Der neue Mensch*. Erstausg., Orig.-Ausg., 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 222 S.
- ILLOUZ, EVA (2007): *Gefühle in Zeiten des Kapitalismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- INGRAM, DAVID (1994): „Foucault and Habermas on the subject of reason“. In: *The Cambridge companion to Foucault*. Hrsg. von GARY GUTTING. Cambridge [u.a.]: Cambridge Univ. Press, S. 215–261.
- ISENBERG, BO (1991): „Die kritischen Bemerkungen von Jürgen Habermas zu Michel Foucault“. In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 39(12), S. 1386–1399.
- KELLER, KATRIN (1997): „Zwischen Zunft und Fabrik. Handwerk und Handwerker in sächsischen Kleinstädten des 18. Jahrhunderts“. In: *Handwerk, Bürgertum und Staat*. Hrsg. von RALF STREMMEL und WILFRIED KELLER. Dortmund: Gesellschaft für Westfälische Wirtschaftsgeschichte, S. 25–45.
- KLEINER, MARCUS S. (2001): *Michel Foucault: eine Einführung in sein Denken*. Campus Verlag. 252 S.
- KLUGE, FRIEDRICH (2011): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. Unter Mitarb. von ELMAR SEEBOLD. 25. Aufl. Berlin [u.a.]: de Gruyter. 1021 S.
- KNEER, DR. GEORG (2013): „Die Analytik der Macht bei Michel Foucault“. In: *Macht und Herrschaft*. Hrsg. von PETER IMBUSCH. Wiesbaden: Springer, S. 265–283. URL:

- http://link.springer.com/chapter/10.1007/978-3-531-93469-3_13 (besucht am 28.05.2013).
- KÖGLER, HANS-HERBERT (2004): *Michel Foucault*. Stuttgart: Metzler.
- KÖNIG, MARIO (2012): *Kap. 3: Arbeit in der Frühneuzeit*. Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). URL: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D17470.php> (besucht am 10.10.2012).
- KÖRNER, MARTIN (2012): *Kap. 2: Arbeit in der Frühneuzeit*. In: *Historisches Lexikon der Schweiz (HLS)*. URL: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D17470.php> (besucht am 2013).
- KREISKY, EVA (2006): „Ermattete Staatskoerper und (re-)vitalisierte Körpermärkte: vergeschlechtlichte Körperrituale im Neoliberalismus“. In: *Ritualisierung von Geschlecht*. Hrsg. von BIRGIT SAUER und EVA-MARIA KNOLL. Wien: WUV, S. 223–242.
- (2008): „Fitte Wirtschaft und schlanker Staat: das neoliberale Regime über die Bäuche“. In: *Kreuzzug gegen Fette: sozialwissenschaftliche Aspekte des gesellschaftlichen Umgangs mit Übergewicht und Adipositas*. Hrsg. von HENNING SCHMIDT-SEMISCH. 1. Aufl. Wiesbaden: VS, Verfür Sozialwiss, S. 143–161.
- KREMPL, SOPHIE-THÉRÈSE (2011): *Paradoxien der Arbeit: oder: Sinn und Zweck des Subjekts im Kapitalismus*. Bielefeld: Transcript. 339 S.
- LANGE, BJÖRN (2011): *Hartz IV - und der Tag gehört dir: Über das Schicksal Langzeitarbeitsloser, den Zerfall unseres Sozialsystems und das Milliardengrab ARGE/Jobcenter*. 1. Aufl. Norderstedt: Books on Demand. 176 S.
- LEGNARO, ALDO und ALMUT BIRENHEIDE (2008): *Regieren mittels Unsicherheit : Regime von Arbeit in der späten Moderne*. Konstanz: UVK-Verl-Ges. 245 S.
- LEMKE, THOMAS (2001): „Gouvernementalität“. In: *Michel Foucault. Eine Einführung in sein Denken*. Hrsg. von MARCUS S. KLEINER. Frankfurt am Main: Campus Verlag, S. 278.
- (2007): *Gouvernementalität und Biopolitik*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- LEMKE, THOMAS, SUSANNE KRASMANN und ULRICH BRÖCKLING (2000): „Gouvernementalität, Neoliberalismus und Selbsttechnologien. Eine Einleitung“. In: *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 7–40.
- LENSING, THORSTEN (2007): „Der Arbeitsbegriff als Platzhalter und Interpret“. Diss. Freiburg: Universität Freiburg. 360 S. URL: <http://katalog.ub.uni-freiburg.de/persistentid:267230362>.
- LEPENIES, WOLF (2006): *Die drei Kulturen : Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft*. Ungekürzte Ausg., 2. Aufl. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verl. 558 S.
- LESSENICH, STEPHAN (2008): *Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus*. Bielefeld: Transcript.
- LIPIETZ, ALAIN (1985): „Akkumulation, Krisen und Auswege aus der Krise. Einige methodische Überlegungen zum Begriff der Regulation“. In: *PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft* 58(1), S. 109–137.

- (1998): *Nach dem Ende des "Goldenen Zeitalters": Regulation und Transformation kapitalistischer Gesellschaften ; ausgewählte Schriften*. Unter Mitarb. von HANS-PETER KREBS. Dt. Erstausg. Berlin ; Hamburg: Argument-Verl. 219 S.
- LOCKE, JOHN (1838): *The Conduct of the Understanding*. 318 S. URL: <http://books.google.at/books?id=0bE9AAAAcAAJ&printsec=frontcover&hl=de#v=twopage&q&f=false> (besucht am 17.03.2013).
- (1966): *Two treatises of civil government*. London: Dent. 242 S.
- LÖFFLER, MARION (2011): „Fiktionale Literatur als Beitrag zur politischen Theorie“. Manuskript. Wien.
- LOHOFF, ERNST, NORBERT TRENKLE, KARL-HEINZ LEWED und MARIA WÖFLINGSIEDER (2005): *Dead Men Working: Gebrauchsanweisungen zur Arbeits- und Sozialkritik in Zeiten kapitalistischen Amoklaufs*. 2. Aufl. Unrast. 304 S.
- LOSMANN, CARMEN, STEPHAN SIEMENS und EVA BOCKENHEIMER, Hrsg. (2013): *Work hard play hard: das Buch zum Film*. Marburg: Schüren. 218 S.
- MANDEVILLE, BERNARD (1968): *Die Bienenfabel oder Private Laster, öffentliche Vorteile*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- MANTL, WOLFGANG (2000): „Fiktionale Literatur und Politikwissenschaft. Erfahrungen in Forschung und Lehre“. In: *Dichtung und Politik. Vom Text zum politisch-sozialen Kontext, und zurück*. Hrsg. von OSWALD PANAGL und WALTER WEISS. Wien: Böhlau, S. 9–30.
- MARKOVIC, BETTINA (2006): *Pop-Literatur und ihr Diskurs zwischen Affirmation und Subversion : mit besonderer Berücksichtigung von Kathrin Röggla's Prosa*. 88 S.
- MARX, KARL (1956): „Der Produktionsprozess des Kapitals“. In: *Das Kapital*. Hrsg. von INSTITUT FÜR MARXISMUS-LENINISMUS. Bd. 1. 3 Bde. MEW 23. Berlin: Dietz-Verlag.
- (1963): „Die deutsche Ideologie“. In: *MEW 13*. Hrsg. von BERLIN INSTITUT FÜR MARXISMUS-LENINISMUS. Berlin: Dietz-Verlag.
- (1983): „Der Gesamtprozeß der kapitalistischen produktion“. In: *Das Kapital*. Hrsg. von INSTITUT FÜR MARXISMUS-LENINISMUS. Bd. 3. 3 Bde. MEW 25. Berlin: Dietz-Verlag.
- MARX, KARL und FRIEDRICH ENGELS (1962): „Die deutsche Ideologie“. In: *MEW 3*. Hrsg. von BERLIN INSTITUT FÜR MARXISMUS-LENINISMUS. Berlin: Dietz-Verlag.
- MASSCHELEIN, JAN und MAARTEN SIMONS (2005): *Globale Immunität oder eine kleine Kartographie des europäischen Bildungsraums*. 1. Aufl. Zürich ua: Diaphanes. 128 S.
- MCKINSEY&COMPANY (2014): *About Us*. URL: http://www.mckinsey.com/about_us.
- MEAD, GEORGE HERBERT (1904): „The relations of psychology and philology“. In: *Psychological Bulletin* 1(11), S. 375–391.
- (1906): „The imagination in Wundt's treatment of myth and religion“. In: *Psychological Bulletin* 3(12), S. 393–399.
- (1930): „The Philosophies of Royce, James, and Dewey in Their American Setting“. In: *International Journal of Ethics* 40(2), S. 211–231. URL: <http://www.jstor.org/stable/2377976> (besucht am 20.04.2013).
- (1973): *Geist, Identität und Gesellschaft: aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- MEISSNER, HANNA (2010): *Jenseits des autonomen Subjekts : zur gesellschaftlichen Konstitution von Handlungsfähigkeit im Anschluss an Butler, Foucault und Marx*. Bielefeld: transcript. 303 S.
- MICHALITSCH, GABRIELE (2006): *Die neoliberale Domestizierung des Subjekts : von den Leidenschaften zum Kalkül*. Frankfurt am Main ua: Campus-Verl. 170 S.
- MIETH, CORINNA (2010): „Utopische und wirkliche Freiheit. Hat die Utopie im Liberalismus noch eine Chance?“ In: *polar. Politik. Theorie. Alltag*(9), S. 29–36. URL: http://www.polar-zeitschrift.de/polar_09.php?id=418#418 (besucht am 14.03.2013).
- MOLDASCHL, MANFRED (2002): „Ökonomien des Selbst. Subjektivität in der Unternehmungsgesellschaft“. In: *Facetten der Cyberwelt. Subjektivität, Eliten, Netzwerke, Arbeit, Ökonomie*. Hrsg. von JOHANNA KLAGES und SIEGFRIED TIMPF. Hamburg: VSA, S. 29–62.
- MOLDASCHL, MANFRED und DIETER SAUER (2000): „Internalisierung des Marktes – Zur neuen Dialektik von Kooperation und Herrschaft“. In: *Begrenzte Entgrenzungen – Wandlungen von Organisation und Arbeit*. Hrsg. von HEINER MINSEN. Berlin, S. 205–224.
- MOLDASCHL, MANFRED und GÜNTHER G. VOSS (2002): *Subjektivierung von Arbeit. Arbeit, Innovation und Nachhaltigkeit*. München ua: Hampp. 324 S.
- MOZETIČ, GERALD (2003): *Literatur als Soziologie : zum Verhältnis von literarischer und gesellschaftlicher Wirklichkeit*. Unter Mitarb. von HELMUT KUZMICS. Konstanz: UVK. 346 S.
- NECKEL, SIGHARD (2010): *Sternstunden der Soziologie : wegweisende Theoriemodelle des soziologischen Denkens*. Frankfurt/Main ua: Campus Verl. 500 S.
- NEGT, OSKAR (1997): „Neuzugänge zum Marxschen Denken“. In: *Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung*(30), S. 38–46.
- (2008): *Arbeit und menschliche Würde*. Göttingen: Steidl.
- NICOLL, NORBERT (2013): *Neoliberalismus: Ungleichheit als Programm*. Münster: Unrast-Verl.
- OEXLE, OTTO GERHARD (2000): „Arbeit, Armut, Stand im Mittelalter“. In: *Geschichte und Zukunft der Arbeit*. Hrsg. von JÜRGEN KOCKA und CLAUS OFFE. Frankfurt am Main [u.a.]: Campus, S. 67–89.
- O'MALLEY, PAT (2000): „Uncertain subjects: risks, liberalism and contract“. In: *Economy and Society* 29(4), S. 460–484.
- OPITZ, SVEN (2004): *Gouvernementalität im Postfordismus: Macht, Wissen und Techniken des Selbst im Feld unternehmerischer Rationalität*. Hamburg: Argument Verlag.
- OSTEN, MARION von (2004): *Atelier Europa. Ein kleines postfordistisches Drama, aus dem Begleittext zur gleichnamigen Ausstellung im Kulturverein München*. URL: http://www.kulturstiftung-des-bundes.de/cms/media_archive/1074856083467.doc (besucht am 14.03.2013).
- PIRKER, ELISABETH (2008): *Wi(e)der die Wirklichkeit - dokumentarische Verfahrensweise in den Dramen von Kathrin Röggla*. 123 S.

- PLATO (1992): *Sämtliche Werke. 6. Nomoi*. Hrsg. von WALTER F. OTTO, ERNESTO GRASSI und GERT PLAMBÖCK. Übers. von HIERONYMUS MÜLLER und FRIEDRICH SCHLEIERMACHER. 78. - 80. Tsd. Hamburg: Rowohlt. 327 S.
- PLEHWE, DIETER und BERNHARD WALPEN (1999): „Wissenschaftliche und wissenschaftspolitische Produktionsweisen im Neoliberalismus. Beiträge der Mont Pèlerin Society und marktradikaler Think Tanks zur Hegemoniegewinnung und -erhaltung“. In: *PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft* 29(115), S. 203–236.
- POLANYI, KARL (1978): *The great transformation: Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen*. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- PONGRATZ, HANS J. und GERD GÜNTHER VOSS (2003): *Arbeitskraftunternehmer : Erwerbsorientierungen in entgrenzten Arbeitsformen*. Berlin: EdSigma. 279 S.
- PONGRATZ, HANS J. und GÜNTHER G. VOSS (1997): „Fremdorganisierte Selbstorganisation“. In: *Zeitschrift für Personalforschung* 7, S. 30–53.
- POULANTZAS, NIKOS (2002): *Staatstheorie : polititischer Überbau, Ideologie, autoritärer Etatismus*. [Neuausg.] Hamburg: VSA-Verl. 294 S.
- PULLER, ARMIN (2009): „Das Konzept der materiellen Verdichtung von Kräfteverhältnissen in der Reproduktionsproblematik bei Nicos Poulantzas und in formanalytischen Staatstheorien“. In: *Kapitalismustheorien .Gemeinsame Tagung von ÖGPW und DV-PW, Sektion Politik und Ökonomie*. Wien. URL: http://www.forschungsnetzwerk.at/downloadpub/2009_paper_AG4a_puller.pdf (besucht am 20.04.2014).
- RANCIÈRE, JACQUES (2007): *Politik und Literatur*. Wien.
- RAU, ALEXANDRA (2010): „Psychopolitik. Macht und Subjekt in subjektivierten Arbeitsverhaeltnissen“. In: *Das Subjekt – zwischen Krise und Emanzipation*. Hrsg. von ALEX DEMIROVIC, CHRISTINA KAINDL und ALFRED KROVOZA. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 27–48. (Besucht am 12.04.2013).
- REINALTER, HELMUT (2010): *Der deutsche und österreichische Liberalismus : geschichts- und politikwissenschaftliche Perspektiven im Vergleich*. Innsbruck ; Wien ua: StudienVerl. 294 S.
- RESCH, CHRISTINE (2005): „Berater-Kapitalismus oder Wissensgesellschaft? Zur Kritik der neoliberalen Produktionsweise“. Diss. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- RIBOLITS, ERICH (1997): *Die Arbeit hoch?* URL: <http://www.krisis.org/navi/die-arbeit-hoch> (besucht am 21.07.2012).
- RICHTER, NIKOLA (2006): *Die Lebenspraktikanten*. Frankfurt am Main: Fischer. 189 S.
- RIEHL, WILHELM HEINRICH (1883): *Die deutsche Arbeit*. 3. Aufl. Stuttgart [u.a.]: Cotta. 297 S.
- RIPPMANN, DOROTHEE (2012): *Kap. 1: Arbeit im Mittelalter*. In: *Historisches Lexikon der Schweiz (HLS)*. URL: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D17470.php> (besucht am 06.02.2013).
- RÖGGLA, KATHRIN (2010): *Wir schlafen nicht*. 3. Aufl. Frankfurt am Main: Fischer.
- (2011): „finanz-punk“. In: *Jelinek[Jahr]Buch*. Hrsg. von PIA JANKE. Bd. 2. Wien: Praesens Verlag, S. 17–22.

- RÖPKE, WILHELM (1979): *Die Gesellschaftskrisis der Gegenwart*. 6. Aufl., nach der im Eugen Rentsch-Verl. erschienenen 5. Aufl. gedr. und durchges. Bern ua: Haupt. 417 S.
- ROSS, ANDREW (2007): „Nice Work If You Can Get It. The Mercurial Career of Creative Industries Policy“. In: *MyCreativity Reader. A Critique of Creative Industries*. Hrsg. von GEERT LOVINK und NED ROSSITER. Amsterdam: Institute of Network Cultures, S. 19–41.
- RUST, HOLGER (2008): *Zukunftsillusionen. Kritik der Trendforschung*. VS Verlag für Sozialwissenschaften. 174 S.
- SAAR, MARTINFUCHS (2007): *Genealogie als Kritik: Geschichte und Theorie des Subjekts nach Nietzsche und Foucault*. Frankfurt am Main: Campus. 383 S.
- SARTRE, JEAN-PAUL (2005): *Geschlossene Gesellschaft. Stück in einem Akt*. Reinbek bei Hamburg: rororo. 80 S.
- SCHILLER, THEO (2011): „Liberalismus“. In: *Kleines Lexikon der Politik*. Hrsg. von DIETER NOHLEN und FLORIAN GROTZ. Orig.-Ausg., 5., überarb. und erw. Aufl. München: Beck, S. 342–345.
- SCHIMANK, UWE (2000): *Handeln und Strukturen : Einführung in die akteurtheoretische Soziologie*. Weinheim ua: Juventa. 367 S.
- SCHLICK, CHRISTOPHER, RALPH BRUDER und HOLGER LUCZAK (2010): *Arbeitswissenschaft*. Springer. 1209 S.
- SCHMID, GÜNTHER (2002): *Wege in eine neue Vollbeschäftigung : Übergangsarbeitsmärkte und aktivierende Arbeitsmarktpolitik*. Frankfurt am Main [u.a.]: Campus Verlag. 477 S.
- SCHMOLLER, GUSTAV (1978): *Grundriss der allgemeinen Volkswirtschaftslehre*. unveränderter Nachdruck d. Aufl. Berlin 1923. Berlin: Duncker und Humblot.
- SCHRENK, JAKOB (2014): „Das 80-Prozent-Prinzip“. In: *Neon*, S. 92–94.
- SCHUMPETER, JOSEPH A. (1926): *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung*. 2. Aufl. München/Leipzig.
- SENNETT, RICHARD (1982): *The frog who dared to croak*. New York: Farrar, Straus & Giroux.
- (1984): *An evening of Brahms*. New York: Knopf : Distributed by Random House.
- (1986): *Palais-Royal*. New York: Knopf : Distributed by Random House.
- (2005): *Die Kultur des neuen Kapitalismus*. Berlin: Berlin-Verl.
- (2010): *Der flexible Mensch*. Berlin: Berliner Taschenbuch Verlag.
- (2012): *Zusammenarbeit: was unsere Gesellschaft zusammenhält*. Berlin: Hanser.
- STÄHELI, URS (1998): „Politik der Entparadoxisierung. Zur Artikulation von Hegemonie- und Systemtheorie“. In: *Das undarstellbare der Politik. Zur Hegemonietheorie Ernesto Laclaus*. Hrsg. von OLIVER MARCHART. Wien: Turia + Kant, S. 52–66.
- THIBAUT, BERNHARD (2005): „Arbeit“. In: *Lexikon der Politikwissenschaft. Theorien, Begriffe, Methoden*. Hrsg. von DIETER NOHLEN und RAINER-OLAF SCHULTZE. Dritte, aktualisierte und erweiterte Auflage. Bd. 1. 2 Bde. München: C.H. Beck, S. 27–28.
- THOMAS, M. E. (2013): *Confessions of a Sociopath: A Life Spent Hiding in Plain Sight*. New York: Crown. 320 S.

- VIRNO, PAOLO (2005): *Grammatik der Multitude : Öffentlichkeit, Intellekt und Arbeit als Lebensformen*. Wien: Turia + Kant. 188 S.
- VOGL, JOSEPH (2008): *Über das Zaudern*. 2. Aufl. Zürich ua: Diaphanes. 127 S.
- VOLKMANN, UTE und UWE SCHIMANK (2006): „Kapitalistische Gesellschaft: Denkfiguren bei Pierre Bourdieu“. In: *Pierre Bourdieu: Neue Perspektiven für die Soziologie der Wirtschaft*. Hrsg. von MICHAEL FLORIAN und FRANK HILLEBRANDT. Springer, S. 221–242.
- VOSS, JOHANN HEINRICH (1835): *Sämmtliche poetische Werke*. Leipzig: Müller. 424 S.
- WACKER, ALI (1989): „Arbeit als Zwiespalt – Technik als Lösung“. In: *Zeitbilder der Technik*. Hrsg. von DIETMAR BECKER, REGINA BECKER-SCHMIDT, GUDRUN AXELI KNAPP und ALI WACKER. Bonn: J.H.W. Dietz, S. 141–191.
- WAGNER, PETER (1995): *Soziologie der Moderne: Freiheit und Disziplin*. Frankfurt am Main [u.a.]: Campus-Verl. 309 S.
- WALPEN, BERNHARD (2000): „Von Igel und Hasen oder: Ein Blick auf den Neoliberalismus“. In: *UTOPIE kreativ* (121), S. 1066–1079. URL: http://www.rosalux.de/fileadmin/rls_uploads/pdfs/walpen121122.pdf (besucht am 14.10.2013).
- (2004): *Die offenen Feinde und ihre Gesellschaft : eine hegemonietheoretische Studie zur Mont Pèlerin Society*. Hamburg: VSA-Verl. 493 S.
- WEBER, MAX (1972): *Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriss der verstehenden Soziologie*. Unter Mitarb. von JOHANNES WINCKELMANN. 5., rev. Aufl. / besorgt von Johannes Winckelmann, Studienausg. Tübingen: Mohr Siebeck. 942 S.
- WENGLER, WOLFGANG (2000): „Die Geschichte ist zu gar nichts da.“ In: *Berliner Zeitung*. URL: <http://www.berliner-zeitung.de/archiv/geschichtsphilosophie-x--betrachtungen-zu-norbert-elias-zivilisationstheorie-die-geschichte-ist-zu-gar-nichts-da,10810590,9861616.html> (besucht am 23.04.2014).
- WESTHOFF, KARL (1995): *Effektiver arbeiten: Diagnoseinstrumente zur Optimierung von Arbeitsverhalten, Arbeitsbedingungen und Organisation*. Heidelberg: Asanger. 147 S.
- ŽIŽEK, SLAVOJ (1998a): *Das Unbehagen im Subjekt*. Dt. Erstausg. Wien: Passagen-Verl. 198 S.
- (1998b): „Jenseits der Diskursanalyse“. In: *Das undarstellbare der Politik. Zur Hegemonietheorie Ernesto Laclaus*. Hrsg. von OLIVER MARCHART. Wien: Turia + Kant, S. 123–131.

Zusammenfassung

Die Arbeitswelt am Beginn des 21. Jahrhunderts ist in Bewegung. Es vollzieht sich ein fundamentaler Wandel im Verhältnis aller Menschen zum Thema Arbeit. Thematisiert werden die Einstellung gegenüber bzw. die steigende Bereitschaft zur Arbeit. Zielgruppe dieser theoriegeleiteten Untersuchung sind Menschen, denen gemeinhin beruflicher Erfolg attestiert wird. Das Erkenntnisinteresse liegt in der Beantwortung folgender Frage: Worin besteht deren Antrieb zur Arbeit und welche Folgen hat Vielarbeit? Die Ethik der Arbeit verändert sich auf Basis einer bestimmten Idee vom produktiven Leben. Eine Idee, die als Bestandteil neoliberaler Ideologie bzw. Utopie, weit über das hinausgeht, was bisher unter dem Begriff der Arbeitsmoral verstanden wurde und untrennbar mit kapitalistischen Verhältnissen verknüpft ist. Arbeit universalisiert sich zur Lebenseinstellung und wird zur ubiquitären Lebensmoral. Das wiederum hat Konsequenzen für Individuum und Gesellschaft. Den Folgen einer neoliberalisierten Arbeitsmoral wird mittels Literaturanalyse nachgespürt. Als Primärquelle fungiert fiktionale Literatur. Der Werdegang der einzelnen Figuren zeigt: einerseits macht neoliberales Menschsein krank, erschwert langfristige soziale Beziehungen und wirkt sich (negativ) auf die Zeitstrukturen postfordistischen Lebens aus. Freizeit verliert mehr und mehr an Bedeutung. Andererseits schwindet der soziale Zusammenhalt innerhalb der Gesellschaft. Die Gleichsetzung von Arbeit und Lebenszweck stellt eine Gefahr für die soziale Kohäsion dar, insofern Gemeinschaften ihr verbindender Klebstoff abhanden kommt. Dennoch: Die Veränderungen in der Arbeitswelt basieren nicht auf Zwang. Viel mehr verspricht sich der neoliberale Mensch vom produktiven Leben Freiheit und Sicherheit. Menschen, die sich konsequent neoliberalisieren, also die Dauerbereitschaft zum Arbeiten subjektivieren, leben gerade nicht in Freiheit. Pathologien beschränken eine autonome Gestaltung des eigenen Lebensweges und machen in letzter Konsequenz unproduktiv.

Abstract

In the beginning of the 21st century, the world of work is in motion. Fundamental changes concerning labour have been taken place and are still affecting everyone in society. The idea of a „productive life“ in the context of neoliberalism has changed the foundation of work ethics towards an increasing willingness to work overtime all the time. Recently, labour becomes more an attitude towards life and ubiquitously influences the moral concept in many respects. The consequences arising out of neoliberal ethics affect both, individuals as well as society. In the present study, these consequences are investigated by employing analyses of fictional literature. Observation of character development results in the following conclusions: on the one hand, a neoliberal lifestyle sickens the individual, impede the buildup and maintenance of long-lasting social relationships and has (negative) ramifications on time-management of postfordistic lifestyle, in which leisure time becomes less important. On the other hand, solidarity within a society is decreasing. Interestingly, people are not enforced to undertake these changes, the promises of freedom and security drive them to follow this new lifestyle. However, exactly the opposite is the case for individuals fully pursuing this neoliberal lifestyle and exhibiting a continuing and constant ambition to work more, longer, harder – they lose their freedom. In fact, pathologies restrict the autonomous lifestyle and ultimately result in unproductiveness.

Lukas Raneburger, BA

E-Mail raneburger.lukas@gmail.com

Schulbildung

1993–1997	Volkschule in Wörgl
1997–2001	AHS Unterstufe am Bundesrealgynaisum in Wörgl
2001–2006	Höhere Technische Lehranstalt (HTL) in Jenbach Ausbildungszweig: Wirtschaftsingenieurwesen Fachrichtung: Betriebsmanagement

Studium

2006–2010	Diplomstudium der Politikwissenschaft Universität Wien
2010	Bachelorabschluss Politikwissenschaft (Anrechnung) Universität Wien
2010–2012/2015	Masterstudium der Politikwissenschaft Universität Wien

Sprachen Deutsch (Muttersprache)
 Englisch

Beruflicher Werdegang

2012-2014	Sales BAWAG P.S.K.
seit 2014	Websites & Online Prozesse BAWAG P.S.K.

Wien, 12. April 2015